Das Buch
vom
General Düfour.

Sein
Leben und Wirken
mit besonderer Berücksichtigung seiner Verdienste um die politische Selbständigkeit und Einheit der Schweiz, sowie um Wissenschaft, Kunst und Humanität,

unter Benutzung der besten Quellen

für das Volk bearbeitet

von

Senn-Barbieux.

Dritte Auflage.

St. Gallen.
Druck und Verlag von Th. Wirth & Cie.
1890.

Einleitung.

„Frisch auf, mein Lied! — Wie Trommelklang
Und wie Trompetenton
Erschalle laut mein Jubelsang
Dem **besten Schweizersohn.**
Schwing' dich hinan zum Gletscherfeld
Vom Aehrengold der Flur
Und grüß' noch über'm Sternenzelt
Den **General Düfour!"**

Es ist die gleiche gehobene Stimmung, wie sie den Sänger dieser begeisterten Introduktion, Julius Schanz, vor 30 Jahren nach dem raschen, glücklichen Austrage des schweizerischen Bruderzwistes durch den gefeierten General Düfour erfaßte, die mir jetzt die Feder in die Hand drückt, wo ich die schöne Aufgabe übernommen habe, Letzterem ein literarisches Denkmal zu errichten, das, im Volkstone gehalten und das ganze Leben und Wirken dieses verdienstvollsten aller Eidgenossen darstellend, in jedem Schweizerhause um ein würdiges Plätzchen wirbt.

Was ich erzähle, ist durchaus treu und wahr und basirt auf den Schriften des Generals selbst, auf höchst verdankenswerthen Privat-Mittheilungen von Seiten seiner Schwester, Mme. Mabile, seines Schwiegersohnes Mr. le Colonel L'Hardy, seines noch lebenden Mitschülers Mr. Antoine Morin, sowie mehrerer anderer Freunde und ihm zunächst stehender hoher eidgenössischer Beamter und endlich auch auf der neuen historischen und geographischen Literatur der Schweiz.

Meine Arbeit soll daher in allen Theilen auf den Titel eines geschichtlichen Volksbuches Anspruch machen dürfen und entbietet in diesem Sinne ihren Gruß allen Offizieren und Soldaten, welche anno 47 und 57 „dabei gewesen sind", sowie jeder jüngern Wehrkraft des Vaterlandes, welche in Düfour's Sinn und Geist für die Selbständigkeit und Einheit der Schweiz einstehen würde, wenn es die Noth erforderte, ihren Gruß sodann allen Alpenclubisten, Touristen und Freunden der Geographie, welche die hohen Verdienste Düfour's um die schweizerische Kartographie und Topographie zu würdigen wissen; — ihren Gruß auch den Architekten und Ingenieuren, welche einen schöpferischen Geist, wie er in Düfour lebte, als Ideal hochhalten; — ihren Gruß nicht minder allen Volks- und Jugenderziehern, welche in dem Lebensbilde eines edlen, hochherzigen Menschen ein wichtiges Werkzeug zur Charakterbildung der Zöglinge erblicken; — ihren Gruß insbesondere der Jugend, der hoffnungsvollen Zukunft des Vaterlandes, die sich das Leben und Wirken großer Männer als Richtschnur für ihr eigenes Leben nehmen will; — ihren Gruß dann allen Schweizern im Auslande, die von ihrer

stillen Farm im fernen Westen, von der Handelskolonie am Weltmeerstrande und von jeder Großstadt des Continents her sich mit uns „des einen schönen Vaterlandes" freuen; — ihren Gruß endlich allen braven Schweizerherzen zu Stadt und Land, zu Berg und Thal, die als Hausschatz bei sich aufnehmen werden dies schlichte

biographische Monument des Generals Düfour.

Walzenhausen, im November 1877.

Senn-Barbieux,
Professor.

Vorbemerkung zur zweiten Auflage.

Der Umstand, daß schon während des Druckes der letzten Bogen der ersten Auflage dieses historischen Volksbuches eine zweite Auflage desselben veranstaltet werden muß, sowie die äußerst günstige Beurtheilung der erschienenen Lieferungen in der gesammten Schweizerpresse, bestimmten mich, für diese neue Ausgabe außer einigen Korrekturen keinerlei Veränderungen im Texte vorzunehmen. — Eine vorzügliche französische Uebersetzung dieses meines Buches erscheint gegenwärtig im Verlage der „Suisse illustrée" in Lausanne unter dem Titel: „Le Général Dufour, sa vie et ses travaux, d'après les meilleures sources, par Walter Senn; Traduction libre par **S. Blanc,** éditeur, et **F. Oyeux-Delafontaine.** Illustrations par **Herbert fils.**" Die sehr zahlreichen Illustrationen des jungen Genfer Künstlers sind mit historischer Treue ausgeführt und zeugen von lebendiger Auffassung der dargestellten Momente.

Walzenhausen, im Mai 1878.

Der Verfasser.

I.

Düfour's Kinderjahre.

Im April des Jahres 1877 ließ die Stadt Konstanz im Beisein der Mitglieder des hohen Stadtrathes und einer großen Volksmenge eine Gedenktafel aus schwarzem Schiefer mit vergoldeten Lettern an das Haus Nr. 14 in der Wessenbergstraße [1]) anbringen. Sie trägt die Worte:

GEBURTSSTÄTTE

DES EIDGENŒSSISCHEN GENERALS

WILHELM HEINRICH DÜFOUR

GEB. DEN 15. SEPT. 1787

GEST. IN CONTAMINES BEI GENF

DEN 14. JULI 1875.

---

[1]) Die Straße heißt eigentlich zur Stunde noch „Plattenstraße" und das Haus trägt die Nr. 756; es ist aber soeben eine theilweise Umnennung und Neunummerirung der Straßen und Plätze von Konstanz im Gange, durch welche Düfour's Geburtshaus, zur Zeit Herrn Goldschmied Ernst Knoblauch gehörig, die Nr. 14 erhalten und die Straße zu Ehren des einst ganz in der Nähe wohnenden hochberühmten Kirchenlehrers und Bischofs Freiherrn von Wessenberg mit „Wessenbergstraße" benannt werden wird.

Hier also auf deutschem, damals österreichischem Boden, erblickte unser große Eidgenosse vor 90 Jahren das Licht der Welt. Wie kam es denn, daß dies nicht auf Schweizer-Erde geschah, da doch Jedermann weiß, daß Düfour einer alten Genfer Familie angehört? Das will ich kurz erzählen, um so mehr, als es zum Verständniß des Ganzen nöthig ist.

Von den 25,000 Einwohnern, welche Genf vor 100 Jahren hatte, war nur ungefähr je der achte Mann wirklicher Bürger und in Folge dessen mit dem Stimmrechte ausgestattet; die andern waren politisch rechtlose und sozial benachtheiligte Niedergelassene oder Unterthanen ohne jede bürgerliche Ehrenfähigkeit. Dies arge Mißverhältniß, das allein schon dem Namen „Republik" Hohn sprach, wurde aber durch die im Laufe der Zeit festgesessene Patrizierherrschaft, nach welcher die Regierungssessel einzig von den vornehmen Geschlechtern der aristokratischen Altbürger eingenommen wurden, wo sich die Würde ohne jede Rücksicht auf Befähigung jeweilen vom Vater auf den ältesten Sohn vererbte, geradezu eine schreiende Ungerechtigkeit, welche auch die politischen Rechte derjenigen Bürger, in deren Adern nicht blaues Aristokratenblut floß, illusorisch machte, eine Ungerechtigkeit, die jeden Aufschwung der Stadt in Handel und Wandel hemmte und als drückender Alp auf allen idealen Bestrebungen lastete.

Seit Jahrzehnten jedoch hatte die Mehrzahl der Einwohnerschaft, begeistert durch die erhabenen Ideen ihres größten Bürgers, Jean-Jacques Rousseau, für die Souveränetät des Volkes und die Gleichberechtigung ihrer Glieder mit wechselndem Glücke einen harten Kampf gegen die aristokratischen Geschlechter und deren Vorrechtlerei geführt und endlich in der April-Revolution von 1782 einen vollständigen Sieg über dieselben errungen. Aber die Kräfte der gestürzten Partei waren dadurch nicht lahm gelegt; nach wenigen Monaten erhob diese ihr Panner wieder und entwaffnete, unterstützt

durch nicht weniger als 11,000 Franzosen, Piemontesen und Berner, die am 2. Juli jenes Jahres mit gezücktem Schwerte als „Vermittler" in die Stadt eindrangen, die freisinnigen Bürger, wies die Wehrlosen in ihre Häuser und stellte sie unter eine Regierung, die aus den eingefleischtesten Aristokraten bestand und diesen Sieg unter dem Schutze von tausend fremden Bayonnetten sofort zu Gewaltmaßregeln gegen die liberale Mehrheit der Stadtbevölkerung benutzte. Neunzehn Führer derselben wurden verbannt, aber diese gingen nicht allein ins Exil: um sie schaarten sich die Patrioten, der wackere industrielle Bürgerstand, in deren Hand die wichtigen Gewerbe der Uhrenmacherei und Bijouterie lagen, und zogen, einige tausend Seelen stark, gemeinsam nach Irland, wo sie bei Waterford eine Kolonie gründeten, welcher sie den Namen Neu-Genf (New-Geneva) beilegten. Hier wollten sie in fleißiger Arbeit die Zeit abwarten, wo der Stern der Freiheit dauernd über ihrer theuren Vaterstadt aufgehen würde, um alsdann wieder in ihr verlassenes Heim zurückzukehren. Allein die Hoffnungen, die sie auf das Gedeihen ihrer hibernischen Ansiedlung setzten, realisirten sich nicht, indem sich denselben unüberwindliche Hindernisse aller Art entgegenstellten.

Die getäuschten Emigranten beschlossen daher nach zwei Jahren schon die Liquidation ihres neuen Besitzthums und die Rückkehr auf den Kontinent, um so mehr, als ihnen Kaiser Joseph II. das nun als „Inselhotel" bekannte ehemalige Dominikanerkloster auf dem kleinen Eilande zu Konstanz als Asyl anbot. Ihrer 900 zogen dorthin an die herrlichen Gestade des Bodan und verwandelten den größten Theil des Klosters, welches sie bald sammt der ganzen Insel käuflich an sich brachten, in eine Uhrenfabrik. Wohnungen fanden sie in der seit dem „berühmten" Konzil halb verödeten Stadt zur Genüge; jedoch als Mittelpunkt ihres geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens diente das Kloster, um so mehr, als sie

das Winter-Refektorium desselben in eine calvinistische Kirche umbauten, in welcher der tüchtige Pfarrer Esajas Gasc durch seine schönen Predigten Aller Herzen erquickte. Die Gegend selbst war durch ihre Aehnlichkeit mit ihrer Heimat am fernen Lemanstrande ganz geeignet, ihnen dieselbe zu ersetzen. Ihre andern Mit-Emigranten hatten sich mittlerweile in Brüssel und Neuenburg niedergelassen oder waren, freilich zum kleinsten Theile, wieder nach Genf zurückgekehrt, obwohl sich hier noch keine Aussicht auf eine baldige freiheitliche Entwicklung der politischen Einrichtungen zeigte.

Unter den Gliedern der Konstanzer-Kolonie war Benedikt Düfour, ein junger Uhrenmacher, ausgezeichnet durch eisernen Fleiß und die Einfachheit seiner Sitten, einer der angesehensten Männer und feurigsten Patrioten. Frühe schon hatte er das väterliche Geschäft übernommen, das sich seit der Einführung der Uhrenmacherei in Genf in seiner Familie von Generation zu Generation fortgeerbt, und sich mit einer wackern Genfer Bürgerin, Pernette Valentin, verheirathet, die ihn mit einem muntern Knaben beschenkte, dem sie den Namen Henri gaben. Im Taufbuche der (1785 gegründeten) evangelischen Gemeinde der „Colonie Suisse et Genevoise“ in Konstanz finden wir folgenden Eintrag:

„Le septième octobre 1787, le susdit pasteur (Esaïe Gasc), a baptisé dans la susdité église réformée, Henri, fils de Bénédict Dufour, membre de la colonie, et de Pernette Valentin, son épousé; né à Constance, le quinzième de septembre et présenté par au saint Capteine Guillaume-Henri Valentin et Henriette Valentin.“ [1])

---

[1]) „Am 7. Oktober 1787 hat der vorgenannte Pfarrer (Esajas Gasc) in der obgenannten reformirten Kirche getauft: Heinrich, Sohn von Benedikt Düfour, Mitglied der Kolonie, und von Pernette

Nachdem das drei Wochen alte Kind in den Verband der reformirten Kirche aufgenommen war, vereinigte ein frugales Mal die nächsten Verwandten und Freunde zum Familienfeste, das, wie nicht leicht ein zweites unter ähnlichen sozialen Verhältnissen, durch ein herzerhebendes, geistesfrisches Wesen der Gäste belebt war. Da stiegen Toaste voll patriotischen Feuers, heilige Wünsche für das Gedeihen des neuen Genfer Bürgers und, horch! es erhebt der 18jährige Bijouterienmaler F.-J. Chaponnière seine klangvolle Stimme und singt nach der Melodie: „J'ai vu partout dans mes voyages" von ihm selbst eigens für diesen Anlaß gedichtete Couplets, die ich hier als charakteristischen Ausdruck des Denkens und Fühlens der exilirten Genfer Patrioten gerne anführe.

Er sang: [1])

Ami Dufour, dans ta famille,
Il vient de naître un bon poupon,
Portant sur sa mine gentille,
Tous les signes d'un franc luron.
Guidé par les soins de sa mère,
Il marchera toujours au bien;
Patriote comme son père
Il veut être un bon citoyen. (*bis*)

Déjà pour fuir la tyrannie,
Dufour part pour d'autres climats
Croyant jouir en Hybernie
D'un bonheur qu'il n'y trouve pas;

Valentin, seiner Gattin; er wurde am 15. September in Konstanz geboren und von den Taufzeugen Wilhelm Heinrich Valentin und Henriette Valentin zur heiligen Taufe gebracht."

[1]) Mittheilung von Herrn Konservator Leiner in Konstanz.

Abusé dans son espérance,
Loin de retourner au pays,
Il vient se fixer à Constance
Où, du ciel, il obtient un fils. *(bis)*

Pour avoir dans sa République
Osé prêcher l'égalité.
Victime d'un Sénat inique.
Son aïeul fut persécuté.
Sorti d'une si bonne race
Où brille un coeur généreux,
De ses parents suivant la trace
Guillaume-Henri fera comme eux. *(bis)*

Si bientôt brisant ses chaînes,
Genève rappelle en son sein
Ceux qui sur des rives lointaines
Cherchaient un meilleur destin,
Alors, rentrés dans la Patrie,
Nous verrons le petit grivois,
Par ses vertues et son génie,
Honorer le nom genevois! (bis)

Allons, amis, prenons le verre
Et que chacun porte gaîment
Une santé qui nous est chère
Au père, à la mère, à l'enfant;
Que jamais, de leur existence,
Aucun chagrin n'afflige le cours,
Et que la bonne Providence
Veuille les protéger toujours. *(bis)*

Dieser Toast würde in ganz freier Uebersetzung ungefähr folgendermaßen lauten:

„Mein Freund Düfour! Deiner theuren Familie ist ein bildhübscher Junge entsproßt, der in seiner freundlichen Miene bereits alle Zeichen eines freien, kühnen Burschen trägt. Durch der Mutterliebe zarte Sorgen, die seine Jugendjahre bewachen, wird er aufs Beste gedeihen und dereinst gleich Dir, seinem Vater, ein wackerer Patriot und tüchtiger Bürger werden!

„Um dem Joche der Tyrannei zu entfliehen, zogest Du aus der Heimat fort in fremdes Land; im fernen Hibernien glaubtest Du Dein Glück zu finden; aber nur bittere Enttäuschungen warteten Deiner dort. Du kehrtest jedoch nicht muthlos wieder in die Knechtschaft Deiner Vaterstadt zurück, sondern faßtest frische Kraft und gründetest hier in Konstanz ein neues Heim, in welchem Dich der Himmel mit diesem Sohne beschenkte.

„Du hattest es gewagt, in der Republik die Rechtsgleichheit der Bürger zu verkündigen und wurdest dafür zum Opfer der Verfolgung von Seite einer ungerechten Regierung. — — Wilhelm Heinrich, einer so guten Rasse entstammend, einer Rasse, aus der uns solch' ein braves Herz entgegenglänzt, wird sicherlich in die Fußstapfen seiner Eltern treten und ihrem schönen Beispiele folgen.

„Und wenn Genf in Kurzem seine Ketten bricht und all' ihre Kinder, welche in der Fremde ein besseres Schicksal suchten, zu sich zurückruft, dann werden wir am wiedergewonnenen heimischen Herde sehen, wie der fröhliche Junge, den wir heute aus der Taufe hoben, durch Tugend, Intelligenz und Thatkraft dem Genfernamen, der uns über Alles theuer ist, Ehre macht!

„Nun denn, meine Freunde! Das Glas zur Hand! Jeder leere es auf das Wohl der glücklichen Eltern und des hoffnungsvollen Kindes, mit dem herzlichen Wunsche, daß nie ein Kummer sich hemmend in ihren Lebensweg lege und daß

die göttliche Vorsehung stets treu über ihnen wache und liebend sie beschütze!"

Damit Wilhelm Heinrich auf seinem Lebenswege der frommen Wünsche stets eingedenk sei, die an seiner Wiege für ihn zum Himmel gestiegen, ward die Abschrift der Chaponnière'schen Strophen der Hausbibel einverleibt, auf deren letztem Blatte nach altehrwürdiger Sitte die Familienchronik geführt wurde. Er hielt sie denn auch stets in hohen Ehren, diese schönen Verse. — Als J.-M. Paris [1]) ihn kurz vor seinem Tode um eine Kopie derselben bat, ließ er sie ihm mit folgender Bemerkung zukommen: „Ich hätte vielleicht die vierte Strophe weglassen sollen, da sie ein wenig zu viel Lob enthält, wie es so Sitte ist; aber in diesem Falle wäre die Abschrift nicht getreu gewesen." Liegt nicht gerade in dieser treuherzigen Notiz ein herrliches Zeugniß über die Bescheidenheit und Freimüthigkeit des Generals?!

Er durfte aber dieser wichtigen Strophe mit gutem Gewissen und innerer Befriedigung Erwähnung thun; denn wo wäre ein Mensch zu finden, der die Wünsche, die auf seinen Taufaltar gelegt wurden, in solch' glänzender Weise realisirt hätte?! Ja, Düfour hat nicht nur dem Genfernamen Ehre gemacht, sondern auch demjenigen des schweizerischen Gesammtvaterlandes und zwar in so hohem Maße, wie vor ihm noch Keiner!

Wir dürfen daher mit vollem Herzen in die ergänzende Strophe einstimmen, die S. Congnard am 15. September 1865 bei Anlaß der Familienfeier des 78. Geburtstages des Generals dem Chaponnière'schen Liede beifügte, durch dessen Wiederholung eine Anzahl Freunde den liebenswürdigen und rüstigen Greisen überraschte und die also lautet:

---

[1]) Siehe „Journal de Genève" 1875.

„Eh bien, depuis que Chaponnière
Ecrivit ses charmants couplets,
En en fêtant l'anniversaire
Soixante et dix-huit ans après,
Il n'est pas besoin de prédire
Ce que Guillaume-Henri sera.
Avec orgueil nous pouvons dire:
„Jamais son nom ne périra!“ [1])

Der von der gesammten Genfer Kolonie in Konstanz sehnlichst erwartete politische Umschwung in ihrer Vaterstadt trat schneller ein, als sie anfangs hoffen durfte; die Familie Düfour konnte wieder heimkehren und ihr Kind hatte, da es um diese Zeit noch nicht 3 Jahre alt war, von dem Lande, wo es das Licht der Welt erblickte, selbstverständlich kaum mehr erfaßt, als ein paar deutsche Wörter, die es auf den Gassen und Plätzen der alten Constantia seinen Gespielen nachstammelte, und die schwache Erinnerung an die altersgrauen Thürme, umspielt von den meergrünen, klaren Fluthen des Rheins, und an den in stets weitern Buchten sich öffnenden blauen Spiegel des Bodensees, umgürtet von waldigen Hügelketten, hinter denen viele Reihen mächtiger Felsenzinken vom breiten Massiv des Säntis bis hin zu den Vorarlberger und Allgäuer Alpen, in abwechslungsreichen Formen in den Himmel hinein ragen und beim Sonnenuntergang aufleuchten in wunderbarem Farbenlichtglanze. Auf seine geistige Entwicklung hatte der Aufenthalt in Konstanz durchaus keinen Einfluß ausgeübt, indem der General später oft selbst erklärte,

[1]) In freier Uebersetzung: „Nun, seit Chaponnière diese allerliebsten Verse schrieb, deren Erinnerung wir heute, 78 Jahre nachher, feierlichst begehen, hat sich wohl gezeigt, was Wilhelm Heinrich ist und man braucht nicht mehr zu prophezeihen, was er sein werde; denn mit patriotischem Stolze dürfen wir sagen: „Sein Name wird niemals untergehen!“

er wäre nie im Stande gewesen, ein paar deutsche Sätze zu konstruiren; ja selbst die wenigen deutschen Wörter, die er gestammelt, bevor er französisch, seine Muttersprache geredet, seien seinem Gedächtnisse bald größtentheils entschwunden. Doch hatte er sich in seinem Mannesalter durch Selbststudium und durch seine Amtsgeschäfte mit der deutschen Sprache wenigstens so vertraut gemacht, daß er ein deutsches Schriftstück ohne Schwierigkeit las.

Das selbstbewußte Jugendleben Düfours beginnt also erst bei der Uebersiedlung nach seinem Bürgerorte Genf und fällt mit der wirrenreichen Periode der Geschichte dieser Republik zusammen, welche der französischen Invasion vorausging, die allen angrenzenden Völkern das Evangelium der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" verhieß. Da gehen seine deutlichen Erinnerungen bis in sein 5. Altersjahr zurück, wo seine Phantasie insbesondere durch die glänzende Kinder-Prozession am Rousseau-Feste von 1792 gereizt wurde, gefeiert zu Ehren des Gründers der modernen Demokratie, Jean-Jacques Rousseau, jenes epochemachenden Jugend- und Volkslehrers, der in seinem „Emile" die göttliche Lehre predigte: „Mein Sohn, vergiß nicht, daß ein gutes Herz der wahre Tempel der Gottheit ist, daß es keinen rechten Glauben geben kann, der von den Pflichten der Sittlichkeit entbindet; daß der innere Gottesdienst die erste der Pflichten ist und daß es ohne diesen Glauben keine wahre Tugend gibt; — sage was wahr ist, thue was gut ist und halte für das Wichtigste im Leben die Erfüllung der Pflicht!" — jenes edlen, reinen Naturfreundes, der in seiner „Nouvelle Héloise" die verbildeten Salon-Menschen hinausführt in die wunderherrliche Natur des Genfersees und Walliser-Landes und ihre erhabene Schönheit mit einer Begeisterung feiert, wie sie nur aus einer Seele hervorgehen konnte, die selbst ein klarer Spiegel dieser unvergleichlichen Naturszenen

war, — jenes gewaltigen demokratischen Propheten, der in seinem „Contrat social“ den in politischer Knechtschaft ermüdeten Bürgern die frohe Botschaft, den regierenden Geschlechtern aber die saure Lehre verkündete: „Der Staat ist die sittliche und gesetzliche Gleichheit der Menschen; er gibt den an Kraft und Geist ungleichen Menschen durch Recht und Uebereinkommen die Gleichheit zurück. Jeder, der sich Allen hingibt, gibt sich Niemanden hin; denn da man auf jeden Genossen dasselbe Recht erlangt, das man für sich allein aufgab, so gewinnt man dasselbe, was man verliert, und dazu noch die Vermehrung der Kraft, das zu erhalten, was man hat. Jeglicher setzt also seine Person und seine ganze Macht gemeinsam unter die höchste Leitung des Gesammtwillens und jedes Glied wird zum gleichberechtigten Organ des Ganzen. Die Souveränetät und die Gesetzgebung können sonach nur dem Gesammtwillen, nur dem Volke zukommen und die Regierung ist nur eine Bevollmächtigung, die vom Volke ausgeht.“

Benedikt Düfour erfaßte diese Lehren Rousseau's in all' ihrer Erhabenheit und gab von dem Gleichklange seines Herzens mit denselben bei jeder Gelegenheit mit dem Feuereifer eines ächten Genfer Patrioten beredten Ausdruck. Er war kein gewöhnlicher Mann. Das Andenken des großen Freiheitsapostels zu ehren, war ihm daher eine heilige Pflicht, das größte Freudenfest, und dabei durfte auch sein hoffnungsvoller Sprößling nicht fehlen, damit der belebende Hauch der erhabenen Ideen, die in jenen Zeiten verkündigt wurden, ihm schon als Kind in Fleisch und Blut übergehe.

Da muß ich aber eines Vorfalles erwähnen, der ihm zeitlebens im Gedächtnisse blieb und sehr bezeichnend für die schon im Kindesherzen sich entwickelnden spätern Charaktereigenschaften ist. Man hatte wohl kaum ein hübscheres Bübchen gesehen, als dies Kind eines war. Seine goldklaren blonden

Locken hoben sich prachtvoll vom schneeweißen Teint der kräftigen, vollen Gesichtsformen ab, aus denen ein paar helle Augen wie Sterne hervorleuchteten. Mama Düfour war deshalb nicht wenig stolz auf ihren hübschen Sohn und kleidete ihn, unbekümmert um alle Moden, ganz nach ihrem Geschmack. So hatte sie ihm für das schon erwähnte Rousseau-Fest, wo er ja als nicht vollständig 5jähriger Knabe am pompösen Kinderumzuge theil nahm und auch einen Blumenkranz an die Statue des Gefeierten legte, ein Kleidchen angezogen, in dem er sich, nur von oben betrachtet, als allerliebstes Mädchen präsentirte. Um ihm aber dabei ein etwas verwegenes Aussehen zu geben, steckte sie ihm eine Kokarde auf das Hütchen. Alles ging nun am Zuge gut von Statten und stolz schritt der kleine Republikaner mit seinem flotten Abzeichen daher, als er plötzlich hinter sich sagen hörte: „Tiens, cette fille qui a mis une cocarde à son chapeau!“ [1]) Das war für ihn ein furchtbarer Schlag. Nein! für ein Mädchen gehalten zu werden, wenn man sich als Mann fühlt, das war zu arg! Die ganze Festfreude war ihm durch diese Aeußerung mit einem Male geraubt worden, und er protestirte fürderhin gegen jedes mädchenhafte Kleid, obwohl ihn seine Mama darin am hübschesten fand. Daß er übrigens ein richtiger, urkräftiger Knabe und kein schüchternes Mädchen war, zeigte er überall in ausgesprochenster Weise, wie wir im Verlaufe dieser Darstellung sehen werden.

Ebensowenig als am Rousseau-Feste fehlte der Vater mit seinem kleinen Guillaume-Henri auf dem Arme bei den Feierlichkeiten der Aufrichtung des ersten Freiheitsbaumes neben dem Brunnen auf dem Platze St-Gervais. Dieser Scene, die er als 5jähriges Knäblein mit ansah, erinnerte sich der General stets in vielen Einzelnheiten ganz genau,

---

[1]) „Sieh, dies Mädchen mit einer Kokarde auf dem Hute!“

solch' einen tiefen Eindruck hatte sie auf das kindliche Gemüth gemacht. „Noch sehe ich die Männer," erzählte er oft, „welche auf die Dächer der Nachbarhäuser gestiegen waren, um den Baum mit Seilen aufzuziehen und festzuhalten, bis er sicher stand; ich zitterte vor Angst, daß sie von ihrer schwindlichten Höhe herunterstürzen konnten; noch höre ich den Schall der Musik und das jubelnde Freudengeschrei der unübersehbaren Volksmenge, als der mit bunten Flaggen geschmückte Baum sich erhob; noch sehe ich, wie das im Freudenrausche schwimmende Volk dies Bild der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit umtanzte . . ."

Vater Düfour wollte nicht, daß sein Sohn dereinst wie er durch das penible Gewerbe der Uhrenmacherei stets an den Arbeitstisch gebunden sei, er trachtete darnach, ihm eine freiere Lebenslage zu verschaffen, um so mehr, als sich der Kleine von Jahr zu Jahr mehr als ein heller Kopf mit ausgeprägten Talenten zeigte und sein ganzes Wesen zu großen Hoffnungen berechtigte. Er behandelte ihn mit großer Liebe und Nachsicht und gab ihm selbst das beste Beispiel strenger Redlichkeit und Arbeitslust als Basis einer vortrefflichen Erziehung.

II.

Düfour's Knabenjahre.

Zehn Jahre alt, also im Jahre 1797, trat Wilhelm Heinrich ins Collège seiner Vaterstadt, um da den Grund zu seinem späteren Wissen und Können zu legen. Man plagte damals die Kinder noch nicht schon vom fünften Jahre an mit geistiger Arbeit und allerlei Gedächtnißkram, sondern die Sorge für die körperliche Entwicklung stand im Vordergrunde der Erziehungsgrundsätze für die Kinderjahre.

Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß jedes Dezennium im Leben Düfour's mit einem für ihn wichtigen Ereignisse beginnt, und zwar so auffällig, daß sein Biograph die Eintheilung der Kapitel leicht auf dieser zufälligen Eigenartigkeit aufbauen könnte. Eine solche Erscheinung finden wir nicht leicht bei einem andern Lebensgange, darum erwähne ich derselben hier speziell und zwar noch um so lieber, als der General selbst gerne darauf zu sprechen kam. Nämlich:

Im Jahre 1787 wurde er geboren,
„ „ 1797, 10 Jahre alt, trat er ins Collège in Genf,
„ „ 1807, 20 „ „ trat er ins Polytechnikum in Paris,
„ „ 1817, 30 „ „ trat er in eidgenössischen Dienst,
„ „ 1827, 40 „ „ wurde er eidg. Oberst,
„ „ 1837, 50 „ „ wurde er das Haupt seiner Familie durch den Tod seines Vaters,
„ „ 1847, 60 „ „ wurde er General der eidgenössischen Truppen (Sonderbundskrieg),
„ „ 1857, 70 „ „ stand er abermals als Oberbefehlshaber derselben im Felde (Neuenburger-Affaire),
„ „ 1867, 80 „ „ nahm er, nachdem er dem Vaterlande ein halbes Jahrhundert seines Lebens und Wirkens geopfert, seine Entlassung und trat ins Privatleben zurück,
„ „ 1877 errichten ihm seine dankbaren Mitbürger ein Denkmal, resp. sie sammelten die freiwilligen Beiträge dazu und eröffneten die Konkurrenz für den Entwurf desselben und sie werden gewiß auch
„ „ 1887 sein 100jähriges Geburtstagsjubiläum feiern.

Wenn ein geistig gewecktes, gutgeartetes Kind in gewissen Unterrichtsstunden allzu geringe Fortschritte macht, so fällt die Schuld wohl weniger auf den Schüler, als auf den Lehrer und die Lehrmethode. In jener Zeit wurden besonders die

sprachlichen und mathematischen Fächer auf eine wenig anregende Weise gegeben; wir dürfen uns daher nicht wundern, daß die trockenen Conjugationen und Deklinationen und das noch trockenere Einmaleins in unserem lebhaften Bürschchen keinen fruchtbaren Boden fanden. Griechisch und Latein hatten für ihn lange durchaus kein Interesse, erst in spätern Kursen warf er sich mit mehr Eifer auf die klassischen Studien, so daß er später die alten Lateiner geläufig las und sie sogar so lieb gewann, daß er seinen Geist gewöhnlich an ihren schönen und philosophischen Gedanken erfrischte; ja der Dichter Horaz hatte es ihm so sehr angethan, daß er selbst im Sonderbundsfeldzuge stets ein Bändchen dieses Klassikers bei sich trug. Die Heldengestalten der alten Geschichte und Sage rissen ihn schon vom ersten Kurse an zu vollster Begeisterung hin; als vortrefflicher Zeichner fertigte er auch deren colorirte Porträts an, die er — das Stück zu sechs Sous verkaufte; auch spielte er die Rollen der alten Helden selbst, indem er in den Freistunden die Mitschüler in zwei Lager (in Römer und Karthager oder Griechen und Perser) theilte, das eine auf dem Perron, das andere im Hofe des Collège aufstellte und in dem sich entspinnenden erbitterten Kampfe bald als Leonidas, bald als Horatius Cocles, bald als Hannibal, bald als Cäsar, wie es die Rolle des Helden in dem dargestellten Kriege mit sich brachte, mit einer Tapferkeit auftrat, die nichts zu wünschen übrig ließ. Außer der Schulzeit sammelte er die Kinder seines Quartiers sehr oft um sich, bildete kleine Kompagnien aus denselben und kommandirte sie stets als Hauptmann, trotzdem viel größere dabei waren, als er. Körperliche, vorzüglich militärische Exerzitien waren überhaupt sein Leben. Der Reiz, den die Exerzierübungen der französischen Rekruten nach dem Einzuge der Soldaten des Direktoriums — Genf war seit 1798 die Hauptstadt des Departements du Leman und Glied der Republik Frankreich

geworden — in die Stadt auf ihn ausübten, war geradezu ein überwältigender; er folgte dem Rekrutenunterrichte mit äußerster Spannung, übte zu Hause alle Kommandos und Handgriffe bis zur Vollkommenheit, zum Schrecken der alten Magd. Seine kriegerischen Talente sollten sich auch entfalten: Die Gassenjungen aus der Nachbarschaft hatten den Schülern des Collège den Krieg erklärt. Alle Klassen wollten sich nun verbinden, um auf diese Herausforderung gebührend zu antworten. Düfour entwarf hiefür einen Schlachtplan, den er zwanzig Jahre später nicht desavouirt hätte, wie er als General oft mit Lachen erzählte. Allein die Polizei durchkreuzte den Plan, indem sie den Zusammenstoß der „feindlichen Heere" verhinderte. Der junge Feldherr war dadurch um die Lorbeeren gebracht, welche er sich zu verdienen gedachte. Im Collège unterstützte und vertheidigte Düfour stets die Schwachen und Bedrängten seiner Mitschüler, an denen Stärkere leichten Kaufes ihr Müthchen kühlen wollten. Sehr oft kam er daher in Folge allzuhitziger Hülfeleistung mit einem blauen Auge und zerrissenen Kleidern heim. Eine Veranlassung zu häufigen Balgereien bildete auch seine Kleidung. Seine zärtliche Mutter hatte ihm nämlich zum Schutz gegen die winterliche Bise einen kolossalen grünen Ueberrock angezogen, welches exzentrische Kleidungsstück stets die Zielscheibe der Neckereien und Spöttereien von Seite der Gassenjungen und mancher Mitschüler war, die Düfour nicht so ohne Weiteres stillschweigend hinnahm, sondern mit der Faust gebührend zurückbezahlte.

Seine Leistungen im Collège wurden durch keine Preise gekrönt, was sich aus seinem ganzen lebhaften Wesen sehr leicht erklären läßt; es war eben nicht dazu angethan, ihn Tage lang ruhig und ununterbrochen an den Studirtisch zu fesseln, sondern er war einer derjenigen Knaben, für die O. Sutermeister in folgenden Distichen ein gutes Wort einlegt und, man mag das Schüler- und das spätere Mannesleben

mit einander vergleichen, wo man will, gewiß recht daran thut:

„Laßt mir den Knaben sich tummeln in Feld und Wald und Gebirge,
Ihm gebühret sein Theil draußen am sonnigen Tag,
Auch ein Studium ist's und kein's der geringsten, das glaubt mir.
Die es ihm weigern und schmäh'n strafen sich selber dazu.
Ja, das lebendigste Wort des Lehrers, es bleibt ihm ein todtes,
Schenkt ihm nicht Mutter Natur auch den lebendigen Sinn!"

Nicht etwa, daß Düfour während des Unterrichts sich gegen die Disziplin häufig versündigt hätte, im Gegentheil, er erhielt im Betragen stets gute Noten, die er zwar, wie er selbst gestand, nicht immer redlich verdiente, indem er in recht langweiligen Lateinstunden mit seiner selbstverfertigten Armbrust die fleißigen Schüler heimlich hinter einem Wall von Wörterbüchern hervor beschoß.

Oft hatte er sehr originelle Ideen. Als ihm einst die Aufgabe gestellt war, ein religiöses Thema für das Examen zu bearbeiten und ihm dabei die Gedanken nicht recht in die Feder fließen wollten, zeichnete er eine Sonne mit mächtigem Strahlenglanze und gab das Blatt, sorgfältig gefaltet, anstatt des Themas ab. Für diese Escapade erhielt er weder Lob noch Tadel, aber wahrscheinlich hat der Religionslehrer diese originelle Lösung bei sich selber viel höher geschätzt, als manchen großen Aufsatz.

Zu Hause sah man Düfour nie langweilig herumliegen; immer war er beschäftigt. Mit einigen Freunden hatte er ein chinesisches Schattenspiel eingerichtet; später konstruirte er eine Laterna magica, bei welcher er seine ausgesprochene

Vorliebe für das Zeichnen in drolligster Weise entfalten konnte, indem er Personen und Thiere zu originellen Scenen auf den selbstgefertigten Bildern zusammenstellte, was den Kameraden und ihm selbst viel Spaß bereitete. Drachen und Luftballons beschäftigten ihn ebenfalls lebhaft. Eine prächtige Montgolfière, welche er mit dem Raube des Ganymed und andern Scenen aus den Metamorphosen des Ovid bemalt hatte, ging in Gegenwart zahlreicher Zuschauer im Cercle des Jean-Jacques in Flammen auf; eine zweite aber gelang: sie erhob sich hoch in die Luft und schwebte über dem See hin, in welchen das Schiffchen herabfiel. Er konstruirte auch ein kleines, vollständiges Segelschiff mit allen nur vorkommenden Theilen, wie er auch Pfeil und Bogen selbst verfertigte, in deren Handhabung er vor allen Knaben excellirte. In seinem späten Alter noch erinnerte er sich lebhaft, wie dies Schiff die Bewunderung aller seiner Kameraden, der Großen wie der Kleinen, erregte, um so mehr, als es ganz richtig segelte.

Der See übte auf ihn eine unbeschreibliche Anziehungskraft aus, zumal wenn der Sturm hohe Wogen warf und die ganze Oberfläche in eine krause Gischtfläche verwandelte. Da war es für ihn eine Lust, im Kahne auf den Wellengipfeln zu tanzen und seine Kräfte im Ruderkampfe gegen die anstürmenden Wassermassen zu messen. Er hatte es so weit gebracht, ohne allzu große Anstrengung selbst bei stark bewegter Oberfläche quer über den See zu rudern. Nebenbei war er ein tüchtiger Schwimmer. Kurz, jede körperliche Fertigkeit, die ein tüchtiger Soldat und Seemanu haben muß, hatte er sich spielend in so hohem Maße angeeignet, daß er darin all' seinen Kameraden weit voraus war. Sein Körper war abgehärtet. Weder eine nächtliche Fahrt bei kalter Bise, noch nasse Kleider, in denen er oft tagelang steckte, übten einen nachtheiligen Einfluß auf sein Wohlbefinden aus; ja er machte sich gar nichts daraus, eine Nacht anstatt im Bette

auf einem Brette oder auf dem Fußboden zu schlafen, um sich in die Lage der Krieger im Felde zu versetzen. Wie er ein ausgesprochener Freund eines freien Lebens in frischer Luft war, so entfloh er den Mauern der Stadt auch so oft als immer möglich, um dasselbe auf größern Ausflügen in der herrlichen Umgebung Genfs, sogar vom Gipfel des Salève aus, in vollen Zügen zu genießen. Diese Lust blieb ihm bis ins höchste Greisenalter in ungeschwächter Kraft; sah man ihn doch als starken Achziger noch täglich regelmäßig ein- bis zweistündige Spaziergänge machen, wenn es das Wetter irgendwie erlaubte. Und wohl hat Keiner als Greis noch mit mehr Ueberzeugung zu den schönen Worten Pfarrer Gerocks stehen können:

Mich reut kein Tag, wo ich in Thal und Hügeln
Durch meines Gottes schöne Welt geschwärmt,
Umsaust vom Sturm auf seiner Allmacht Flügeln
Im Sonnenschein von seiner Huld gewärmt . . . .
War's auch kein Tagewerk im Joch der Pflicht:
Es reut mich nicht! — —"

Dieses sorgenlose, freie, frische Naturleben, diese unschuldigen Liebhabereien — alles das wäre nun ganz gut gewesen, wenn Papa Düfour genügendes Vermögen gehabt hätte, seinem Sohne von vornherein eine sorgenlose Existenz zu bieten; allein bei den bescheidenen ökonomischen Verhältnissen, in denen die Familie lebte, sollte doch ein ernsteres geistiges Streben in demselben zu Tage treten, um Vertrauen in seine Zukunft einzuflößen. Das kam. —

III.

Düfour's Studentenjahre.

Als Wilhelm Heinrich das Collège absolvirt hatte, mußte er an die Wahl eines Berufes denken. Seine Vorliebe für die Anatomie führte ihn auf die Chirurgie; er arbeitete in Folge dessen ein ganzes Jahr lang im Militärspital wo er sich im Verbinden kranker Glieder übte und mit gespanntester Aufmerksamkeit den verschiedenen Operationen beiwohnte. Nebenbei warf er sich mit allem Fleiß auf das Studium der Anatomie und Botanik, als ihn plötzlich eine schwere Krankheit befiel, welche ihm eine fast an Taubheit grenzende Schwerhörigkeit zurückließ, die sich aber im Laufe der Zeit wieder vollständig verlor. Die abgebrochenen chirurgischen Studien wurden jedoch nicht mehr aufgenommen, da inzwischen eine andere Neigung von nachhaltigem Charakter in ihm zur Geltung kam. Das Jahr, welches er der Chirurgie gewidm t hatte, — sagt Sayous[1]) war jedoch für ihn

[1]) Sayous, Edouard, Biographische Skizze zu Düfour, „Sonderbundskrieg" (Basel, B. Schwabe 1876), Pag. 4.

nicht verloren und sollte später seinen Mitmenschen zu Gute kommen; denn der Anblick der schweren und langanhaltenden Leiden, zu welchen Kriegsverwundete trotz der besten Pflege sehr häufig vom Schicksal verurtheilt sind, erschütterte das Gemüth des Jünglings und flößte ihm jenen Abscheu vor den Schrecken des Krieges ein, welcher sich mit der Leidenschaft für das Waffenhandwerk besser verträgt als man glauben sollte und ihn darauf vorbereitete, eines Tages an der Spitze des ersten internationalen Kongresses zum Wohle der Verwundeten zu stehen.

Und gewiß waren die Gemüthseindrücke, die er bei jener Spitalarbeit in sich aufnahm, ein nicht zu unterschätzender Faktor zur späteren Entwicklung desjenigen Feldherrentalentes in ihm, Kriege ohne großes Blutvergießen und mit möglichster Schonung der Menschenleben rasch zu ihrem glücklichen Ende zu führen, eines Talentes, das sich leider zur größten Schmach unseres Kulturideals in den Völkerkriegen der neuesten Zeit sozusagen bei keinem Befehlshaber mehr zeigt, indem diese fast ohne Ausnahme mit den in ihre Gewalt gegebenen Menschenleben operiren, als hätte jeder von ihnen speziell die Aufgabe übernommen, das inbrünstige Gebet des aristokratischen Hallenser Professors Leo zu realisiren: „Gott erlöse uns von der europäischen Völkerfäulniß und schenke uns einen frischen fröhlichen Krieg, der Europa durchtobt, die Bevölkerung sichtet und das skrophulöse Gesindel zertritt, das jetzt den Raum zu eng macht, um noch ein ordentliches Menschenleben in der Stickluft führen zu können", oder die Prophezeiung zu erfüllen von der Zeit „von Blut und Eisen, wo der Schlachtengott die blutige Sichel über die Menschheit schwingen und die Völker abmähen würde wie Mohnköpfe!" — während Düfour den Krieg in vollständig entgegengesetzter Ansicht auffaßte und daher bei seinem glorreichen Einzuge in Genf nach glücklicher Niederwerfung des Sonderbundes sich

eines Empfanges erfreuen konnte, wie er wohl noch keinem General zu Theil wurde, indem die allgemeine Lobpreisung in folgenden Versen gipfelte, die ich dem von Marc Monnier für diesen Anlaß gedichteten Hymnus entnehme:

„Il désarma la haine et sa furie,
Il épargna le sang, et Genève sans lui,
Dans sa douleur de mère et de patrie
Pleurerait les enfants, qu'elle accueille aujourd'hui.“ [1])

Diese edle, hohe Auffassung der Kriegskunst war eine Frucht der erwähnten Gemüthseindrücke im Kriegsspitale zu Genf. So kann sich ein Kern, obschon er jahrelang in der Erde geschlummert, in geeigneter Zeit zum Keim und alsdann zum mächtigen Baum entfalten und selbst ein einziger Jugendeindruck übers ganze Leben hinaus erstrecken . . . . .

Durch einen Zufall hatte der junge Düfour in dieser Zeit erfahren, daß in Paris eine polytechnische Schule existire, in die junge, kerngesunde, muskelstarke Leute unentgeltlich eintreten können, um sich da zu Genie- oder Artillerieoffizieren, Ingenieuren 2c. auszubilden; zugleich seien die Aspiranten von der Konskription befreit. Sein Entschluß zum Eintritt in diese Anstalt war sofort gefaßt und dem Vater ohne Weiteres vorgetragen, der darüber nicht wenig erstaunte; wußte er doch nur zu gut, daß sein Sohn die mathematischen Fächer stets so sehr vernachläßigt hatte, daß er jetzt, als 18jähriger Jüngling, noch nicht einmal des Einmaleins und der vier Species Meister war! Mit aller Wärme versprach dieser aber, das Versäumte rasch nachzuholen, und bat, Privatunterricht in der

---

[1]) Frei übersetzt: Er entwaffnete den Haß und dessen Schrecknisse; er sparte das Blut, und wenn er nicht gewesen wäre, müßte Genf in seinem mütterlichen und patriotischen Schmerze diejenigen seiner Kinder beweinen, die es heute mit Jubel empfängt.

Mathematik nehmen zu dürfen, was ihm gewährt wurde, so schwer es seinen durch den damaligen schlechten Geschäftsgang ökonomisch gedrückten Vater auch ankam, die hiezu erforderlichen Opfer zu bringen. Um diesem durch die That zu zeigen, daß es sein heiliger Ernst sei, ein tüchtiger Mann zu werden, ohne seine Eltern zu sehr in Anspruch zu nehmen, fing er an, Zeichnungsunterricht zu ertheilen, wobei er einen so erfreulichen Erfolg hatte, daß er aus dem Verdienste seinen Mathematiklehrer zu honoriren im Stande war. Auch zeichnete er Stickereimuster für seine Mutter und deren Schülerinnen, wodurch mancher Franken in die Haushaltung floß, der diese Hülfe während der bösen Zeit der französischen Occupation sehr zu Statten kam.

Ich will hier noch einschalten, daß Düfour ganz außergewöhnliche Anlagen für die Malerei und Zeichnungskunst besaß und jedenfalls auch sein Glück gefunden haben würde, wenn ihm das Schicksal Pinsel und Palette anstatt das Schwert und den Zirkel mit auf den Lebensweg gegeben hätte. Besonders geschickt war er in der Komposition, wobei er vorzüglich Kriegsbildern ihr Dasein gab; so hielt sein Freund A. Morin eine seiner Zeichnungen, die Belagerung von Cordova darstellend, wo Alamar auf den Festungsmauern steht und Gonzalvo den Angriff leitet, eine Komposition voll Leben und Bewegung, stets in hohen Ehren. —

Bei seinen mathematischen Studien kam er sofort in das richtige Fahrwasser; in kurzer Zeit hatte er sich die Regeln angeeignet, die ihn ehedem als etwas Unüberwindliches angestarrt hatten; ja es ging gar nicht lange, so konnte er schon das Gelernte mit seinen Kameraden durchnehmen und diesen sogar neue Demonstrationen der Lehrsätze geben.

Im Jahre 1805 etablirte sich sein Vater im Schlosse Montrotier bei Annecy in Savoyen, um da eine große Liegenschaft, von welcher er einen Theil besaß, in Aufnahme

zu bringen. Zur Bewirthschaftung derselben mußte er alle seine Ressourcen herbeiziehen. Der junge Mathematiker selbst kaufte für ihn im Jura eine Heerde Merinoschafe auf und brachte sie ihm nach dem neuen Wohnsitze, kehrte dann aber wieder nach Genf zurück, um seine Studien fortzusetzen. Bei seiner Tante, Madame Facy, der Schwester seines Vaters, fand er eine vorzügliche Aufnahme, indem er da wie ein eigener Sohn gehalten wurde, wofür er ihr auch zeitlebens die zärtlichste Dankbarkeit bewahrte. Zwei volle Jahre noch blieb er hier, und als er sich endlich für stark genug hielt, die Prüfung zum Eintritt ins Polytechnikum wagen zu dürfen, so meldete er sich für dieselbe an. Er hatte sie in Genf vor einer strengen Kommission zu bestehen, und legte sie nach seiner Meinung so ab, daß die Aufnahme hätte erfolgen dürfen. Allein die Schule eröffnete im November 1807 ihre Kurse, ohne daß eine Einladung zum Eintritt an ihn gekommen war. Tag um Tag verging ohne Nachricht; Düfour war am Verzweifeln; da, nach 6 Wochen endlich, kommt ein Brief vom Gouverneur des Polytechnikums in Paris mit dem Befehl für den Aspiranten, sich unverzüglich auf seinen Posten zu begeben. Das war ein unerwartetes Glück! Jubelnd vor Freude, beeilte er sich, dem Rufe sofort Folge zu leisten; einige Freunde schossen schleunigst die Geldmittel für die Reise und die nöthigen Anschaffungen zusammen; dann nahm er von seinen Eltern, Verwandten und Freunden Abschied. Aber noch waren nicht alle Schwierigkeiten überwunden; denn wie der Blitz aus heiterm Himmel kam in diesem Augenblick ein neues Dekret, das eine Pensionssumme von 800 Franken forderte und den Aspiranten das Vorrecht entzog, bei der Konskription nicht loosen zu müssen. In wenigen Tagen mußte dies Alles besorgt sein, was die Eltern in nicht geringe Verlegenheit brachte, um so mehr, als ihm das Schicksal beim Loosen nicht günstig gewesen war und deßhalb ein Stellvertreter bezahlt werden

mußte. Die offene Hand treuer Freunde half den Bedrängten jedoch rasch über diese Hindernisse hinweg und der Aspirant reiste nach Paris ab, wo es sich herausstellte, daß der Brief, der ihm die Aufnahme anzeigen sollte, verloren gegangen sein mußte.

Zwanzig Jahre alt, trat Düfour also in die polytechnische Schule ein; man denke sich aber nach so vielen Opfern sein Entsetzen, als er seine Zulassungsnummer erfuhr: 140, also fast die letzte! „Und hätte sich die Erde mir unter den Füßen gespalten, ich hätte von keinem geringeren Schrecken betroffen werden können. Als ich wieder zu mir kam, stampfte ich entschlossen mit dem Fuße auf den Boden und rief laut: Es ist gleich; ich bin hier und will mich mit Ehren durcharbeiten!“ so erzählte er später oft. Er hielt Wort. In einem Vierteljahre schon hatte er mit seinem eisernen Fleiße nicht nur Alles nachgeholt, was die andern Zöglinge durch die sechs Wochen des frühern Eintritts und ihre bessere Vorbildung vor ihm voraus hatten, sondern er galt bereits als einer der talentvollsten Schüler und stand am Ende des ersten Jahres in den vordersten Reihen derselben, ja nach Beendigung des zweiten Kurses erhielt er als glänzendes Zeugniß seines Studieneifers und guten Betragens die Nummer fünf. Vom einhundertvierzigsten zum fünften, welch' ein Fortschritt! Aber er stellte sich auch darnach! Nie zog er sich die geringste Rüge zu. Freiwillig nahm er es auf sich, selbst im härtesten Winter jeden Tag um 5 Uhr Morgens die Lampe im Studiensaale anzuzünden, wofür ihm Professoren und Studenten sehr dankbar waren. Von den muthwilligen, bald witzigen, bald albernen Schnurren seiner Mitzöglinge hielt er sich stets fern, kurz, sein Betragen war so musterhaft, daß sich Graf Lacuée, der Gouverneur, veranlaßt sah, ihm anzukündigen, daß ihm als Anerkennung seiner vorzüglichen Aufführung die Hälfte des Pensionspreises erlassen sei. Das war keine geringe Freude

für ihn bei dem tröstlichen Gedanken an die nun bedeutend verminderten Sorgen seiner Eltern.

Der Unterhalt in diesem Institut war sehr einfach, aber gut. Zum Frühstück gab es ein Stück Brod, zu Mittag Suppe, Rindfleisch und Gemüse, mit einem Glas Wein, Abends ein Ratatulle (Brodsuppe) wieder mit einem Glase Wein. Die Arbeit begann des Morgens kurz nach 5 Uhr und wechselte den Tag über in wohlthätigster Weise zwischen theoretischem Unterricht in den Lehrsälen und praktischen Uebungen in dem Hofe, dazu kamen häufige militärische Spaziergänge. Nach dem Abendessen vergnügte man sich bei improvisirten Konzerten, Theatervorstellungen oder Bällen; als Kunsttempel diente ein Schlafsaal, das Orchester übernahmen einige musikalisch gebildete Zöglinge und die theatralischen Vorstellungen, wer dazu Lust und Talent hatte. Die Costüme und Coulissen wurden aus Bettdecken hergestellt; die Zuschauer saßen auf den Betten umher. So versetzte man sich bei mattem Talglichtschein in die höheren Sphären der Kunst und bereitete sich mit Zuhülfenahme der reichen jugendlichen Phantasie Genüsse, die der verwöhnte Städter nur durch schweres Geld erkaufen kann. Die Damen für den Ball wurden aus den jüngeren Studenten metamorphosirt, indem für sie rasch mit Schürzen aus dem chemischen Laboratorium ein kostenloses Ballkostüm hergestellt wurde. Nur zu bald ward jedesmal das unschuldige „rauschende Vergnügen“ durch den Trommelwirbel „Lichterlöschen“ abgebrochen.

In Folge der staunenswerthen Leichtigkeit, mit welcher Düfour die mathematischen Fächer erfaßte, wurde er in diesen Unterrichtszweigen Repetitor im Studiensaale, wobei er sich die innige Freundschaft manches später hochberühmten Mitschülers erwarb. Nach bestandener Prüfung wurde er zum Unteroffizier ernannt, welche Stelle ihm monatlich fünfzehn Franken eintrug, wodurch nun seine Eltern jeder ökonomischen

Sorge für ihn enthoben wurden: denn von da an bezog er nie wieder irgendwelche Unterstützung von seiner Familie.

Diese Schule war von dem berühmten Monge gegründet worden, der ihr in dieser Zeit als hochbetagter Greis noch einmal einen Besuch machte, gleichsam als wollte er vor seinem Eingange in die ewige Ruhe „Herz und Auge weiden an dem wohlgelungenen Bild". Er ging durch alle Säle, immer auf den Fußspitzen, um die Ruhe des Heiligthums nicht zu stören, wie er sagte; dabei erkundigte er sich über jeden Zögling und richtete wissenschaftliche Fragen an sie. Kurz darauf starb er. Die Trauer um ihn war eine allgemeine; die ganze Schule nahm an seinem Leichenbegängnisse Theil; denn er war ein Vater für seine Zöglinge gewesen.

Daß sich manche Schüler gegenüber ihren Professoren Späße erlaubten, welche nach unseren heutigen Begriffen kaum als solche hingingen, zeigen folgende Anekdoten, die Düfour später oft erzählte, wenn er auf seinen Aufenthalt im Polytechnikum in Paris zu sprechen kam. So galt der berühmte Physiker Malus, der Entdecker der Polarisation des Lichts, als einer der strengsten Lehrer und war deshalb bei den Zöglingen, die nicht gerne arbeiteten, ein wenig verhaßt. Um ihm dies auf eine feine Weise zu verstehen zu geben, hefteten sie an die Thüre seines Prüfungssaales die doppelsinnige Inschrift: Libera nos a Malo. [1]) — Glücklich der Professor, der seine muthwilligen Plagegeister mit der gleichen Waffe des Witzes schlug, mit der er angegriffen worden war. So bemerkte der Professor der Astronomie einst, während er eine Figur auf die Tafel zeichnete, wie ein Schüler eben im Begriffe war, eine Papierkugel ricochetirend auf ihn abzuschnellen. Er ließ es ruhig geschehen; die Kugel prallte von der Tafel ab und traf seine Brille, worauf ein allgemeines Gelächter

[1]) Schlußsatz des lateinischen Vaterunsers: „Erlöse uns vom Uebel" oder hier eigentlich: „Erlöse uns von Malo."

losbrach. Der Professor aber zeichnete mit dem Finger einen Winkel in die Luft und fuhr in höchstem Gleichmuthe fort: „Wir sagten soeben, daß ein Gegenstand unter demselben Winkel abprallt, unter dem er einfällt, es ist also Herr X., der die Kugel geworfen". Der entdeckte Thäter schämte sich und der Professor hatte die Lacher auf seiner Seite.

Die Studenten gehörten fast ohne Ausnahme den ersten Familien Frankreichs an; es waren Repräsentanten aller Landestheile da, was dem Institutsleben einen ganz besondern Reiz verlieh. Düfour legte durch seine musterhafte Aufführung und seine außergewöhnlichen Studienerfolge für seine Vaterstadt als neues Glied Frankreichs nicht wenig Ehre ein; denn durch ihn bekamen Professoren und Zöglinge eine hohe Achtung vor der Intelligenz und Willensstärke des Volkes im Departement des Leman. Innigste Freundschaft mit den hervorragendsten Schülern, so besonders mit dem spätern General Gilibert des Seguins, der bis zu seinem Tode die hohe Würde eines Mitgliedes des Gesetzgebenden Körpers bekleidete, waren ebenfalls herrliche Früchte dieser achtunggebietenden Aufführung Düfours; leider aber ward durch die spätern blutigen Kriege in den Gefilden Spaniens und in den russischen Niederungen manches zarte Freundschaftsband allzufrühe zerrissen, während dasjenige mit dem genannten General noch über ein halbes Jahrhundert lang fortbestand und die beiden alten Freunde nach fünfzig Jahren noch einmal auf diesem Schauplatze ihrer Studien in Paris einander in die Arme führte . . . . .

Einen höchst angenehmen Unterbruch in die strengen wissenschaftlichen Studien brachten die Uebungen im Feuer auf dem Champ de Mars, die ein wahres Fest für sämmtliche Zöglinge wurden.

So vergingen unserm Düfour die zwei Jahre seiner theoretischen polytechnischen Studien im angenehmsten Wechsel

hoher geistiger Genüsse und körperlicher Erholungen nur fast zu schnell. Es galt nun, sich für eine Carriere zu entscheiden. Da seine ganze Vorliebe auf die Laufbahn im Geniekorps gerichtet war und sich seine Fähigkeiten auch am ausgesprochensten hiefür angekündet hatten, so entschied er sich für dieselbe und erhielt daher die Ordre, in die praktische Schule in Metz einzutreten, welche speziell für diesen Zweig eingerichtet war.

Die Reise nach Metz trat er um so lieber an, als ihm die Erlaubniß zu Theil wurde, dieselbe auf dem Umwege nach Genf mit einem mehrwöchigen Aufenthalt in dieser seiner Vaterstadt zu machen, um seine Eltern, Verwandten und Freunde wieder einmal zu sehen, bevor er sich aufs Neue an die geistige Arbeit setze, welche ihm den Weg zum Ruhme sowohl als zu den Gefahren erschließen sollte. Er nahm also von seinen Professoren und Mitschülern und den ihm lieb gewordenen Hallen des Polytechnikums Abschied, blieb noch zwei Tage in Paris, um sich die Uniform und andere Nothwendigkeiten zu besorgen, und trat dann als schmucker Unteroffizier wohlgemuth die Reise nach der ersehnten Heimat an.

Je näher er derselben kam, desto inniger wurde das Verlangen, schon dort zu sein im Kreise seiner Lieben, dem er zwei volle Jahre lang ferne gewesen und als er über den Col de la Faucille hereintrat und von den Jurahöhen aus plötzlich tief unter sich in weitem Bogen den blauen Spiegel des Leman mit den majestätischen Gipfelreihen der himmelanstrebenden Alpen im Hintergrunde und die Mauern und Thürme seiner Vaterstadt am schönen Rhonestrande sah; als die ewigen Gletscher des Montblanc vor seinen Augen aufleuchteten in rosiger Abendglut und die weißen Segel der Schiffe auf dem tiefblauen See liebe Erinnerungen in ihm wachriefen; als der Ton der Abendglocken aus dem reichen Kranze der Dörfer und Städte am lachenden Gestade wieder

an sein Ohr schlug und das ganze Ensemble des überwältigenden Landschaftsbildes auf das Gemüth des heimkehrenden Jünglings zu wirken begann, da perlten Thränen der Rührung und des Entzückens in seinen Wimpern und er eilte unaufhaltsam vorwärts in die Arme der lieben Seinigen. — Welche Freude des Wiedersehens auf beiden Seiten! Hier die hocherfreuten Eltern und die jubelnde Schwester, da der Jüngling, in allen Stücken das vollendete Muster eines guten Sohnes und trefflichen jungen Mannes — man könnte sich kein schöneres, kein freudig rührenderes Bild denken! Es waren herrliche Tage, diese Tage der Wiedervereinigung der Düfour'schen Familie. Sie wurden theils in Genf bei der guten Tante Madame Fazy, theils im idyllischen Montrotier in ländlicher Stille zugebracht; aber nur zu bald rief die Pflicht den Sohn wieder in die Fremde.

Wohlgemuth machte er sich auf den Weg nach Metz und begann dort im Herbste des Jahres 1809 seine praktischen Studien im Geniefache, in denen er sofort den ersten Rang erreichte; denn da war er so recht in seinem Elemente. Jeder Schüler hatte da volle Gelegenheit, den Dienst von der Pike auf durchzumachen und man sah ihn abwechselnd im Soldatenrock, mit Unteroffizierstressen, mit Offiziersepauletten, während die Andern in ihrer Gesammtheit die Mannschaft bildeten. So mußte mit der Zeit Jeder befähigt werden, nicht nur ein beliebiges Kommando zu übernehmen, sondern auch die Arbeiten eigenhändig auszuführen, war's im Studiensaale, am Konstruktionstische oder auf dem Terrain. Diese interessanten Arbeiten wurden jedoch plötzlich, noch bevor Düfour ein volles Jahr denselben obgelegen, durch den Befehl unterbrochen, die fünf vorgerücktesten Zöglinge haben sich sofort reisefertig zu machen, um an den Befestigungs- und Vertheidigungsarbeiten auf Korfu, jener Insel im fernsten Osten des napoleonischen Reiches, gegen die Angriffe der Engländer Theil zu nehmen.

So große Anziehungskraft ein Aufenthalt in jenen gesegneten Himmelsstrichen bieten konnte, wo die Heroen der alten Griechen Meer und Inseln zum klassischen Schauplatze ihrer wunderbaren Thaten und Abenteuer gemacht und Fels und Woge von dem Wonneleben der Homer'schen Phäaken erzählte, so war dieser Befehl doch ein arger Strich durch die Rechnung Düfours; ja im ersten Momente übte diese Nachricht eine fast niederschmetternde Wirkung auf die fünf Bezeichneten aus; schien es ihnen doch, als würden sie buchstäblich in die Verbannung geschickt, da sie von der großen Armee, wo es Beförderungen und Auszeichnungen gab, nun vollständig abgeschnitten werden sollten! — Aber gerade diese scheinbare Benachtheiligung, die das Schicksal unserm Düfour zugedacht hatte, war ein Glück für ihn; denn sie bewahrte ihn, was freilich damals noch nicht vorauszusehen war, vor dem Würgengel, der beim Uebergang über die Beresina und in der Schlacht bei Leipzig die große französische Armee vernichtete.

IV.

Kapitän Düfour als Vertheidiger von Korfu.

Als neu gebackener Lieutenant im Geniekorps trat Düfour früher als er sich anfangs gedacht in den aktiven Dienst des französischen Kaiserreiches ein, indem er, wie schon angedeutet, zu der Aufgabe beordert ward, den im fernen Osten gelegenen befestigten Endpunkt desselben wirksam gegen die Attaquen der englischen Flotte zu vertheidigen. Machen wir uns vorläufig mit diesem seinem Reiseziele etwas bekannt.

Die Insel Korfu, das homerische Scheria und gesegnete Phäakenland, wo Odysseus in sagenhafter Vergangenheit zum ersten Male die liebliche Nausika erblickte, als er sich auf seinen Irrfahrten vom wilden Meere in den Fluß gerettet hatte und bald auch da sah, wie das rudernde Volk der Phäazier in solchem Wohlleben sich des Daseins freute, daß der Bratspieß am Feuer ohne Ende sich drehte —, ist die größte der sieben Jonischen Inseln und liegt, wenn wir, vom Adriatischen Meere herkommend, die Straße von Otranto passiren, gleich linker Hand vor uns im Jonischen Meere,

unweit des türkischen und griechischen Festlandes. Sie ist ziemlich gebirgig, besonders im südlichen Theile, wo nackte Felsenvorsprünge weit ins Meer hinausstechen und jene wilden, schauerlichen Gebirgsformen der benachbarten epirotischen Küste in Sicht sind, welche die Alten veranlaßten, hieher den Eingang zur Unterwelt zu verlegen. Die fast vegetationslosen Höhenzüge des nördlichen und mittleren Theiles schließen aber fruchtbare Thäler ein, die von vielen Bächen bewässert werden und fast alle Naturprodukte des Südens in staunenswerther Fülle erzeugen. Hier ists, „wo die Zitronen blühn, im dunkeln Laub die Goldorangen glühn“ und feurige Granaten die Felsen zieren, wo die ölreiche Olive neben der würzigen Weintraube ohne Sorg' und Pflege reift, die Gärten stets voll der herrlichsten Gemüse stehen und die unter dem Namen Fracazzani bekannten exquisiten Feigen ihre Heimat haben. Daneben findet sich Alabaster und Marmor in reichen Lagern, und blühende Städte und Dörfer liegen an der Küste und in den Flußthälern eingebettet in ewiges Grün. — Bis gegen das Ende des XVIII. Jahrhunderts war dies Eiland nebst den andern benachbarten Inseln unter venetianischer Oberherrlichkeit gestanden und hatte manchen harten Strauß gegen die türkischen Eroberungsgelüste zu bestehen gehabt. Als dann Napoleon Bonaparte, nachdem er Italien erobert, auch seine allgewaltige Hand über die alte Dogenstadt ausstreckte und unter Vorgabe der Einsetzung einer volksthümlichen Regierung den dortigen Senat auf kurze Weise abdankte, nahmen die Franzosen ohne Schwertstreich von den Jonischen Inseln Besitz, wurden aber schon 1799 wieder von einer russisch-türkischen Flotte daraus verdrängt, worauf sie unter der Protektion dieser beiden Großmächte eine Art Republik bildeten. Im Frieden von Tilsit aber (1807) überließ Rußland diese Eilande wieder den Franzosen, welche alsbald von der neapolitanischen Küste aus eine starke Besatzung hieher warfen, um

auch von da aus den Engländern Schach zu bieten. Es ging indessen nicht lange, so hatten die britischen Polypenarme sich schon um die sechs kleinern Inseln geschlungen und es blieb in den Händen der Franzosen nur noch Korfu, dessen gleichnamige Hauptstadt von den Venetianern schon stark befestigt worden war. Doch mußten zum Zwecke einer wirksamen Vertheidigung dieses für die Realisirung des napoleonischen Projektes einer Universalmonarchie höchst wichtigen Punktes gegen den hartnäckigen Feind noch neue Forts von bedeutender Ausdehnung gebaut werden und eben zur technischen Leitung dieser Arbeiten hatte Düfour mit seinen vier Kameraden in Metz den Auftrag erhalten.

Nachdem in aller Schnelligkeit die für die lange Reise nöthigen Vorbereitungen getroffen worden waren, begaben sich die fünf angehenden Helden auf den Weg. Die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel hatten nur gestattet, einen Wagen zu kaufen, in welchem gewöhnlicherweise nicht mehr als zwei Personen Platz nehmen; sie setzten sich aber unverzagt insgesammt hinein, nämlich drei auf die Hauptbank und zwei auf einen Klappsitz, so daß die zehn Kniee nicht selten in unangenehme Friktion miteinander kamen. Doch schickte man sich ins Unvermeidliche und verscheuchte die Mißbeliebigkeiten durch einen allezeit frischen Humor. Zunächst reisten sie nach Genf, wo sie sich einen Tag aufhielten, damit Düfour Gelegenheit finde, seine liebe Familie wieder einmal zu sehen und von ihr Abschied zu nehmen, da muthmaßlich Jahre vergehen, bis das Schicksal ihn wieder in deren trauten Kreis zurückführen werde und sie jetzt überdies allerlei Gefahren und Abenteuern entgegensehen mußten, über deren guten oder verhängnißvollen Ausgang die Zukunft noch ihren undurchdringlichen Schleier ausgebreitet hatte. Von dem Segen seiner Eltern begleitet, fuhren sie nun in ununterbrochener Reise Tag und Nacht bis Mailand, wo sie wieder einen wohlverdienten

Ruhetag machten. Die Wunder der Alpenwelt, die sich ihnen zum ersten Male in ihrem Leben auf den Höhen der wenige Jahre zuvor von Napoleon erbauten Simplonstraße in großartigen Aspekten in der Nähe präsentirten, hatten ihrem regen Geiste unterwegs reiche Nahrung geboten, an welche sich Italiens klassische Stätten und paradiesische Landschaften als würdige Fortsetzung anschlossen. In Mailand stiegen sie wieder in ihr „trojanisches Pferd" ein, wie sie ihren Wagen sehr bezeichnend nannten und reisten abermals ohne Unterbruch bis nach Rom, der ewigen Stadt, für deren Besichtigung sie zwei Tage verwendeten. Auf den schlecht unterhaltenen italienischen Straßen war die Reise in dem engen Kasten eine ausgesuchte, ununterbrochene Tortur, und überall, wo sie zum Pferdewechsel anhielten, waren Gastwirthe und Gäste nicht wenig erstaunt, wenn sie aus der engen Höhle drei, vier, fünf Reisende hervorkriechen sahen, die nun ihre Glieder reckten und streckten wie weiland Jonas, als er sich aus dem Bauche des Wallfisches befreit fühlte. Von der ehrwürdigen Siebenhügelstadt an der Tiber ging es wieder in einer Strecke bis nach der Stadt Neapel, deren rauchenden Vesuv sie schon von Ferne als langersehnten Endepunkt ihrer Reisequalen jubelnd begrüßten. Hier schifften sie sich bei erster Gelegenheit ein und kamen endlich ohne Unfall auf Korfu an, welche Stadt, höchst malerisch aus einer nach Norden geöffneten, geräumigen Bucht in amphitheatralischen Terrassen bis auf den Hügelkamm, den die Festungswerke krönen, aufsteigend, schon aus weiter Ferne den angenehmsten Eindruck auf sie machte, welcher denn auch in der Nähe nicht schwächer wurde, um so mehr, als das üppige Grün, das die freundlich gelegenen und schön gebauten Häuser umgab, nun mehr und mehr zur Geltung kam und sich ein herrlicher Himmel, wie er Griechenland eigen ist, über dem Landschaftsbilde wölbte. Einen ebenso angenehmen Eindruck machten die Garnison,

das Innere der Stadt und der Festungswerke, das Klima und die Einwohner der Insel auf Düfour, der mit seinen Kameraden von dem Festungskommandanten, Oberst Baudrand, aufs freundlichste aufgenommen wurde und sich alsbald im heiligsten Pflichtgefühle eifrig an die Arbeiten machte, die ihm dieser vortreffliche Vorgesetzte auftrug.

Wie schon bemerkt, hatten bereits die Venetianer die Stadt stark befestigt und es waren die Fortifikationen meist in den Felsen eingeschnitten, was dem Hafenorte eine ganz bedeutende Widerstandskraft verlieh, um so mehr, als die auf einem vorspringenden Felsen erbaute Citadelle die ganze Stadt und den Hafen bis weit ins offene Meer hinaus beherrschen konnte. Auf den Terrassen und der Bucht entlang zogen sich reiche Gärten, wie zu Homer's Zeiten die des Alkinous; leider aber waren viele derselben in Folge des Krieges von ihren Besitzern nicht angebaut worden, was indessen den Offizieren der französischen Garnison, die gerne einen guten Gemüsetisch hatten, willkommenen Anlaß gab, hier ihre Kenntnisse im Gartenbau praktisch anzuwenden. Düfour war nicht der Letzte, der zu Hacke und Spaten griff, um Salat, Zwiebeln, Rüben, Melonen, Erbsen und dergleichen Produkte, deren Werth man in einem allfälligen Festungskriege doppelt zu schätzen weiß, in genügender Menge zu pflanzen. So sorgten sie in erster Linie durch eigene Handanlegung für einen guten Theil ihrer Verproviantirung und es erhielt sich denn auch in Folge des reichen und abwechslungsvollen Tisches, der ihnen dadurch stets zu Gebote stand, ihre Gesundheit aufs Vortrefflichste, trotzdem sonst das Klima der Küstenstriche dieser Insel sich keines besonderen guten Rufes erfreut, weil da in Folge der Winde zu schroffe Gegensätze in der Tages- und Nachttemperatur auftreten.

Da die Engländer nicht die Absicht zu haben schienen, die Insel anzugreifen, sondern sich auf eine möglichst strenge

Blokade derselben beschränkten, blieb den französischen Offizieren noch ziemlich viel freie Zeit übrig, die Düfour, der von Jugend auf für die griechische Sage und Geschichte und deren Helden geschwärmt hatte, an dieser klassischen Stelle auf genußreichste Weise verlebte. Da konnte er, auf hohem Felsenvorsprunge unter Cypressen und Lorbeer liegend, seinen Geist die Irrfahrten des Odysseus und des Telemach bei der Lektüre Homers miterleben lassen, lag ja doch der Schauplatz jener Abenteuer direkt vor seinen Augen ausgebreitet. Auch die Bevölkerung der Insel bildete für einen jungen Menschen, der bis dahin erst Genf, Paris und Metz gesehen hatte, ein interessantes Völkergemisch; denn außer den eingebornen Griechen waren auch türkische Familien da, meist Flüchtlinge, die dem Schwerte des wüthenden Alif Pascha von Janina entronnen waren. Später kamen auch Parganioten in großer Zahl, nachdem die Stadt Parga (an der türkischen Festlandsküste gegenüber der Insel Paxos gelegen) sich unter das Joch dieses Tyrannen beugen mußte; sie zogen es vor, Haus und Heim zu verlassen und auf den Jonischen Inseln unter Stammes- und Glaubensgenossen fremdes Brod zu essen, als daheim unter Ali's Knechtschaft zu stehen. Wie jene flüchtigen Türken, so brachten auch diese Emigranten ihre Pferde und häusliche Einrichtung mit, wodurch die Stadt Korfu ein allseitiges Bild orientalischen Lebens bot.

Um sich diese Blokadezeit recht angenehm verstreichen zu lassen, veranstalteten die Einwohner der Stadt häufige Pferderennen, an welchen auch die französischen Offiziere Theil nahmen. Dabei ging es in antik-poetischer Weise zu, indem „die Damen in schönem Kranz" hoch auf Estraden zuschauten und die Sieger eigenhändig bekränzten. Der körpergewandte Düfour war natürlich auch stets bei solchen Wettspielen zugegen, wenn es seine Pflicht erlaubte; da er aber in Folge seiner schwachen ökonomischen Verhältnisse kein eigenes Pferd

kaufen und unterhalten konnte, so schaffte er sich gemeinsam mit zwei anderen Offizieren, die auch nicht über große Mittel verfügten, ein Reitthier an. Damit war nur der Uebelstand verbunden, daß zwei zu Hause bleiben oder zu Fuß gehen mußten, während der Dritte ausritt. Andere Offiziere führten zur Kurzweil auf der Bühne des Stadttheaters Lustspiele auf und hatten stets ein zahlreiches und dankbares Publikum; denn sie spielten mit ziemlicher Gewandtheit und guter Auffassung der Rollen. Auf den zahlreichen Bällen, die der Gouverneur gab, zeichneten sich Düfour und drei andere Offiziere durch besondere Gewandtheit in den Entrechats aus; um sie her bildete sich stets ein Kreis von Zuschauern, welche die Eleganz ihrer Bewegungen bewunderten. Eigenthümlicher Weise vertraten diese vier besten Tänzer alle vier hier anwesenden militärischen Branchen: Genie, Artillerie, Marine und Stab. — Einst hatten Offiziere beschlossen, einen Maskenball zu geben, dem aber Düfour und einer seiner Collegen aus irgend einem Grunde ferne bleiben mußten. Diese zwei aber machten unter sich aus, sich unbemerkt in flottem Damenkostüm ebenfalls an demselben zu betheiligen und gingen sofort eigenhändig ans Werk, sich die Frauenkleider zu verschaffen, präsentirten sich dann als vornehme Damen aus der Stadt und spielten ihre Rolle den ganzen Abend so gut, daß sie die lebhafteste Eifersucht unter den Offizieren der Garnison erweckten. Man sieht also, daß ihnen mitten im Kriege sogar die Lust an Fastnachtsscherzen nicht abhanden gekommen war, geschweige denn an den Freuden edler geselliger Unterhaltung.

Doch, begleiten wir nach diesen Abschweifungen den Lieutenant Düfour, der bald zum Kapitän avancirte, bei seiner ernsten Arbeit. Er leitete den Weiterbau der Festungswerke, an dem stets mehrere starke Sappeurkompagnien thätig waren, mit aller Pünktlichkeit, Umsicht und Energie, so daß die projektirten Fortifikationen äußerst rasch erstellt werden.

Dann nahm er den Plan der Festung auf und zeichnete ihn in großem Maßstabe mit allen Details so genau, daß man darauf sogar die Gattung der Geschütze unterscheiden konnte. Es war dies eine große Arbeit, die man in Paris wohl zu würdigen wußte. Was den Düfour'schen Plänen von Korfu aber einen wahrhaft unschätzbaren Werth für die Wissenschaft verlieh, war die Darstellungsart derselben mit horizontalen Curven,[1]) welche Manier hier von allen Genieoffizieren gemeinsam erfunden und ausgebildet wurde, also auf diesen Karten zum ersten Male zur Anwendung kam. Damit war der Grund für die richtige Reliefdarstellung gelegt und es wurde in der That in Paris auch sofort auf Befehl des Kriegsministers ein Relief der Festung Korfu nach der genannten großen Zeichnung Düfours hergestellt. So hat diese ferne Insel im Jonischen Meere die Ehre, der Geburtsort der Idee der richtigsten und anschaulichsten Art der Länderdarstellung zu sein. Düfour benutzte denn auch den größten Theil seiner Freistunden zu Studien und Uebungen im Plan- und Kartenzeichnen und bildete so sein hohes Talent aus, durch das er

---

[1]) Zur Erklärung dieses Ausdruckes stelle sich der Leser Folgendes vor: Gesetzt den Fall, man wolle den Rigi durch horizontale Curven kartographisch darstellen, so denkt man sich, nachdem man die Contur des Uferrandes des Vierwaldstättersee's gegen den Berg hin genau aufgenommen, den See um 10 Meter angewachsen und zeichnet diese neue Contur abermals und zwar in richtigem waagrechtem Abstande innerhalb der ersten und mit den Fortsetzungen gegen Schwyz und die hohle Gasse hin. Alsdann denkt man sich den Spiegel des See's um 10 weitere Meter angeschwollen und zeichnet die neue Contur wieder, als dritte, auf den Plan. So geht es von 10 zu 10 Metern fort bis zum Gipfel, wodurch eine ganz genaue Karte von reliefartiger Wirkung für das Auge entstanden ist. Zeichnet man jeden der einzelnen Umrisse auf ein Stück Karton, schneidet sie alsdann aus und legt sie aufeinander, so entsteht ein richtiges Relief des Berges. — Auf den Grund solcher Veranschaulichungen aus der nächsten Umgebung sollte der geographische Unterricht in jeder Schule basiren!

später der Eidgenossenschaft, und der geographischen Wissenschaft insbesondere so große Dienste leisten sollte. In dieser Zeit verfaßte er auch eine Schrift über die Perspektive, auf welche er in der Folge um so mehr Werth legte, als er sie ohne das Hülfsmittel irgend eines Buches fertig brachte, wodurch diese Arbeit auch den Stempel einer besonderen Originalität gewann. So war sein reger Geist ununterbrochen mit streng-wissenschaftlichen Problemen beschäftigt, aus deren Lösungen das helle Licht der Genialität hervorleuchtete.

„Mein lieber, junger Freund", sagte einst Oberst Baudrand, der Direktor der Befestigungen der Jonischen Inseln (später Divisionsgeneral und Adjutant des Herzogs von Orleans) zu ihm, wie er ihn monatelang in unausgesetzter Thätigkeit ob dem Plan- und Karten-Zeichnen beobachtete, „so rühmlich Ihre Beschäftigung ist und so hohen Werth man auf Ihre vortrefflichen Arbeiten setzen muß, so erreichen Sie dabei doch Ihr Ziel, das Sie für Ihre Zukunft nicht aus dem Auge verlieren dürfen, nur halb. Sie werden dabei ein Genieoffizier, der zu sehr in seiner Spezialwaffe aufgeht, — der zur Ausübung eines Kommandos unfähig wird. Begnügen Sie sich also nicht damit, ein guter Genieoffizier zu werden, sondern lernen Sie womöglich auch alle andern Dienstzweige kennen — und lernen Sie Männern kommandiren."

Der vortreffliche Freund beschränkte sich nicht darauf, ihm bloße wohlgemeinte Rathschläge zu geben, sondern er verhalf ihm auch dazu, dieselben zur Ausführung zu bringen, indem er ihm das Kommando über die beste Sappeurkompagnie, sowie die Verwaltung einer Sektion des Genie-Trains übertrug; außerdem hatte Düfour stets das Amt eines Stabsoffiziers bei ihm zu bekleiden. So stand dem jungen Mann der Weg zu einer allseitigen harmonischen Ausbildung offen, wofür er dem Direktor in der Folge nicht genug danken konnte.

Aus diesem täglichen Umgange entstand ein inniges Freundschaftsband, das die Beiden zeitlebens miteinander verknüpfte. Häufig unternahmen sie gemeinsame Exkursionen ins Innere der Insel; hie und da gingen sie zum Zwecke strategischer Studien zu Schiffe auf die benachbarten kleinen Eilande hinüber; wenn sie glaubten, von den Engländern nichts fürchten zu müssen, so wagten sie sich auch weit ins Meer hinaus, ja selbst bis an die türkische Festlandsküste hin, welche Fahrten in mehrfacher Hinsicht hohes Interesse boten.

Als die Engländer die Blokade der Insel strenger fortführten, so wurden solche Exkursionen stets gefahrvoller, ja zuweilen hatten die französischen Schiffe, die von der neapolitanischen Küste herkamen, alle Mühe, den sicheren Hafen zu erreichen. Um auf alle Fälle mit Nahrung versorgt zu sein, fügten die Offiziere der Garnison zu ihrer Gemüsekultur auch noch die Geflügelzucht, die sie in ziemlich großem Maßstabe betrieben. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich bald als sehr werthvoll, besonders wenn der Sold monatelang ausblieb, was sehr oft vorkam, als die napoleonische Macht in Rußland ins Sinken kam und die Engländer in Folge dessen mit frischerem Muthe gegen die französischen Positionen zur See in Aktion traten.

So hatte Düfour bereits drei Jahre in ziemlich geräuschloser Arbeit auf Korfu zugebracht, während seine Mitschüler vom Polytechnikum in Paris und von der Kriegsschule in Metz größtentheils bei der großen Armee im feindlichen Feuer standen und wohl schon mancher von ihnen an den Ufern der Beresina und in den eisbedeckten Steppen Rußlands vor Hunger und Entbehrungen oder unter dem Schwerte der Kosaken sein junges Leben ausgehaucht hatte . . . . .

Einst wollte Baudrand mit Düfour und einiger Schiffsmannschaft nach der Gegend von Parga fahren, um bis über die Insel Paxos hinaus Rekognoszirungen vorzunehmen. Die

Hinfahrt ging, ohne daß irgendwelche Gefahr von Seite der Engländer drohte, auf's Schönste von Statten; denn es war kein feindliches Schiff zu entdecken, soweit das Auge das Meer beherrschte. Selbst die von nun erloschener vulkanischer Thätigkeit herrührenden grotesken Felsformen der epirotischen Gebirgsküste, wo die altgriechische Phantasie den Eingang in's finstere Reich des Hades verlegte und die wildromantische Mündung des vom Plateau von Janina herabkommenden Acheron, des „Stromes des Wehs" (— heute heißt er Frai —), welche Partien unsere alterthumskundigen Offiziere lebhaft interessirten, wurden in genußvoller Fahrt passirt, ohne eine Spur von Engländern wahrzunehmen. Mit dem Fernrohre jeden Fels durchstöbernd, fuhren sie nun den ganzen Vormittag durch die Meeresstraße hinauf und schickten sich dann um Mittag herum zum Heimwege an. Schon waren sie wieder bei den Inseln Paxos und Antiparos vorbei und steuerten auf das Kap Aspro an der Südspitze von Korfu zu, dessen weiße Felsenriffe für das Auge aus weiter Ferne aus dem Grün der Fluth und dem tiefen Blau des Himmels heraustraten, und wollten dann ihrer Küste entlang gemächlich heimsegeln, als sie plötzlich von sechs wohl ausgerüsteten englischen Kriegsschiffen umzingelt wurden, die sich hinter den coulissenartig aufstrebenden gewaltigen Felsenriffen verborgen gehalten hatten. Den Ernst der Lage einsehend, stellte Oberst Baudrand sofort Alles auf seinem Fahrzeuge in Kampfbereitschaft, ließ dann die Engländer ganz ruhig näher rücken und gab, als er der Wirkung seiner Geschütze sicher war, plötzlich Feuer. Die französischen Kugeln mußten ihr Ziel nicht verfehlt und dort sehr übel gehaust haben; denn es war eine großartige Verwirrung und Unordnung unter die feinlichen Ruderer gekommen.

Sofort kommandirte der Oberst eine zweite Ladung; aber noch waren die behenden Kanoniere nicht wieder in Aktion getreten, als plötzlich einige Pakete Patronen auf dem

Verdecke Feuer fingen, die durch ihre Explosion im Nu ein angebrochenes Pulverfäßchen entzündeten, bei dessen Auseinanderknallen wie im Krater eines Vulkans mit einem Schlage Alles in Flammen stand. Düfour selbst brannte, ehe er sich's versah, vom Fuß bis zum Kopf wie eine Fackel, verlor aber zum Glück seine Besinnung nicht und sprang, schnell entschlossen, über Bord in's Meer, wo die über ihm zusammenschlagenden Wellen die Glut zischend auslöschten. Baudrand folgte seinem Beispiele, ebenso einige Matrosen. Als trefflicher Schwimmer erreichte er trotz der Brandwunden in fieberhafter Hast ein kleines Fahrzeug, das von ihrem Kanonenboote in's Schlepptau genommen worden war; in das warf er sich, in der Absicht, das Ufer zu gewinnen. Aber es hatte dazu der Anstrengung aller seiner Kräfte bedurft; denn er war in voller Uniform, den Degen an der Seite, geschwommen und behielt sogar den Hut auf, der seinen Kopf einigermaßen vor Brandwunden beschützte. Am meisten hatten ihn seine schweren Stiefel am Fortkommen in dem flüssigen, bodenlosen Elemente gehindert. Eine kalte, kräftige Bora strich über die Fluthen hin. Als Düfour daher einmal aus dem Wasser war, fühlte er sich an der Luft wie versteinert; die Brandwunden schmerzten ihn fürchterlich; er konnte sich weder regen noch rühren. So lehnte er halb ohnmächtig am Kiel. Plötzlich sausten mehrere Kugeln über seinem Kopfe hinweg; der Feind mußte seine Epauletten gesehen und erkannt haben. Es folgte eine zweite Salve, jedoch ohne ihn zu treffen. Einen Augenblick nachher schrie es schon von allen Seiten aus hundert rauhen Seemannskehlen: „Ergebt Euch, Ihr seid gefangen!“ Das Meer rauschte und schäumte von heftigen Ruderschlägen. Weder an Vertheidigung noch an Flucht war mehr zu denken. Während eine Abtheilung Engländer sich des brennenden Schiffes bemächtigte und das Feuer auf demselben löschte, hoben Andere die noch schwimmend Rettung suchende französische Mannschaft als Gefangene

in ihre Schiffe. — Oberst Baudrand wurde alsdann sofort sammt seinen Leuten nach Malta eingeschifft. Düfour aber, über und über von Brandmalen bedeckt, schien den Engländern eine zu lästige Beute zu sein; denn sie gaben sich nicht gerne mit Verwundeten und Kranken ab. Der Schiffskommandant beorderte daher einen Parlamentär, ihn nach Korfu zu bringen, damit der französische Garnisonsarzt für dessen Behandlung und Verpflegung sorge. Baudrand, über die verhängnißvolle Katastrophe, deren unverschuldete Opfer sie geworden, still in sich gekehrt, nahm von seinem unglücklichen Freunde schmerzlichen Abschied; konnte er doch kaum hoffen, diesen je wieder zu sehen, so gefährlich hatte ihn das Feuer verwundet. An Schenkeln und Händen lag das Fleisch bloß; Brandmale bedeckten sein Gesicht; der ganze Körper schwoll auf und wurde von Frösten durchschüttelt; jede Faser der in Fetzen herabhängenden Kleiderüberreste erzeugte bei Berührung mit den Wunden die furchtbarsten Schmerzen. Die Bora nahm an Kälte und Kraft zu, wie der Abend hereinbrach, und erhöhte die Qual des Unglücklichen; ja längst schon hatte sich die finstere Nacht auf das stürmische Meer herniedergesenkt, als sie noch ferne vom Hafen von Korfu auf den Wellen schaukelten; es waren lange, schreckliche Stunden! Erst am Morgen des folgenden Tages konnte der Verwundete in's Lazareth abgeliefert werden, wo er mehr todt als lebendig anlangte. Jedenfalls hatte er es nur seiner vorherigen riesenstarken Gesundheit und Abhärtung zuzuschreiben, daß er nicht unterwegs den Körperqualen erlegen war. Im Krankenbette schwebte er während zehn Tagen stets zwischen Tod und Leben; sein Augenlicht schien für immer erloschen zu sein; sein Gehör war verschwunden; Wunden eiterten am ganzen Körper. Leider war zu allem Unglück auch noch ein ganz unwissender Krankenwärter für seine Pflege ordinirt worden, der gab ihm in einer einzigen Dosis das für den Gebrauch

von mehreren Tagen verschriebene Opium ein, wodurch natürlicherweise eine Vergiftung eintrat. Aber auch die Folgen dieser Letztern ertrug seine eisenstarke Natur, und als die Krisis überstanden war, ging der Kranke einer raschen Reconvalescenz entgegen; auch Gesicht und Gehör gewannen nach und nach ihre frühere Kraft wieder. Aber zeitlebens dachte Düfour mit Schrecken an jene trostlose Lage zurück, da er blind, taub, verbrannt, frostdurchbebt und vergiftet gewesen, und dankte jedesmal Gott in stillem Gebete für die glückliche Rettung aus diesem fünffachen Elende. Als er seiner Sinne wieder Meister war, verpflegte er sich selbst, wobei ihm die Kenntnisse, die er sich seiner Zeit im Kriegsspitale zu Genf erworben hatte, sehr zu Statten kamen. Nach ein paar Monaten war er bereits soweit hergestellt, daß er wieder in Aktivität treten konnte.

Merkwürdigerweise hatten die Engländer die sonderbare Idee, ihn stets noch als ihren Kriegsgefangenen zu betrachten, trotzdem sie ihn ja seinen Leuten freiwillig zurückgegeben hatten, ohne nur die allerwichtigsten Pflichten gegen ihn zu erfüllen. Man denke sich das Erstaunen, als eines schönen Tages ein englischer Parlamentär mit dem allerhöchsten Auftrage vor der Festung erschien, der Kommandant möchte ihm nun den Genesenen wieder ausliefern. Düfour, dem die Sache lachend mitgetheilt wurde, gab dem Britten die lakonische Antwort: „Kommt und holet mich!“ worauf dieser beschämt abzog.

In Frankreich waren unterdessen Ereignisse eingetreten, die sich vorher Niemand hätte träumen lassen, als der kühne Korse noch einen Staat um den andern, ein faules System um's andere niederwarf und neues Leben aus deren Ruinen erblühen lassen wollte, damit alle Völker des Erdballs, dereinst in einem einzigen Reiche vereinigt, in ewigem Frieden die Glückseligkeiten der fortschreitenden Gesittung genießen könnten. Aus dem Riesenfriedhofe, der von den rauchenden Trümmern

Moskau's bis zu den Leichenhügeln an den Ufern der Beresina reichte und sozusagen die ganze, aus fast allen Nationalitäten des Kontinents zusammengewürfelte „französische“ Armee zum ewigen Schlafe aufgenommen hatte, war Napoleon heimgeeilt, um neue Heere aus dem Boden zu stampfen, die nun auf's Neue gegen die russische Kriegsmacht, der jetzt auch die preußische ihre Hand bot, anstürmen mußten. Was nützten aber seine Siege bei Lützen, Bauzen und Wurschen, als bereits auch Schweden und Oesterreich ihre Waffen gegen ihn kehrten und seinen 500,000 Streitern nun plötzlich die erdrückende, für den „heiligen Krieg“ begeisterte Macht von 800,000 Mann auf der ganzen Linie von der Ostsee bis nach Italien gegenüberstand, von den Engländern, seinen grimmigen Feinden zur See und deren Helfershelfern gar nicht zu reden! In einer Reihe furchtbarer Kämpfe, besonders aber durch die entscheidende Völkerschlacht bei Leipzig ward denn der Weltenstürmer für immer vom deutschen Boden vertrieben, und als er sich über den Rhein zurückgezogen, verfolgte ihn das rächende Schicksal im eigenen Lande Schlag auf Schlag. Wohl hatte er bei Brienne, bei Champ-Aubert, bei Montmirail, bei Joinvillers, bei Nangis und bei Montereau innerhalb 20 Tagen abwechselnd die Heldenschaaren der Preußen, Russen, Oesterreicher und vielnamigen Deutschen niedergeschmettert und zum schleunigen Rückzuge gegen die Grenze gezwungen, — aber der politische Umschwung im Innern seines Landes, die wieder erwachte und im Geheimen mit niegesehener Kraft wachsende Macht der Bourbonen, sowie die drohende Gefahr von Seite der brittischen und spanischen Waffen, welche von Süden und Westen her gegen das Herz Frankreichs drangen, gaben den Verbündeten neuen Muth und neue Erfolge, die endlich mit dem glorreichen Einzuge derselben in Paris und der Rückkehr der bourbonischen Herrschaft zur Entthronung Napoleons und

endlich — zu seiner Verbannung auf die Insel Elba, sowie auch zu einem langersehnten, aber leider nur „faulen“ Völkerfrieden führten. So reichte nun das Szepter des großen Korsen anstatt über das von ihm projektirte Weltreich, die alle Völker des Erdenrunds umfassende Universal-Monarchie, nur über eine kleine, einsame Felseninsel im Meere.

Von all' diesen letztgenannten Ereignissen hatte Düfour, wie überhaupt die ganze Bevölkerung von Korfu, nicht die geringste Kenntniß erhalten; denn Frankreich hatte in diesen Tagen kaum Zeit gefunden, sich um einen so fernliegenden Punkt zu bekümmern; zudem wurde die Blokade der Insel von den Engländern mit verdoppelter Strenge fortgeführt, so daß kaum ein französisches Schiff hätte in den Hafen einlaufen können. So war die Garnison nicht nur schon mehrere Monate lang ohne alle Nachrichten, sondern auch ohne Sold geblieben und man fing bereits an zu muthmaßen, die Dinge stehen in Frankreich nicht glänzend, als plötzlich ein Parlamentär erschien und dem Festungskommandanten mittheilte, er möchte den Engländern die Thore nur öffnen, da in Folge der obenerwähnten Ereignisse, die er erzählte, eine Vertheidigung des Platzes nutzlos sei. Zur Erhärtung seiner Aussagen brachte er eine Menge Zeitungen mit, welche den ganzen Kriegeslauf und die Friedensverhandlungen ausführlich behandelten. Daß nicht mehr Napoleon, sondern ein Bourbone, den hier gar Niemand kannte, an der Spitze Frankreichs stehe, kam ihnen so befremdend vor, daß sie gar nicht daran glauben wollten, obschon sie es ja in den verschiedensten Blättern schwarz auf weiß lesen konnten. Dennoch hätte schließlich General Donzelot die Fahne der Republik und des Kaiserreichs von den Festungsthürmen einziehen lassen, wenn der äußerst bonapartistisch gesinnte Düfour, als Dritter, nicht durch ernste Vorstellungen für so lange davon abgerathen hätte, als bis ein offizieller Befehl dazu vorliege. So blieben die alten Flaggen

noch volle vierzehn Tage aufgehißt; dann erschien endlich eine Brigg, die am Hintertheile wirklich die weiße Fahne der Bourbonen und am Bugspriet die Tricolore führte und der Besatzung den Befehl überbrachte, den Engländern die Forts, den Proviant, das Kriegsmaterial, kurz die ganze Festung sammt Inventar zu übergeben. Alsbald segelte auch eine französische Flotte heran, die unter dem Kommando des Generals Cosmao stand und die Ordre hatte, die Garnison aufzunehmen und nach Frankreich zu bringen. Wenn die Heimkehr auch keine besonders zukunftsfreudige war, so traten sie dieselbe doch gerne an, um einmal aus der Unthätigkeit herauszukommen, zu der sie in der letzten Zeit verurtheilt waren. Auch hatte sich unter den Sappeurs, besonders unter denjenigen, die beim Beginne der Vertheidigung Korfu's aus illyrischen Slaven, meist österreichischen Deserteurs, rekrutirt worden waren, des rückständigen Soldes wegen eine unheimliche Gährung bemerkbar gemacht, welche durch die Reise nach Frankreich und die damit verbundene Hoffnung auf die endliche Deckung der Schuld niedergedrückt werden konnte. So segelten sie denn eines schönen Morgens nach dem Festlande ab und sagten den klassischen Stätten des Orients auf ewig Lebewohl. Zu gleicher Zeit zog eine Handvoll Engländer in die verlassene Festung ein.

V.

Düfour's Rückkehr nach Frankreich.

Die Seereise, vom herrlichsten Wetter begünstigt, ging nach den damaligen Begriffen rasch und glücklich von Statten. Es war eine genußreiche Fahrt längs der ganzen Mittelmeerküste Italiens hin. In Marseille betraten sie den Boden Frankreichs wieder und schienen beim Marsche durch die Straßen der Stadt für die Einwohner ein eigentliches Schaustück zu sein; denn mit Staunen betrachteten diese die alten Knasterbärte, die allerdings zu den andern Theilen der französischen Armee, welche sozusagen nur noch aus bartlosen Rekruten bestand, einen gewaltigen Kontrast bildeten.

In dieser Hafenstadt wurden sie für einige Tage einquartirt, fanden aber keine herzliche Aufnahme bei den durchaus royalistisch gesinnten Bürgern, was auf die ohnehin in Folge der obenerwähnten Soldgeschichte über Frankreich und dessen Regierung wenig erbauten Sappeurs der Kompagnie Düfour einen sehr üblen Eindruck machte und der früher erwähnten Gährung neue Nahrung gab. Um einer Empörung zuvorzukommen, sagte daher Kapitän Düfour dieser gefährlichen

Stadt am blauen Meere so schnell als möglich Lebewohl und kommandirte seine Leute in starken Märschen in der Richtung nach Paris weiter. Er glaubte, sie werden sich nun beruhigen, um so mehr, als sie wissen mußten, daß auch er, wie alle andern Offziere und Unteroffiziere, in gleicher Weise verkürzt worden war. Sie aber, als Söldlinge, faßten die Sache trotz aller Erklärungen so auf, als wollte man sie nur mit leeren Versprechungen hinhalten, um ihrer bei nächster Gelegenheit als Kanonenfutter auf billige Art los zu werden, — kurz, das Gemurmel ward immer unheimlicher; und schon in Aix kam's zum vollen Ausbruche. Zehn dieser Unzufriedenen traten vor Düfour hin und verlangten in barschen Ausdrücken die sofortige Bezahlung des rückständigen Soldes. Der Angeredete suchte sie durch eine wohlbegründete Erklärung nochmals von der Unmöglichkeit der Erfüllung ihrer Forderung zu überzeugen, indem er ihnen deutlich genug zeigte, daß er kein Geld habe — umsonst, sie beharrten immer frecher auf ihrem Verlangen: „Kapitän, bezahlen sie uns sofort und alsdann entlassen Sie uns! Keiner geht einen Schritt weiter!" Der keineswegs eingeschüchterte Hauptmann ersuchte sie in gebietendem Tone, zur Ruhe und Ordnung zurückzukehren und zuzuwarten. Allein diese abschlägige Antwort versetzte sie in Wuth; es rasselten die Säbel; mit wüstem Geschrei und blanker Waffe stürmten sie auf ihn ein . . . Düfour hatte nicht Zeit, seinen Degen zu ziehen. Mit kühnem Griffe aber hatte er die zwei Vordersten an der Brust gepackt, schlug ihnen die Köpfe zusammen, daß es krachte, und warf sie mit Wucht in den gegen ihn anstürmenden Knäuel. Nach dieser Doppel-Bombe zog er mit Blitzesschnelle seinen Degen und warf sich den Meuterern mit dem Rufe: «Malheureux, voyez à quoi vous vous exposez!» [1]) entgegen, parirte ihre

---

[1]) „Unglückliche, seht, wie es euch geht!"

Säbelhiebe und streckte Dreie nieder. Das sah ein alter Sergeant; der eilte ihm beherzt zu Hülfe, andere Unteroffiziere, die auf den Lärm herbeisprangen, thaten das Gleiche, so daß der Aufruhr alsbald mit Waffengewalt unterdrückt wurde. Er hätte aber für unsern Düfour leicht verhängnißvoll werden können, wenn er nicht so beherzt und gewandt gewesen wäre.

Bis nach Grenoble ging dann der Weitermarsch ohne nennenswerthe Ruhestörung von Statten; hier aber brach abermals eine Meuterei aus, indem mehr als die Hälfte der Sappeurs des Bestimmtesten erklärten, unter der neuen Regierung nicht mehr dienen zu wollen. Sie wurden dann unter theilweiser Bezahlung des rückständigen Soldes entlassen, während sich Düfour mit einem kleinen Reste seiner Kompagnie, wenn auch schweren Herzens, in das dritte Genie-Regiment einreihen ließ. Drei Monate lang war er noch an der Organisation desselben thätig, und als diese Aufgabe beendigt war, suchte er um einen halbjährlichen Urlaub nach, den er ohne Schwierigkeit erhielt, um so mehr, als er einer körperlichen Erholung sehr bedürftig war.

So verließ er also seine Kompagnie für sechs Monate, die er in Genf zuzubringen gedachte, und trat den Heimweg an. Seine Familie hatte sich in Montrotier versammelt, um ihn hier zu empfangen. In den letzten Tagen des Jahres 1814 langte er dort an und verlebte selige Stunden im Kreise seiner Lieben, die er nun während vier Jahren nicht mehr gesehen hatte. Die frische, gesunde Luft im idyllischen Montrotier und die gute Pflege, die ihm hier und später in Genf zukam, stellten seine Gesundheit bald wieder vollständig her, so daß er seine Urlaubszeit in vollen Zügen genießen konnte.

VI.

Düfour befestigt Lyon.

Während die Vertreter der europäischen Mächte in Wien versammelt waren, um die Grenzverhältnisse Europa's, die Napoleon in kaum einem Jahrzehnt vollständig aufgelöst und nach seinem Sinne geformt hatte, für die Erhaltung eines dauernden Friedens zu ordnen, aber in Folge der Zerfahrenheit der Meinungen und der Energielosigkeit der ersten Häupter die Erwartungen der Welt nicht erfüllten, sondern sich in der Freude über die Ohnmacht des Cäsars auf der einsamen Meeresinsel anstatt der Förderung der Völkerwohlfahrt vielmehr dem ausgesprochensten Phäakenleben der Kaiserstadt hingaben, — während die Franzosen, die noch vor Kurzem ihrem neuen Könige Ludwig XVIII. zugejubelt, nun zum großen Theile desselben schon überdrüssig waren, — während allüberall in Europa die alten faulen Zustände, die vor der französischen Revolution bestanden, zurückzukehren und die herrliche Idee von der Rechtsgleichheit der Menschen wieder in Staub zu treten drohten: da durchfuhr, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, die Kunde von der Landung Napoleons an der französischen

Küste und sein Wiedererscheinen auf dem politischen Schauplatze alle Staaten der Welt.

Durch diese Kunde wurde natürlicherweise auch Düfour unliebsam aus seinem süßen Ferienleben aufgerüttelt; heftige Gewissenskämpfe bewegten sein Herz; er war unentschlossen, wie er sich als braver, pflichttreuer Offizier zu seinen eidlichen Verpflichtungen zu stellen habe. Aus dieser Verlegenheit wurde er plötzlich durch ein höchst überraschendes, ministerielles Schreiben gezogen, das ein Datum trug, unter welchem Napoleon noch nicht aus seinem Exil zurückgekehrt war und worin ihm trotz seines Urlaubs anbefohlen wurde, sich unverzüglich nach Grenoble zu begeben. Es kam ihm diese Ordre sonderbar genug vor und er fragte sich später noch oft, ob es nicht etwas mehr als eine Wirkung des Zufalls gewesen sei, daß er, da seine ausgesprochene bonapartistische Gesinnung allbekannt war, als Genieoffizier nach einer Festung geschickt wurde, deren Haltung bei dem bevorstehenden Marsche des wiedererstandenen Cäsars von Entscheidung war. Sei dem, wie ihm wolle, der militärische Gehorsam enthob ihn aller Skrupeln und der unerwartet rasche Sieg Napoleons über die bonapartistische Partei erfüllte ihn mit heller Freude. Als er nach seinem Bestimmungsorte Grenoble kam, war Napoleon schon am Vortage daselbst durchgezogen.

In Grenoble gab es nun begreiflicherweise für einen Genieoffizier nicht mehr viel zu thun, da ja in dieser Stadt und noch weit darüber hinaus seit einigen Tagen Alles die dreifarbige Kokarde trug und die weiße der Bourbonen vollständig verschwunden war. Düfour, der die Tricolore schon unterwegs in Chambéry aufgesteckt hatte, erhielt aber von der neuen Regierung (der s. g. Regierung der hundert Tage) alsbald den Befehl, sich unverzüglich nach Lyon zu begeben, welche Stadt in aller Eile befestigt werden sollte, da ein Angriff auf dieselbe von Seite eines österreichischen Heeres

befürchtet wurde. Mit Freuden folgte er dem Rufe. An seinem Bestimmungsorte angelangt, fühlte er sich nicht wenig geschmeichelt, als man ihm einen sehr bedeutenden Theil der auszuführenden Arbeiten, nämlich die ganze Linie zwischen der Rhone und Saône übertrug. Dieses große Vertrauen zu rechtfertigen, war nun sein einziges Streben. Er arbeitete daher Tag und Nacht, und als der Marschall Suchet, der die Alpenarmee kommandirte, zu der Düfour und seine Leute eingetheilt waren, die Werke besichtigte, erklärte er sich sehr befriedigt und fand auch nicht einen Punkt daran auszusetzen; ja ein bezüglicher Rapport des Generals Haxo an Napoleon hob die Talente und den Fleiß dieses Kapitäns im Geniekorps, welche dieser bei der genannten Fortifikationsarbeit an den Tag legte, so rühmend hervor, daß er ihn dringend für höhere Anstellungen empfahl. Auch der Kommissär für Lyon, Pons d'Hérault, hatte für Düfour in Anbetracht seiner Verdienste und seiner Leistungsfähigkeit auf den Grad eines Kommandanten angetragen. Leider aber war Napoleon sammt seinem ganzen Generalstabe zu sehr von dem sich mit Riesenschritten entwickelnden Kriege gegen die Alliirten beschäftigt, als daß solche Rapporte momentan ihre volle Beachtung hätten finden können. Düfour blieb daher im Range eines Kapitäns stehen.

Da es in Lyon und insbesondere in den reichen Villen außerhalb der Stadt viele Royalisten gab, die begreiflicherweise mit dem Bau dieser Fortifikationen nicht einverstanden waren, so hatte Düfour bei seinen Arbeiten manche Unannehmlichkeiten zu gewärtigen. Durch sein äußerst einnehmendes, liebenswürdiges und doch imponirendes Auftreten überwand er aber diese Schwierigkeiten augenblicklich und zwar selbst da, wo die Pläne auf die schönsten Gartenanlagen keine Rücksicht nehmen konnten und daher manche Besitzer in bedeutenden Schaden kamen. So war auch der Eigenthümer des Schlosses auf der Insel Barbe, der äußersten Linken der Linie Düfour's.

als ein so strenger Bourbonenfreund bekannt, daß man von seiner Familie erzählte, seine älteste Tochter selbst habe auf Veranlaßung der elterlichen Gesinnungsäußerungen die Kanone abgefeuert, welche den Einwohnern von Lyon die Ankunft der Herzogin von Angulême anzeigte. Anstatt nun solche Leute die strenge Hand des Siegers fühlen zu lassen, wie es wohl Mancher voll Schadenfreude gethan haben würde, suchte unser Kapitän gerade in der Beobachtung der weitgehendsten Rücksichten gegen dieselben eine Ehre. Er machte sich Feinde zu Freunden und hatte damit gewonnen Spiel. Durch Schonung des herrlichen Gartens auf der Insel, wo er nur das Unumgänglichste behufs des Batterieenbaues zerstören, alles Andere aber auf's Gewissenhafteste unangetastet ließ; hatte er sich die Gunst dieser Royalisten erobert. Dennoch konnten sich die politisch fanatisirten Töchter nicht überwinden, heimlich jedes Blümchen von den Brustwehren zu vertilgen. Düfour überraschte sie einmal bei einem solchen kindischen Racheakte, als sie eben die dreifarbigen Veilchen nicht nur an den Werken, sondern selbst im ganzen Garten in einer Anwandlung politischen Hasses zertraten. Nichts desto weniger respektirte er aber ihre schönen Lilien, auf die sie ihren patriotisch-royalistischen Stolz gesetzt hatten, und sammelte so „feurige Kohlen auf ihr Haupt."

Als diese Vertheidigungsarbeiten noch im vollen Gange waren, kam plötzlich die überraschende Kunde, Napoleon sei bei Waterloo vollständig geschlagen worden. Der korsische Löwe war jetzt tödtlich getroffen! Das fühlte Jedermann und selbst seine eifrigsten Anhänger gaben nun alle Hoffnung auf, ihn nochmals an der Spitze Europas zu sehen. Der Schanzenbau wurde daher in Anbetracht der Lage der Dinge alsbald eingestellt, obwohl die Oestereicher schon bis vor die Stadt rückten und bereits Schüsse zwischen deren Vorposten und den Besatzungstruppen gewechselt wurden. Da Frankreich an keinen

ernstlichen Widerstand gegen die nun von allen Seiten mit erdrückender Wucht anrückenden Alliirten denken konnte und die Pariser Ereignisse ohnehin eine sofortige Kapitulation herbeiführten, so wurde natürlich die Fortsetzung der Feindseligkeiten verhindert.

In diesen Tagen erhielt Düfour das wohlverdiente Kreuz der Ehrenlegion. Er mußte sich mit seiner Kompagnie hinter die Loire zurückziehen, wo er Gelegenheit hatte, mit dem tapfern General Mouton-Duvernet bekannt zu werden, der bald darauf unter französischen Kugeln fallen sollte. Unter allen Theilen der Truppen entstanden unsägliche Wirrsale in Folge der sich überstürzenden Ereignisse. Alles gerieth in Auflösung; nur die Offiziere blieben noch; ohnmächtig mußten sie aber dem Ausreißen der Massen zusehen. Zu Hunderten und Hunderten verschwanden die Soldaten, ohne Abwartung des Urlaubs, und eilten in ihre Heimat zurück. Endlich wurden auch die Offiziere entweder gänzlich verabschiedet oder in die neugebildeten Regimenter eingereiht, sowie auch viele, insbesondere die tüchtigsten Köpfe der bonapartistisch Gesinnten, auf Halbsold und in Disponibilität gesetzt. Da Düfour bekanntlich zu den Letzteren gehrte, so konnte er nichts Besseres thun, als vorläufig bis auf weitere Entschließungen in sein Vaterland zurückzukehren. Man hatte ihm zwar mehr als deutlich zu verstehen gegeben, daß man seine Kapazität wohl zu schätzen wüßte, wenn er Farbe wechseln würde; allein nun that er seine dreifarbige Kokarde erst recht nicht vom Hute herunter und die weiße noch weniger hinauf, in Folge welcher ausdauernden Treue im Unglück er denn auch in die allerletzte Kategorie der Halbsoldoffiziere gestellt wurde und niemals zum Genusse der dreitausend Franken gelangen konnte, welche ihm die französische Regierung an rückständigem Solde schuldig war und — noch schuldig ist. Man braucht sich darüber nicht zu wundern; denn so beachteten die französischen Landesväter

schon zu fast allen Zeiten ihre Verpflichtungen gegen diejenigen, die mit ihrem Leben und Kriegstalent für Frankreich eingestanden. Ein Blick in's Soll und Haben dieses Landes gegenüber den in seinem Solde stehenden Schweizersoldaten von der Zeit der Mailänder Feldzüge an bis zur großen Revolution beweist dies zur Evidenz. Und doch hat gewiß keine Forderung eine so hohe Berechtigung, wie diejenige des Soldes; denn dafür muß der Soldat ja nicht nur seine Arbeit liefern, sondern sogar beständig Leben und Gesundheit auf's Spiel setzen. Als aufrichtiger Bonapartist schied Düfour also von seinen Kameraden, besuchte unterwegs noch seine liebenswürdigen Royalisten auf der Insel Barbe in Lyon, die ihn freundschaftlich aufnahmen, aber es doch nicht über's Herz bringen konnten, ihm keine Vorwürfe darüber zu machen, daß er die weiße Kokarde nicht auf seinen Hut gesteckt; — — dann eilte er nach seinem lieben Genf zurück, in die Arme seiner besorgten Eltern und Freunde.

VII.

Auf ewig dein, o Vaterland!

Mit dem Gedanken: „Und nun auf ewig dein, mein Vaterland!“ trat Kapitän Düfour über die Grenze seine Heimatkantons herein, der mittlerweile von Frankreich sich losgetrennt hatte und, der alten vielhundertjährigen Freundschaftsbande eingedenk, in den Bund der Eidgenossen eingetreten war, um für ewige Zeiten ein treues Glied und eine Zierde desselben zu sein. Durch den Wienerkongreß, der den König von Sardinien veranlaßte, einen Länderstrich an der Arve und Rhone an Genf abzutreten (wogegen seine Provinzen Chablais und Faucigny in die schweizerische Neutralität eingeschlossen wurden), erhielt das bis dahin zersplitterte Gebiet dieses Kantons endlich einen topographisch festen Zusammenhang, wodurch sein Staatswesen auch an innerem Halt gewann und einer bessern Entwicklung entgegengehen konnte als bei der bisherigen Parzellirung der Landestheile und den in Kriegszeiten stets von diesen keilartig in dieselben hineingetriebenen fremden Gebieten her drohenden Gefahren. Außerdem bot die erwähnte, von den Mächten garantirte Neutralität der benachbarten savoyischen

Provinzen in dieser Hinsicht eine ganz bedeutende Sicherheit für Genf — kurz, es war jetzt der Zeitpunkt gekommen, daß dieser Staat an der endlichen Realisirung seiner Devise: »Post Tenebras Lux« (Nach Finsterniß — Licht!) nicht mehr zweifeln mußte. Die äußern Verhältnisse dazu waren wenigstens gegeben, wenn auch die innern in Folge des Sieges der Aristokratie noch Vieles zu wünschen übrig ließen.

Wie jeder ächte Genferpatriot mit Zuversicht an eine ruhmvolle Zukunft seiner Heimat glaubte und mit Feuereifer für dieselbe einstand, so hatte also auch Kapitän Düfour sich vorgenommen, ihm Herz und Hand zu weihen. Zwar hatte er in Frankreich Alles gefunden, was eines jungen Mannes Herz entzücken und fesseln kann: eine gründliche wissenschaftliche Bildung, Gefahren, anregende Arbeit, Ehren, Schwierigkeiten, die er kühnen Muthes überwunden — und dafür war er diesem Lande innig dankbar. Wären ihm die erfahrenen politischen Enttäuschungen nicht zu Hülfe gekommen und nicht stets in scharfen Silhouetten vor sein geistiges Auge getreten, wer weiß, ob er je zu einem solchem Entschlusse gekommen wäre!

Ueber ein Jahr schon hatte er in Genf zugebracht, ohne ein bestimmtes Ziel für seine fernere Laufbahn zu finden. Sein schmaler Halbsold reichte kaum hin, seine täglichen Bedürfnisse zu bestreiten, und er war deshalb voller Unruhe für seine Zukunft, als ihm plötzlich ein Kommando in Briançon angeboten wurde unter der Bedingung, daß er sich zum Franzosen naturalisiren lasse. Er hatte zu wählen. Sagte er nein, so verlor er natürlicherweise auch seinen bisherigen Sold; sagte er ja, so war er nicht mehr Genfer. Die Wahl war schwer; doch der Patriotismus siegte; er entschied sich, der Heimat treu zu bleiben. Mit den Worten: „Auf ewig dein, mein Vaterland!" setzte er sich an seinen Schreibtisch und lehnte das ehrende Anerbieten Frankreichs ab. Zugleich schrieb er an seinen intimen Freund Oberst Baudrand, dessen wir

uns von Korfu her erinnern: „Meine Wahl ist getroffen; ich bin nur noch Franzose mit dem Herzen; ich verzichte auf alle Vortheile meines Standes, ohne zu wissen, was ich anfangen werde. Glücklich will ich mich schätzen, wenn ich als Schweizerbürger die gewünschte Ruhe der Seele finden kann; glücklich, wenn meine geringen Talente meinen Mitbürgern einigen Nutzen bringen."

Und kurz darauf benachrichtigte er seinen Kameraden Charles Dupin: „Um der Richtschnur zu folgen, die mein Gewissen mir vorgezeichnet, habe ich Grade und Besoldung aufgegeben und denke nun gegen die Uebertreibungen meiner Landsleute anzukämpfen."

Uebertreibungen —, politisch unkluge und größtentheils unbegründete Uebertreibungen sowohl in allgemeinen Freudenausbrüchen als in Einzelnkundgebungen in Wort und Schrift, die sehr oft verletzend auf die französischen Grenzanwohner und vice-versa auf die Genfer wirkten, so der Freudentaumel vom 31. Dezember, der schließlich in eine förmliche Gebietsverletzung ausartete, waren hüben und drüben an der Tagesordnung; sie gefielen Düfour durchaus nicht; denn der ernste Mann, der die Welt kennen gelernt hatte, sah darin nichts Ersprießliches für die Volkswohlfahrt. Alles, was auch nur einen leisen Ton hatte, durch den die Leidenschaften auf beiden Seiten der Grenze möglicherweise erregt werden konnten, das mißfiel ihm und beunruhigte ihn; er wußte, daß nur in einem aufrichtigen populären, nicht in einem bloßen politischen Frieden die so nöthige Ruhe und Sammlung zu den Werken der Civilisation gefunden werden können. Daher scheute er sich nicht, seine Meinung in allen Kreisen und selbst gegenüber höchstgestellten Personen diesseits und jenseits der Landesmarke offen darzuthun. Und sein passend Wort fand guten Ort. —

Als Schweizerbürger hoffte er die Ruhe der Seele zu finden, die ihm Frankreich nicht zu bieten vermochte; als

Schweizerbürger hoffte er durch seine geringen Talente, wie er mit gewohnter Bescheidenheit an Freund Baudrand schrieb, seinen Mitbürgern nützlich zu sein. Er hatte also nicht nur Genf, sondern die ganze Schweiz als Arbeitsfeld in's Auge gefaßt, — die ganze neugebildete Schweiz, für deren glückliche Entwicklung er die heiligsten Wünsche hegte. An interessanter Arbeit konnte es ihm in diesem erst kürzlich aus etlichen fünfzig verschiedenen kleinen Stäätchen (aristokratischen, aristo-demokratischen und demokratischen Miniatur-Republiken, Fürstabteien, Unterthanenländern oder Vogteien, freien Städten ꝛc. deutscher, französischer, italienischer und rhäto-romanischer Zunge) zusammengewürfelten Staate durchaus nicht fehlen, lag doch nicht nur die Organisation des Ganzen noch im Embrio, sondern es waren auch sozusagen alle wichtigern rationellen Einrichtungen der einzelnen Kantone noch nicht aus dem ersten Entwicklungsstadium herausgetreten: ja für die Großzahl der zu einer glücklichen Entfaltung des neuen Staates nothwendigen Faktoren war noch kaum die Idee vorhanden. Wenn also Düfour dem schönen Gedanken huldigte: „Arbeit ist des Lebens Balsam“, so konnte er in Anbetracht des unabsehbaren Wirkungsfeldes, das sich vor seinem hellen Auge ausdehnte, zum Voraus darauf zählen, daß er im Dienste des Vaterlandes sich glücklich fühlen werde — und darum rief er auch in freudigster Entschlossenheit aus:

„Auf ewig dein, mein Vaterland!“

VIII.

Dufour verschönert die Stadt Genf.

Die Weltstadt Genf mit dem vollständig internationalen Gepräge ihrer Bevölkerung, ihren imposanten Quai-Bauten am Rhonestrom und Leman, vor deren fünfstöckigen Riesenfronten die stolzesten Karossen und der Schiffe bunt Gewimmel von früh bis in die tiefe Nacht sich kreuzen, ihren vielgestalten, kühnen Brücken, ihren herrlichen Promenaden und öffentlichen Gärten voll seltener Pflanzen, ihren reichen Villen rings umher, ihren breiten Straßen voll Licht und Luft, ihren Statuen und architektonischen Kunstwerken, ihren bestechenden Magazinen voll der berühmten Produkte ihres großen Industriefleißes, ihren weltbekannten Tempeln der Wissenschaft — — ihrem ganzen, hier ernst stolzen, dort reizend idyllischen, noblen Charakter, der einen mächtigen und tiefen Eindruck auf die Tausende der Reisenden, Gelehrten, Dichter und Künstler, welche in unsern Tagen dorthin kommen, sowie auf die anspruchlosesten der Einheimischen macht, — diese wundervolle, vielbesungene Geneva bot in deu ersten Dezennien unseres Jahrhunderts noch ein ganz anderes Bild: Eine hohe Ringmauer mit düstern Bollwerken

und tiefen Gräben hemmte den Blick auf die blauen Fluthen des See's, die krystallenen Wasser des Rhodans und den majestätischen Alpenkranz; enge, krumme Gassen mit thurmhohen Häusern und bemoosten Mauern, wie wir sie heutzutage noch in einigen Theilen der Altstadt sehen, bei deren Erbauung „der rechte Winkel noch nicht erfunden war", hemmten den Eintritt des Sonnenlichtes und die Cirkulation der Luft, — die ganze Stadt bot einen durchaus strengen Anblick, wie ihre Bewohner selbst.

Genf war drei Jahrhunderte lang die ächte Calvinsstadt geblieben, ein Ort des strengen Geistes, der alle Aeußerlichkeiten als unnütz außer Augen ließ. Die tonangebende Bevölkerung suchte ihre Größe nur in der Liebe zur hl. Schrift und den Wissenschaften und gestaltete ihr ganzes Leben nach den einfachen, strengen Sittenvorschriften ihres mächtigen Reformators, welche den Gedanken an glänzende Quais, breite, geradlinige Straßen und rechtwinklige Quartiere mit luxuriöser Einrichtung nicht nur nicht aufkommen ließ, sondern sogar demjenigen an die richtige Instandhaltung der alten Bauten nicht einmal Nahrung und Kraft gab, so daß besonders der Rhone und dem See entlang, wo jetzt die höchste Pracht der Stadt sich entfaltet, nur altersschwache, halbverfallene, düstere Bauwerke standen, welche das ästhetische Gefühl jedes Gebildeten, der die Welt gesehen, verletzen mußten. Jene alte Zeit mit ihrer ausgesprochenen eigenthümlichen Cultusrichtung darf deswegen kein Vorwurf treffen; im Gegentheil, diese Verachtung aller Aeußerlichkeiten und dies stille, einfache, strenge innere Leben war vom Wirken Calvins an noch lange, lange Jahre eine vollständig gerechtfertige Charaktereigenthümlichkeit der Republik Genf; doch nicht für immer; denn „andere Zeiten, andere Sitten!"

Die im vorigen Kapitel erwähnten Gebietsabrundungen und =Neutralisirungen hatten die Mauern und Bollwerke, die

ohnehin gegen eine Belagerung mit moderner Kriegsausrüstung nicht mehr genügenden Schutz für die Stadt hätten bieten können, vollends unnütz gemacht; überhaupt forderten alle Zeitverhältnisse, noch mehr aber die lokalen Interessen dazu auf, daß Genf eine allzeit offene Stadt werde und sich ausdehne nach allen Himmelsgegenden. „Nieder mit den Schranken und Mauern! Fort mit den Thoren und Thürmen, den Fallbrücken und all' den Hemmnissen zur frischen, freien Entfaltung von Handel und Wandel!" war daher der Ruf der jüngern, weitsichtigen Genferbürger und in erster Linie Düfours. Aber holla! Die ruhig-ernsten, konservativen Herren der Altstadt waren anderer Meinung. „Keinen Stein von seinem Platze gerückt; nichts an unsern altehrwürdigen Verhältnissen, den Werken unserer Väter, verändert!" riefen diese. Es entspann sich ein jahrelanger Wort- und Federkampf ohne jedes Resultat. Da wurde Düfour im Jahre 1819 zum Mitgliede des Repräsentativrathes gewählt, und in dieser Stellung forderte er nun mit aller Energie und Entschiedenheit, jedoch ohne die alten Herren zu verletzen, daß dem Geiste der Neuzeit auch auf dem Gebiete der öffentlichen Arbeiten Rechnung getragen werde.

„In der That," sagte er, „wenn man zu Schiffe über den See herfährt gegen unsere Stadt, darf man in Anbetracht der Dinge, wie sie da jetzt noch sich präsentiren und wie sie sein könnten, nicht eingestehen, daß man ein Genfer ist! Welch' ein Gegensatz zwischen der wundervollen Gegend, wo See und Fluß, Ufer und Insel, Wald und Hügel, Berg und Thal wie ein Garten Gottes daliegen oder wenigstens die Grundzüge zu einem solchen vorgezeichnet haben — und den schwarzen, wüsten, baufälligen Mauern und andern Uferbauten ohne Ebenmaß und Zweck, die einem da als Ansicht der Stadt in's Auge treten! Nein, das kann nicht länger so bleiben; das verträgt sich mit dem Bildungsgrade und dem Kunstsinne Genfs

nicht! Diese schroffen Gegensätze des Großartig-Herrlichen der Natur und des aller Aesthetik und allen sanitarischen Grundbedingungen Hohn sprechenden baulichen Zustandes dieser Stadtseite müssen ausgesöhnt werden zu einer vollen, reinen Harmonie, an der sich Herz und Auge weiden kann!"

So ungefähr predigte Düfour immer und immer wieder; aber er wollte nicht nur niederreißen, sondern auch aufbauen; er präsentirte daher dem Rathe jene ingeniösen Pläne, denen die jetzigen glänzenden Bauten des großen Quai's ihre Entstehung verdanken. Aber die Zahl der Anhänger seiner Ideen war noch zu schwach gegen diejenige der Gegner; sein Antrag fiel durch. Er ließ sich indessen durch das Mißlingen dieses ersten kräftigen Anlaufes nicht abschrecken; er wagte es zum zweiten, zum dritten Male und hatte endlich die Freude, vom Rath die Annahme seines Projektes zu erlangen, womit die Verschönerungsperiode der Stadt und in Folge dessen deren Entwicklung zur glänzenden Weltstadt ihren Anfang nahm.

Dieses großartige Projekt wurde von Düfour rasch so vervollständigt, daß er sich in kurzer Zeit mit allem Eifer an dessen Realisirung machen konnte. Die Mauern stürzten unter den Schlägen der Hebeisen und Pickel, und sieh'! „es lächelt der See" in die Stadt hinein und ein frischer, gesunder Hauch zieht durch die Straßen! Das schuttbedeckte Terrain wird nivellirt und nach wenigen Jahren schon wachsen Paläste und Volksgärten in nie gesehener Pracht aus dem gewonnenen Boden heraus, „und neues Leben blüht aus den Ruinen." Einheimische und Fremde staunten über die wundervolle Veränderung der Stadt und selbst die heftigsten Gegner dieses Reformprojektes mußten im Stillen den genialen Gedanken ihres Ingenieurs loben. Düfour selbst schätzte diese seine Schöpfung so hoch, daß er sie stets neben der weltberühmten Karte der Schweiz und dem Sonderbundsfeldzuge als einen seiner drei Hauptruhmestitel betrachtete. Und gewiß wird

Jedermann seine Ansicht theilen, der sich einestheils die segensreichen Folgen dieser Initiative für die ganze weitere Entwicklung der Stadt und anderseits die Herrlichkeit des Werkes selbst gegenüber dem frühern Zustande jenes Stadttheils vergegenwärtigt.

Im direkten Anschlusse an diese mit den schönsten Quartieren von Paris rivalisirenden Werke der Architektur und der landschaftlich-dekorativen Ornamentik führte Düfour die großartigen Werke am Pont des Bergues aus, welche mit der Rousseau-Insel, ebenfalls einem Werke dieses Ingenieurs, ein Ensemble von großartiger Wirkung bilden.

Diese Rousseau-Insel, jetzt einer der besuchtesten Punkte und der Stolz der Stadt, war früher eine finstere Bastion, Ile des Barques genannt, die dem modernen Gewande der sie umgebenden Quais gar übel anstand. Nachdem der Rath zur Ueberzeugung gekommen war, daß dieselbe für eine allfällige Vertheidigung Genfs zwecklos geworden, trug sie Düfour zum Theil ab, verbreitete und nivellirte sie, bepflanzte sie mit prachtvollen Bäumen, umgürtete sie mit einem Geländer, bestreute sie mit Kies — kurz, er wandelte sie in eine Promenade, oder besser gesagt, in einen Garten um, dem man zu Ehren des weltberühmten Philosophen und größten Genferbürgers Jean-Jacques Rousseau den Namen Rousseau-Insel gab, nachdem Düfour dessen Statue [1]) auf hohem granitenem Piedestal darin aufgestellt hatte. Eine kleine Kettenbrücke führt von dem Pont des Bergues zur derselben hinüber und gibt jährlich Tausenden und Tausenden Gelegenheit, an hellen Abenden und in der Morgenfrühe sich einen Naturgenuß zu verschaffen, wie man ihn kaum anderswo trifft. In purpurner Pracht erglüht das Firndiadem des Montblanc mit all' den sich in nördlicher Richtung daran anschließenden

[1]) Die Statue selbst, aus Erz gearbeitet, ist ein Werk von Pradier.

zahllosen Eisgipfeln und Schneedomen, unter denen die kühne Nadel der Aiguille de Dru, die Schneekuppe des Buet und die Aiguilles d'Argentière oft in märchenhafter Schönheit vom Himmelsblau sich abheben. Im Mittelstück erscheinen die berühmten Ausflugspunkte des Salève und der Voirons und im Vordergrunde der schiffbelebte, in wunderbaren Farbentönen aufleuchtende See mit den vielgenannten Quais, und rechts und links neben uns ziehen die berühmten Schwäne ihre Kreise in der krystallhellen Rhonefluth.

Außer dieser Hängebrücke vom Pont des Bergues zur Rousseau-Insel baute Düfour auch noch drei andere Drahtbrücken in Genf, nämlich diejenige von Paquis, diejenige von Coulouvrenière und diejenige über die Festungswerke gegenüber Florissant, welch' letztere er schon im Jahre 1823 als Modellbrücke konstruirte. An dieser erklärte er seinen Zöglingen und Freunden häufig und mit wunderbarer Klarheit die ungeheure Widerstandskraft der in ein Seil vereinigten Eisendrähte — in der That auch das beste Beweismittel für die beliebten Devisen: „Einer für Alle und Alle für Einen", »L'union fait la force« 2c. Alle andern Drahtbrücken in der Schweiz wurden dieser nachgebildet; sie selbst aber verschwand dann mit der Abtragung der betreffenden Festungswerke. Düfour war ein großer Verehrer dieses Brückensystems, das er zuerst in der Schweiz zur Anwendung brachte und das in den Meisterwerken, welche die Thäler der Sarine und des Gotteron in Freiburg (Schweiz) in einer Höhe von fast zweihundert Fuß auf einer horizontalen Länge von nahezu tausend Fuß ohne jeden Stützpunkt als den der beiden Endlager überspannen und etwas später von französischen Ingenieuren gebaut wurden, seine Triumphe feiert.

Vor den Düfour'schen Verschönerungsarbeiten stand die Stadt nur durch drei Thore mit ihrer Umgebung in Verbindung, und zwischen der Porte de Rive und der Porte

neuve, welche in großer Entfernung auseinanderlagen, gab es vor dem Bau jener leichten Hängebrücke aus Eisendraht keine Communikationsmittel mit der Außenwelt.

Wie schon erwähnt, hatte Düfour kein Vertrauen in die Stärke der Festungswerke der Stadt im ernsten Kriegsfalle; doch mußte er als Ingenieur sich noch jahrelang, wenn auch ungern, mit deren Instandhaltung und Verbesserung befassen, bis endlich ihr Urtheil auf Abtragung gesprochen war. Er erzählt in seinen bezüglichen Notizen, daß die alten Casematten, welche nur als Magazine für Getränke und Talg dienten, in so schlechtem Zustande gewesen seien, daß das von allen Seiten einsickernde Wasser nur unter Aufbringung bedeutender Kosten habe zurückgehalten werden können. Dennoch mußten die geldfressenden Reparaturen vorgenommen werden, ohne alle Rücksicht auf den nivellirenden Zug der Zeit, der seinen niederschmetternden Schlägel schon an dieselben gesetzt hatte. So mußte er bei dem konservativen Sinne des Rathes wider Willen das Werkzeug zu unnützen Bauten sein, aus deren Kosten er bei freiem Willen manch' Schönes und Zweckdienliches geschaffen hätte.

Er vollendete auch den Bau der Brücke in Carouge und bekundete ferner seine Meisterschaft in mechanischen Konstruktionen, indem er ein neues System für die hydraulische Maschine ersann, das noch heute in Anwendung ist. Ueberhaupt bewährte er sich in allen Gebieten der strengen Wissenschaften als ein erfinderischer Kopf.

Es gereichte ihm daher zur besondern Freude, seine Talente als Ingenieur nicht nur in den Dienst des materiellen Fortschrittes zu stellen, sondern auch, wie E. Sayous sagt, in den der Wissenschaften, für deren Popularisirung er wirkte, wo er nur irgend Gelegenheit fand. So setzte er in der Nähe des Hafens ein Limnimeter, um durch dies Instrument Jedermann die Veränderungen im Niveau des Seespiegels anschaulich

zu machen. An die Stelle dieses ersten trat später das vervollkommnete, welches jetzt noch am Anfahrtsplatze der Dampfschiffe existirt. Ferner stellte er auf der von ihm in eine Promenade umgewandelten Bastion von Chantepoulet eine Tafel auf, wo die Spaziergänger von einer mit aller Genauigkeit von ihm selbst gefertigten Messingplatte die Namen der von diesem aussichtsreichen Punkte aus in's Auge fallenden Berggipfel, Vorberge, Hügel 2c. ablesen konnten. Später wurde diese Orientirungsscheibe in dem nahen Garten des Place des Alpes aufgestellt, wo sie in der Nähe des Hôtel de la Paix noch zu sehen ist und sich zur Reisezeit stets eines großen Andranges von Seite der Touristen erfreut, welche das wundervolle Alpen-Panorama entziffern wollen, das sich hier dem staunenden Auge bei hellem Wetter präsentirt.

Nachdem die alten, unschönen Bäume auf dem Platze umgehauen waren, wo sich während der Revolution das sogenannte vaterländische Lyceum befand, ließ unser einsichtige und kunstsinnige Ingenieur denselben mit einem Gitter einfassen, mit einem Springbrunnen in der Mitte beleben, mit einer Orangerie und einem botanischen Conservatorium ausstatten, um ihn so zu einem eben so angenehmen als nützlichen Garten und einem der beliebtesten Spaziergänge umzugestalten. Dazu kam noch die Sternwarte mit ihrer drehbaren Kuppel .... So benutzte er jeden Platz, der ihm für seine Verschönerungszwecke zu Gebote stand, um darauf einen seiner originellen praktisch-ästhetischen Gedanken zu verwirklichen.

Daß sich Düfour an der Einführung der Dampfschiffe auf dem Genfersee lebhaft betheiligte, läßt sich wohl denken, wenn man sich nur seiner Vorliebe für die Schifffahrt erinnert, die er schon in seinen Knaben- und Jünglingsjahren an den Tag gelegt, und nicht einmal seinen ausgesprochenen Feuereifer für die Verschönerung Genfs und der Umgebung in's Auge faßt. Das Gleiche gilt auch von seiner Betheiligung

an der Einführung der Gasbeleuchtung und der schon erwähnten berühmten Wasserwerke — kurz, das was dieser Ingenieur nur speziell als solcher für die Stadt Genf geleistet hat, würde allein schon die Thätigkeit eines Menschenlebens ausfüllen.

Im höchsten Alter erhielt er noch den ehrenvollen Auftrag, das prachtvolle National-Monument, das die Helvetia und die Geneva Hand in Hand vorstellt, eine der Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt bildet, beim englischen Garten aufzustellen. Und bald wird nun auch sein eigenes Denkmal, dem die dankbaren Schweizerbürger aller Kantone beigesteuert, einen der schönsten Plätze Genfs schmücken.

IX.

Düfour's pädagogische und literarische Wirksamkeit.

Als Europa nach den langen Kriegen wieder unter den Segnungen des Frieden aufathmete, strömten dem neuen Schweizerkanton zahlreiche Fremde aus vornehmen Familien zu, um an den vortrefflichen höhern Bildungsanstalten der Stadt nicht nur die französische Sprache, sondern alle Wissenszweige sich zu eigen zu machen und in der sittenstrengen Umgebung ihre Erziehung zu vollenden. Düfour, als Mathematiker von vortrefflicher praktischer und theoretischer Tüchtigkeit bekannt, erhielt gleich nach seinem Austritte aus französischen Kriegsdiensten eine Professur dieser Wissenschaft an den höhern Lehranstalten seiner Vaterstadt, an welchen er in dieser Stellung während einer Reihe von zwanzig Jahren mit großem Erfolge ununterbrochen mehr oder weniger thätig war und durch die Klarheit seiner Vorträge alle Hörer fesselte.

Unter seinen Schülern zählte er neben andern Jünglingen aus allen Theilen der Schweiz und vielen Genfern, welche es später in der Welt zu wissenschaftlicher Berühmtheit brachten,

Prinzen aus den stolzesten souveränen Häusern: neben August de la Rive und Sturm den Kronprinzen von Dänemark, den Prinzen von Holstein, den Großherzog von Mecklenburg ꝛc. ꝛc. Er führte in Genf den Unterricht in der beschreibenden Geometrie in die mathematischen Fächer ein, welcher bisher noch nicht in den Lehrplänen stand, und trug das Renommé dieser Bildungsstätten durch die Klarheit seines Geistes und Wortes, die ihn für seine Aufgabe von vornherein befähigte, sowie durch sein militärisch-imponirendes und doch leutseliges Auftreten, wodurch er bei den Schülern kolossale Lern- und Charakterbildungs-Erfolge erzielte, bis in die fernsten Länder der Civilisation.

Wie er neben seiner pädagogischen Wirksamkeit noch hervorragende Leistungen als Stadtingenieur vollführte, haben wir bereits im vorigen Kapitel gesehen. Wir dürfen aber auch nicht unerwähnt lassen, daß er in dritter Linie noch Civilingenieur im Dienste seines Kantones war und als solcher mit Anfertigung des Katasters und der Kantonskarte beauftragt war, welche zeitraubenden Arbeiten er mit äußerster Akuratesse vollführte. Durch seine Katasteraufnahmen wurde der Grund zum rationellen genferischen Staatshaushalte gelegt, welcher lange Zeit für alle andern Kantone volle Mustergültigkeit besaß, bis er durch maßlose Uebertreibungen von Seite Solcher, welche die Volksgunst zu eigennützigen Zwecken mißbrauchten, dies Attribut verlor, um es aber durch den gesunden Bürgersinn bald wieder zu erlangen und nun hoffentlich für immer zu behaupten.

Neben dieser vielseitigen Thätigkeit Dufour's dürfen wir auch nicht vergessen, daß er vor Allem den Kriegswissenschaften, seinem eigentlichen Fache, lebte und sein Lehrtalent vorzüglich in diesem Wissenszweige entfaltete. Schon 1817 trat er als Kommandant in das genferische Geniekorps; später gründete und leitete er bekanntlich die eidgenössische Militärschule in

Thun, durch welche er der Vater des schweizerischen Wehrwesens wurde. Doch davon in einem andern Kapitel.

Eine nicht weniger reiche und energische Thätigkeit entfaltete Düfour im Vereinsleben der Stadt Genf. An und für sich ein höchst liebenswürdiger Gesellschafter, war er in der That die Seele mehrerer bildenden Societäten, so des Kunstvereins, der die Ehre hatte, ihn während zweiunddreißig Jahren ununterbrochen als Sekretär zu besitzen und der ihm, mit E. Sayous zu reden, wohl in kritischen Zeiten den Fortbestand verdankte, ferner des von ihm gegründeten Militärvereins, den er lange Jahre präsidirte, u. s. w., die Sektion Genevoise des Schweizer-Alpen-Clubs nicht zu vergessen, deren Ehrenpräsident er bis zu seinem Tode war. Die bezüglichen Vereinsprotokolle müßten ein reiches Material für eine ausführliche Darstellung seiner Wirksamkeit nach diesen Seiten hin bieten; doch der enge Rahmen unseres Buches erlaubt uns nicht, hier tiefer darauf einzugehen.

In seine Studirstube aber wollen wir einen Blick werfen; denn in derselben entstanden Arbeiten, welche für die Wissenschaften von bleibendem Werthe sind und den Namen G. H. Düfour für alle Zeiten unsterblich machen. Wir haben bereits erwähnt, daß er schon auf Korfu eine Schrift über die Perspektive verfaßte, die den Stempel vollständiger Originalität trägt; auch von seinen Plänen und Karten, auf welchen er die Terrain-Verhältnisse zuerst durch horizontale Kurven darstellte, haben wir gesprochen. Hier folgen nun zahlreiche Schriften über die Kriegskunst, zu denen ihm meist seine eigenen Erfahrungen, sowie die in seinem Kopfe auftauchenden Ideen den Stoff lieferten. An sie schlossen sich Abhandlungen über verschiedene Anwendungen der physikalischen und mathematischen Wissenschaften an. Schon im Jahre 1822 erschien nämlich seine Schrift über „permanente Befestigungen", welche 1850 eine zweite Auflage erlebte; sein »Memorial

pour les travaux de guerre« wurde unter dem Titel „Handbuch für die praktischen Arbeiten im Felde“ schon 1825 in's Deutsche übersetzt und fand im Urtexte in drei Auflagen großen Absatz, besonders unter den französischen Offizieren, die dasselbe als ein Meisterwerk hochschätzten. Darauf folgte sein berühmter »Cours de tactique«, der sofort in mehrere Sprachen übergetragen wurde und z. B. 1842 in Zürich als „Lehrbuch der Taktik“ erschien. Diese drei Werke sind klassisch geworden und bleiben nach dem Zeugnisse der kompetentesten Beurtheiler trotz der durch die neuen Waffen nöthig gewordenen Veränderungen nützlich, weshalb sie zum Studium der Kriegswissenschaften stets eine vorzügliche Grundlage bilden werden, und mag auch der erfinderische Geist der Neuzeit noch vollkommenere Waffen, als wir schon besitzen, in's Dasein rufen.

Eine besondere Schrift galt der „Beschreibung der Hängebrücke“, erschien im Jahre 1824 in Genf und Paris und lenkte die Aufmerksamkeit der Techniker und Behörden auf dies in gewissen Fällen auch jetzt noch jedem andern vorzuziehende Brückensystem; eine andere behandelte das Studium des Niveau's des Genfersee's, — ein Thema, das neuerdings seit einer Reihe von Jahren viel von sich reden machte, aber zu argen Uebertreibungen führte; denn nach den Düfour'schen Untersuchungen ist der Seespiegel seit fünfundsiebzig Jahren ungefähr der gleiche geblieben.

Daß er für seine Militärschule in Thun, die ihm sehr an's Herz gewachsen war, eine Menge von Leitfaden, Anleitungen, Reglementen 2c. schrieb, braucht hier wohl nicht erwähnt zu werden; lag es doch nicht in seiner Natur, sich an Andere ohne Weiteres anzulehnen. Alles, was er für solch' bestimmte Zwecke schrieb, war von ihm wohl durchdacht und genau den Verhältnissen angepaßt.

Zahlreich sind die gediegenen Aufsätze vermischten Inhalts, die er in der berühmten, ehrwürdigen Zeitschrift »Bibliothèque Universelle«; erscheinen ließ. Schon im Jahre 1810 veröffentlichte er dort seine »Notices sur les vaisseaux des anciens«; weitere Arbeiten enthalten die Jahrgänge 1827—1834.

Er gefiel sich aber auch darin, sagt E. Sayous, einmal die Taktik und moderne Mechanik bei Seite zu lassen und den Malern in einer Studie über die »Géometrie perspective« Rathschläge zu ertheilen und sich selbst von der „Artillerie der Alten“ Rechenschaft abzulegen, welch' erstere Schrift im Jahre 1827, die letztere anno 1840 in Genf und Paris erschien.

Alle diese Werke bilden indessen noch nicht den vierten Theil der Arbeiten, die er im Manuscript, aber gebunden und in seiner Bibliothek vollständig geordnet hinterlassen hat; sie verbreiten sich über alle möglichen Themata aus der Astronomie, der beschreibenden Geometrie, der angewandten Mechanik, Hydraulik, Geodesie, Gnomonik, Taktik, Strategie &c. &c. und legen Zeugniß ab über sein umfassendes Wissen und seinen unermüdlichen Fleiß.

Eine seiner letzten literarischen Arbeiten ist die im siebenten Bande des Jahrbuchs des S. A. C. (1871—72) erschienene »Notice sur la Carte de la Suisse», in welcher er erzählt, wie die seinen Namen tragende große Schweizerkarte, sein Hauptwerk entstanden ist, — jene Karte, um die uns alle civilisirten Völker des Erdballs beneiden, und der wir billig ein besonders Kapitel in unserem Buche widmen.

Ein Jahr nach seinem Tode erschien eines seiner Werke, auf das man in der ganzen Schweiz sehr gespannt war: sein Originalbericht über den Sonderbundsfeldzug, den er schon im Jahre 1849 verfaßte, sowie eine Erzählung seiner Sendung nach Paris und seines Kommando's am Rhein

(1856—1857), mit deren Veröffentlichung er seinen Freund André Sayous betraut hatte. Da ihm dieser indessen in die Walhalla vorausgegangen war, so übernahm der Sohn, Herr Edouard Sayous, diese Mission und fügte diesen nachgelassenen Schriften noch interessante biographische Notizen und Briefauszüge des Generals bei, welches Buch innert Jahresfrist zwei Auflagen in deutscher und französischer Ausgabe erlebte.

Was seinen Bericht über den Sonderbundskrieg betrifft, so darf hier bemerkt werden, daß derselbe eine sehr gedrängte Erzählung des Feldzuges ist, die er nach seinem Tagebuche und den gesammelten Befehlen und Korrespondenzen geschrieben hat; sie enthält also nur Authentisches und beschränkt sich ganz und gar auf die militärischen Fakten, ohne die politischen Verhältnisse, welche einen Bruch zwischen den eidgenössischen Ständen herbeigeführt, noch die Rolle, welche die Diplomatie vor und nach dem Herbst des Jahres 1847 gespielt hat, irgendwie zu berühren.

Schauen wir nun seinen Hauptwerk, die „Düfourkarte“, näher an. —

X.

Die Düfourkarte.

Düfourspitze[1]) heißt jener majestätische firngeschmückte Felsengipfel, der als Herrscher inmitten der ganzen Riesenschaar fast ebenbürtiger Alpenfürsten des Schweizerlandes thront, die ihre silberlockigen Häupter in engern und weitern Kreisen um ihn her aus der unübersehbaren Masse des niedern Gipfelvolkes emporstrecken und täglich den ersten Gruß wie den letzten Kuß des Sonnengottes empfangen. Diesen Namen trägt er nicht von Ungefähr: die Repräsentanten des Schweizervolkes haben ihn zu Ehren des Generals Düfour so genannt und zwar speziell in der Absicht, dadurch den unbelohnbaren Verdiensten dieses Mannes um die genaue Messung und die ebenso korrekte als effektvolle und zweckdienliche bildliche Darstellung des Schweizerlandes ein Denkmal zu setzen.

Die Mehrzahl unserer Leser hat wohl schon die ganze Düfourkarte, in einem Stück aufgezogen, gesehen, war's an

---

[1]) Mit 4638 Meter = 14278 Pariserfuß ü. M. die höchste Spitze der Schweizeralpen und der Kulminationspunkt der zehngipfligen Monterosagruppe.

den Weltausstellungen in Paris, Wien, Philadelphia ꝛc. oder im Bundespalast in Bern, im Athenäum in Genf oder anderswo, oder sie kennt wenigstens das eine oder andere der fünfundzwanzig Blätter, aus welchen dieselbe besteht. Dann wird sie wissen, daß es keinen Fußweg, keine Brücke, kein Haus, kein Bächlein im ganzen Lande von der Ebene bis in die höchsten Alpen hinauf gibt, die nicht am richtigen Platze und in korrekter Form auf derselben verzeichnet wären, von der bildlichen Darstellung der Bodengestaltung gar nicht zu sprechen, welche hier in allen Einzelnheiten so genau und mit solch' plastischer Wirkung aufgeführt ist, als könnte man, wie ein Adler hoch über dem Lande schwebend, auf dasselbe herunterblicken und Fels und Kluft, Hügel und Halde, Grund und Grat in Wirklichkeit mit scharfem Blicke durchforschen. Sie ist eine Riesenarbeit, diese Karte, — die Frucht einer dreiunddreißigjährigen Thätigkeit Düfour's und seiner vortrefflichen Feldmesser, Geometer, Ingenieure, Zeichner, Graveure, Kupferdrucker, kurz all' jener Männer der Wissenschaft und Kunst, deren genaues Zusammenwirken ein solches Werk erforderte, und ist in allen Stücken so gelungen, daß sie der berühmteste Geograph der Jetztzeit, Dr. Petermann, unumwunden als die vorzüglichste Karte erklärte, die auf dem ganzen Erdball existire. Düfour hat also für die Schweiz die hohe Ehre erobert, in der Kartographie vor allen Staaten der Welt das Höchste zu leisten, also in diesem Zweige an der Spitze der Civilisation zu stehen! Das gleiche Urtheil bestätigte der vor einigen Jahren in Paris tagende geographische Weltkongreß, dem die gelehrtesten Männer aller Länder assistirten, in allen Theilen, obschon fast alle andern Staaten auch ihr Möglichstes leisteten und insbesondere Rußland mit Karten auftreten konnte, gegen welche die schweizerischen eine harte Konkurrenz auszuhalten hatten. Die ganze Schweiz darf also ihren begründeten Stolz in das Düfour'sche Kartenwerk setzen.

Um die kolossalen Schwierigkeiten der Erstellung desselben gehörig würdigen zu können, muß man bedenken, daß in erster Linie das ganze Land bis hinein in die hintersten Winkel und hinauf über die höchsten Gletscher bis in's kleinste Detail vermessen werden mußte, von welcher Riesenarbeit sich bei der gebirgigen Beschaffenheit unseres Landes Niemand einen Begriff machen kann, der die Hochalpenwelt nur aus Büchern kennt und das phantastische Gewirre der schimmernden Eiswälle, der einsturzdrohenden Gletscherthürme, der jähen Felswände und gähnenden Bergschründe nicht mit eigenen Augen schaute; nicht mit eigener Kraftanstrengung überkletterte; — Niemand selbst, der nur bei schönem Wetter Leib und Leben wagte, um seinen Fuß auf die firnbepanzerten Häupter der Alpenriesen zu setzen und, vom goldigen Sonnenschein begünstigt, seinen Blick in den weiten Kreis des Alpenkranzes zu versenken und nicht schon tagelang in Nebel und Regen frierend in den unwirthlichen Höhen droben umherirrte, Tagreisen weit von jeder menschlichen Wohnung entfernt und bei jedem falschen Tritte der Gefahr um's Leben ausgesetzt; — Niemand, der nicht schon im Freien unter Felsen übernachtet oder in Schneegestöber, Blitz und Donnerwetter und der Vehemenz der manchmal selbst im Sommer die Hochgebirge durchtobenden Winterstürme tagelang ausgehalten hat — — Unser berühmter Alpenmaler Raphael Ritz hat diesen Vermessungsarbeiten eines seiner effektvollsten Gemälde „Ingenieure im Nebel“ entnommen. Die stummen, in Plaids gehüllten Gestalten, theils am Feuer sich wärmend, theils am Theodolith beschäftigt, während in der gähnenden Tiefe dichte Wolken wogen und wallen und die Arbeit durch ihr tückisches Spiel jeden Augenblick unterbrechen, bilden ein sprechendes Stück aus der Geschichte dieser schwierigen Terrainaufnahmen.

Befragen wir die Kartologie, was in der Schweiz vor Düfour auf diesem Gebiete gethan worden sei, so erhalten

wir folgenden Aufschluß: [1]) Die ersten Versuche zur Herstellung einer Schweizerkarte knüpfen sich an die Namen Sebastian Münster und Johannes Stumpf, welch' ersterer auf Grund eines durch Glareau zur Einsicht erhaltenen Kartenmanuscripts des Chronisten Egidius Tschudi eine solche (1540) bei Veröffentlichung seiner berühmten »Cosmographey« konstruirte und herausgab. Weit bekannter wurde aber das genannte Manuscript des Vaters der Schweizergeschichte selbst, als es, lange im königlichen Kabinet des Louvre vergraben, endlich 1594 in Köln durch Stich und Druck vervielfältigt wurde. Aus dem nämlichen Jahrhundert kann man noch von der 1566 bis 1570 erschienenen Karten der Stadt und Landschaft Zürich von Joost Murer, Glasmaler und Poet, der Karte des Bernergebiets von Thomas Schepfi (1578) u. s. w. erwähnen. Im Jahre 1654 ließ Mathäus Merian die schon 1637 beendigte Schweizerkarte J. C. Geiger's, von Conrad Meier gestochen, erscheinen und 1668 trat die für alle Zeiten epochemachende Landtafel des Zürichgebiets von Glasmaler Conrad Gyger an die Oeffentlichkeit, nachdem der Autor nicht weniger als 38 Jahre unter Beihülfe seines Sohnes daran gearbeitet hatte. Sie mißt 7¼ Quadratfuß und ist in Bezug auf die Maßverhältnisse ziemlich exakt, indem sie auf wirklichen Messungen und einer Reduktion von 1 : 32,000 beruht, während alle ihre Vorgängerinnen mit der Feldmeßkunst noch gar nicht oder nur aus weiter Ferne Bekanntschaft gemacht zu haben scheinen. Im Jahre 1685 wurde diese erste eigentliche Karte vom Sohne in reduzirtem Maßstabe gestochen und

---

[1]) Siehe „La Suisse à l'Exposition géographique de Paris en 1875 par Henri de Saussure, secretaire genéral au Congrés des Sciences géographiques de Paris. Extrait de Mémoires du Globe, tome XV. 1876." — Meister, Forstmeister in Zürich, „Ueber die Karten der Schweiz", Vortrag gehalten in einer Monatsversammlung der Section Uto S. A. C.

herausgegeben, während ein Christoph Murer in Zürich eine gemalte „Karte und Abzeichnung der Schweiz“, der Pfarrer Johann Murer in Rickenbach eine „Karte und Abzeichnung des Thurgau's“ und Joh. Heinr. Peier eine solche des Schaffhausergebiets veröffentlichten. Auch in der Westschweiz fing um jene Zeit die Kartographie an, Blüthen zu treiben; denn 1694 erschien die »Carte géographique de la Souveraineté de Neuchâtel et Valengin par David François Merveilleux« und kurz darauf Joh. Wegmann's in Farben gemalte „Karte und Abzeichnung des Bernergebiets.“ Ein Joh. Nötzli von Zürich aber bescheerte die schweizerischen Landesväter mit einer zweiten Thurgauerkarte.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts erschien die allbekannte 4blättrige Karte Scheuchzer's [1]), welche die Schweiz aus der Vogelschau darstellt, in starkem Rokokostyl gehalten und auf eine sehr unvollkommene Art ausgeführt ist, indem die Bergketten in der Richtung von Süd nach Nord laufen! Lokalkarten existirten damals schon viele, wie die aus der Umgebung von Basel in Wurstisen's Chronik, die schon 1580 erschien. Daß man es in jenen frühern Jahrhunderten mit den Maßverhältnissen nicht genau nahm, zeigt eine Karte des Kantons Bern am Augenfälligsten; auf derselben erscheint dies Land einfach in Gestalt eines Bären, indem alle Landestheile nolens volens in diese Form hineingezwängt wurden!

Auf diese Versuche folgten endlich wichtigere Arbeiten; denn gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erschien die allgemeine Karte des Schweizeratlas, eines Werkes, welches J. R. Meyer unter Aufwendung großer Opfer unternahm und größtentheils von Weiß zeichnen ließ. Da finden wir die Orographie zum ersten Male in horizontaler Projektion

---

[1]) Joh. Jakob Scheuchzer war Prof. der Mathemathik und Physik, sowie Stadtarzt in Zürich.

und selbst mit etwelchem Glücke dargestellt, so daß man bei der Betrachtung der meisten dieser Karten unwillkürlich auf den Gedanken kommt, im Künstler habe bereits ein bedeutendes Vorgefühl der wirklichen Topographie gelebt, indem er, vom Wunsche beseelt, eine reliefartige Wirkung in seine Zeichnung zu bringen, in der That schon das schräge Licht mittelst Schattenstrichen anwendete. Da er sich dabei aber vollständig von seiner Phantasie leiten ließ, so entfernten sich seine orographischen Darstellungen noch sehr weit von der Wahrheit.

Mit dem Beginne unseres Jahrhunderts fangen die eigentlichen geographischen Aufnahmen in verschiedenen Theilen unseres Vaterlandes an und man darf hier die Namen mehrerer Ingenieure, wie Albe, Mallet, Tralles, Fehr, Pestalozzi, Sulzberger, Osterwald und Ghiringhelli zitiren, welche einen großen Theil der schweizerischen Kantone mit relativ befriedigender Genauigkeit ausmaßen und darstellten. Von dieser Zeit an werden die Blicke der Schweizer, ja sogar ganz Europa's, auf die kartograpischen Arbeiten eines Zürchers, Heinrich Keller, gelenkt, der in der Folge neben Düfour als ein Stern erster Größe am Himmel der geographischen Wissenschaften leuchtete, doch einen ganz andern Weg ging als Letzterer. Wir dürfen nicht unterlassen, ihm hier einige Worte zu widmen; denn ihm verdankt die Schweiz, wenigstens soweit es die Volksschulen und das allgemeine Volk betrifft, weitaus am meisten für die Entwicklung des geographischen Wissens und durch die Betrachtung seiner Werke kommen auch die Düfour'schen in's rechte Licht. — Er wurde 1778 in Zürich geboren. Ein Unglücksfall, der eine Auslenkung des Hüftknochens zur Folge hatte, bannte ihn in früher Jugend mehrere Jahre lang an's Bett und verhinderte ihn, die Schule zu besuchen. Eine ausgesprochene Vorliebe für die Geographie und das Zeichnen aber besiegte die Hindernisse, welche der Ent-

wicklung seiner Intelligenz hätten schaden können; mit Hülfe seiner Freunde und seiner Familie machte er sich voll Eifer an's Zeichnen und beschäftigte sich während seiner ganzen langen Krankheit einzig mit Karten und Landschaften, und die Bildung, welche er erhielt, war die Frucht seiner individuellen Anstrengungen, unterstützt durch eine Energie ohne Gleichen. Als er das Bett verlassen hatte und in die Jünglingsjahre trat, nöthigten ihn seine schwachen Vermögensverhältnisse, bei dem Verlagsbuchhändler Füßli Kondition zu nehmen, in welcher Stellung er während vieler Jahre die Karten und malerischen Ansichten des thätigen Verlegers zeichnete, bis er endlich 1815 selbstständig wurde. Obgleich hinkend und fast im ökonomischen Elende lebend, brachte er es doch durch seine Energie dazu, daß er häufige Reisen in der Schweiz vornehmen konnte, um seine geographischen Kenntnisse durch eigene Anschauung zu erweitern. Er lebte sozusagen von Luft, ward oft in Folge seiner geringen Kleider als verdächtiges Individuum polizeilich angehalten, aber er ließ sich durch kein Hinderniß abschrecken: überall sammelte er Material, geographische Notizen, machte Aufnahmen mit Hülfe der Magnetnadel und stieg selbst auf hohe Berge, an deren Gipfel er oft in einer elenden Hütte einen längern Aufenthalt nahm, um Ansichten und Panoramen zu zeichnen. Diese letztere Beschäftigung verlieh seinem Geiste einen besondern Reiz und förderte Rundsichtszeichnungen zu Tage, die den Stempel der gewissenhaftesten Exaktität an sich tragen und von denen manche bei hundert, ja bei tausend Bergspitzen umfassen, jede genau in der Form und am rechten Platze. Diese Arbeit leistete ihm bei der Konstruktion seiner Karten einen enormen Dienst. Um unsern Lesern eine Idee von dem Fleiße und der Willensstärke dieses armen hinkenden Mannes zu geben, möge hier nur erwähnt werden, daß er den Rigi nicht weniger als dreißigmal bestieg. Schon anno 1799 veröffentlichte er eine

kleine Schweizerkarte, welcher er verschiedene Kriegskarten folgen ließ. Seine erste Reisekarte der Schweiz, von Scheuermann gravirt, erschien 1813; die erste Auflage wurde von den Offizieren der Alliirten vergriffen; seither folgten sozusagen alle Jahre neue Auflagen, welche stets verbessert und vergrößert wurden, so daß es wohl auf dem ganzen Erdenrund keine Reisekarte von dieser Vollkommenheit gibt, welche verhältnißmäßig in so vielen Exemplaren verbreitet ist. Ihm gebührt das Verdienst, die Nomenklatur der Schweizerkarten festgestellt, die Ueber- und Unterordnung der Ortschaften bestimmt und die hervorragenden Gipfel bezeichnet zu haben. Er ist im Fernern der Erfinder der Methode, nach welcher man auf einer und derselben Karte die verschiedensten Notationen anbringen kann, ohne dadurch der Deutlichkeit Eintrag zu thun. Bis zum Jahre 1840 hatte er die Spezialität, wenn nicht das Monopol der schweizerischen Kartographie; seine allgemeinen Karten waren während eines halben Jahrhunderts fast die einzigen, die in der Schweiz gebraucht wurden. Schnell erreichte er eine europäische Berühmtheit, und in seinem bescheidenen Arbeitszimmer empfing er häufig Besuche durchreisender Gelehrter ersten Ranges aus aller Herren Länder.

Man kann in der That die Kunst nicht genug bewundern, mit welcher Keller trotz seiner Armuth, die lange Zeit an eigentliche Noth grenzte, stets die neuesten wissenschaftlichen Erhebungen anwenden konnte, so daß seine Karten immer exakter und vollständiger waren als diejenigen, welche aus den blühendsten und reichstausgestatteten Etablissements hervorgingen.

Wie schon gesagt, ist der Name Heinrich Keller vorzüglich mit denjenigen Karten verknüpft, die für den Jugendunterricht und den allgemeinen Volksgebrauch bestimmt sind. Seine Wandkarten, im Maßstabe von 1 : 200,000, bedecken

seit mehr als 50 Jahren die Wände der schweizerischen Schulzimmer und aus ihnen haben sich mehrere Generationen unseres Volkes die Kenntnisse der nationalen Geographie geholt; durch ihren leicht in's Verständniß fallenden Charakter ist denn auch die ziemlich eingehende Kenntniß des eigenen Landes entstanden, welcher man in allen Klassen des Schweizervolkes begegnet. Die Keller'schen Wandkarten bieten nämlich sowohl für Lehrer als Schüler den unschätzbaren Vortheil, daß sie die Hauptsachen in großen, scharf markirten Zügen darstellen, welche sich dem Gedächtnisse leicht einprägen und dort für immer gleichsam als Netz haften bleiben. Alle Einzelnheiten, welche überladen würden, sind weggelassen, die Bergzüge und deren Ausläufer nur in ihren Hauptrichtungen angegeben, mit vollständiger Vermeidung der komplizirten orographischen Details, welche die Aufmerksamkeit der Schüler nur theilen würden; der Lauf der Gewässer erscheint in außerordentlicher Reinheit; die Ortschaften zeichnen sich schon auf eine große Entfernung nach ihrem Range aus — kurz, sie entsprechen den Anforderungen des Jugendunterrichts und haben den großen Vortheil, daß sie leicht zu kopiren oder aus dem Gedächtnisse zu reproduziren sind, auf welch letzterer Uebung eine Stärkung des geographischen Unterrichts basirt. Die erste dieser Schulkarten in kleinem Formate zum Handgebrauch der Kinder erschien 1823; 1830 folgte die große Wandkarte und seither erschienen beide von Zeit zu Zeit in neuen, verbesserten Auflagen. Heinrich Keller starb 1862 und hinterließ in seinem Sohn einen würdigen Nachfolger zur Leitung seines kartographischen Instituts, wovon die neuesten Ausgaben der väterlichen Werke ein sprechendes Zeugniß ablegen.

Einen fast entgegengesetzten Charakter hat die Düfourkarte; denn sie bietet, wie schon gesagt, eine auf genauesten mathematischen Messungen beruhende Darstellung der topo-

graphischen Verhältnisse der Schweiz und soll selbstverständlich ganz andern Zwecken dienen als die Keller'sche. Außerhalb der Schweiz nennt man sie gewöhnlich „schweizerische Generalstabskarte" in Folge ihrer Analogie mit denjenigen der Nachbarländer, die alle von dem betreffenden Generalstab aufgenommen und gezeichnet wurden. Man darf aber hier kein Mißverständniß obwalten lassen; denn diese eidgenössische Karte rührt nicht von einem im aktiven Dienste stehenden Generalstab her, da die Schweiz bekanntlich kein stehendes Heer hat und der Generalstab, der nur temporär unter die Fahnen gerufen wird, in jener Zeit andere Aufgaben zu erfüllen hatte. Die Aufnahmen dieser Karte wurden daher parzellenweise Civilingenieuren übertragen, die unter der Oberdirektion Düfour's standen. Die Entwürfe, welche diese Ingenieure lieferten, kamen in's topographische Büreau, das er speziell für diesen Zweck gegründet hatte, wo sie von ihm und seinen Fachmännern kontrolirt und zusammengestellt wurden und die Grundlage zur Zeichnung der Karte bildeten, die unter seinen Augen und seiner gewissenhaften Ueberwachung zur Ausführung kam. — Verfolgen wir nun ihre Geschichte.[1])

Um zu den Uranfängen unserer großen topographischen Karte zu gelangen, müssen wir uns im Geiste in's Ende des vorigen Jahrhunderts zurück versetzen, wo Professor Tralles die Triangulation einzelner Theile der Schweiz unternahm, zwei Grundlinien, die eine bei Aarberg, die andere auf der Thuner Allmend maß und mit Hülfe derselben eine große Anzahl Bergspitzen der Westschweiz bestimmte, während im

[1]) Siehe Dufour, Notice sur la carte de la Suisse. Jahrbuch des S. A. C. VII. — Imhof, E., Oberstlieutenant, die topographischen Karten der Schweiz. Jahrbuch des S. A. C. VIII. — Eschmann, Ergebnisse der trigonometrischen Vermessungen in der Schweiz. — Notizen des eidg. Staatsbüreau. — Saussure, H. de. La Suisse à l'Exposition géographique de Paris en 1875.

Osten unseres Vaterlandes sich der Astronom Fehr aus Zürich mit der Messung der Grundlinien im Sihlfelde beschäftigte, von welcher ausgehend er ein Dreiecknetz über die Kantone Zürich, St. Gallen, Appenzell und Thurgau bis an den Bodensee bildete. Im Jahre 1811 ertheilte die bernische Regierung den Auftrag zur Triangulirung des südlichen Kantonstheils; während in der östlichen Schweiz ein Theil des Bezirks Sargans wirklich aufgenommen und als Probeblatt für die künftige topographische Behandlung der Gebirgsgegenden im Jahre 1822 der eidgenössischen Tagsatzung zur Genehmigung vorgelegt werden konnte, welche die Leitung aller dieser Arbeiten dem damaligen eidgenössischen Generalquartiermeister Finsler übertragen hatte, der seine Zeit mit großem Eifer dieser Aufgabe bis zum Jahre 1828 widmete. „Nachdem nun so ein Dreiecknetz erster Ordnung über die ebene Schweiz im Wesentlichen beendigt war, handelte es sich darum, in's Gebirge vorzudringen, den trigonometrischen Alpenübergang zu bewerkstelligen und die schweizerischen Operationen mit denen der Nachbarstaaten in Verbindung zu setzen, eine Aufgabe, die bei jedem Schritte auf neue unerwartete Hindernisse der verschiedensten Art stieß. Die Standpunkte mußten die Bedingungen der Besteigbarkeit und der gegenseitigen Sichtbarkeit, letztere wenigstens je zu dreien erfüllen und überdies in großen, möglichst regelmäßig gebauten Dreiecken sich an die österreichischen Messungen anschließen. Viele Berge wurden zu diesem Behufe ohne ein weiteres Resultat erstiegen, als daß man die Wahrnehmung machte, daß irgend ein naher Gebirgsrücken jede geregelte Fortsetzung des entworfenen Netzes unmöglich mache und mithin ein anderes System der Dreiecksverbindung ausgemittelt werden müsse", sagt Oberst Imhof.

Nachdem diese mühevollen Vorarbeiten mehrere Jahre in Anspruch genommen hatten, ohne zu einem günstigen Ziele zu führen, so kam die Sache in's Stocken, um so mehr, als

unterdessen einige tüchtige Ingenieure, die mitgewirkt, gestorben waren und die Regierungen der Angelegenheit zu wenig Aufmerksamkeit schenkten. Da beschloß die „Schweizerische Naturforschende Gesellschaft“ in ihrer Sitzung zu Lausanne (1828), das Projekt wieder aufzunehmen und in Ermanglung der nöthigen Mittel die Tagsatzung zur endlichen Realisirung desselben anzugehen. Die Zeitverhältnisse waren aber einem solchen Riesenunternehmen nicht günstig, jedoch wurde wieder an den frühern Erhebungen fortgearbeitet, indem Oberst Burgwalder 1830 den Anschluß an die österreichischen Messungen im Tyrol und drei Jahre später denjenigen an die französische Triangulation besorgte. Unterdessen hatte eine Konferenz von Fachmännern beschlossen, der Tagsatzung folgende Vorschläge zu unterbreiten: Nachmessung der Grundlinien bei Aarberg und Zürich; Entwurf der Karte der Schweiz nach Flamsteed's modifizirter Projektionsmethode; Annahme der Sternwarte zu Bern als Fundamentalpunkt für die Längen- und Breitenbestimmung und für die Orientirung der Karte; topographische Aufnahme der Karte im Maßstabe von 1:25,000 für die ebene Schweiz, von 1:50,000 für das Hochgebirge und von 1 : 100,000 für den Stich der Karte.

Inzwischen war Düfour zum Range des eidgenössischen Oberstquartiermeisters emporgestiegen, in welcher Stellung er eine zweite Konferenz zu näherer Erörterung der besprochenen Fragen, insbesondere der Nachmessung der Grundlinien veranstaltete und die nöthigen Einleitungen zu derselben anordnete, während Ingenieur Osterwald mit der Triangulation des Kantons Neuenburg, Huber mit derjenigen von Basel, Merz mit der appenzellischen, Sulzberger mit der thurgauischen, de Saussure und Delarageaz mit derjenigen des Kantons Waadt, Lüthardt mit der freiburger und der Domherr Berchtold mit derjenigen des Kantons Wallis beschäftigt waren, wodurch das waadtländische Dreiecknetz mit

demjenigen der Centralschweiz in Verbindung trat. Eschmann sagt hierüber in den „Ergebnissen der trigonometrischen Vermessungen“: „Die Erlangung dieser Resultate war mit mannigfachen Gefahren und Entbehrungen verknüpft. Das Besteigen hoher Bergspitzen trifft zwar bis zu den obersten Alphütten auf kein erhebliches Hinderniß; von da an aber müssen Felsgräte erklimmt, Schneeflächen und Gletscher überschritten und der Muth der mit den Instrumenten und Zeltgeräthschaften schwer belasteten Träger aufrecht erhalten werden. Sind dann bei Ankunft auf dem Gipfel die Signale sichtbar, so muß sogleich, der körperlichen Müdigkeit ungeachtet, an die Winkelmessung geschritten werden. Ist die Witterung ungünstig, so wird die Mannschaft verabschiedet, das Zelt bezogen und es tritt binnen Kurzem ein unbehaglicher, Körper und Geist in hohem Grade erschlaffender Zustand ein. Alle Wechselfälle des schlechten Wetters und inbesondere die Nebel, in denen das Zelt oft tagelang eingehüllt ist, vermehren noch das Traurige eines solchen Wohnortes. Dessenungeachtet gewährt der Hinblick auf die erlangten Resultate einen zu reichen Ersatz, als daß dadurch nicht alle Beobachter sich stets zu neuen Anstrengungen ermuthigt gefühlt hätten.

Diese wissenschaftlichen Erhebungen kamen nun größtentheils in erster Linie den Keller'schen Karten zu Gute; denn die Kenntniß der topographischen Verhältnisse mancher Theile der Schweiz war vorher so gering gewesen, daß sich selbst gewissenhafte Reiseschriftsteller und Gelehrte für unsere Begriffe fast unerklärlich scheinenden Fehler schuldig machten; war es doch noch nicht lange her, daß der St. Gotthard allgemein als das höchste Schweizergebirge galt; daß man von der Existenz der eigentlichen Walliser Riesen und deren Zusammenhang theils keine Kenntniß, theils vollständig unklare Begriffe hatte; ja in seiner ersten Reisekarte (1813) mußte Keller das Terrain des Bernerjura noch vollständig platt

erscheinen lassen, da die Orographie desselben unbekannt war! Und welchen Begriff man selbst von der Form der meisten Seen vor diesen Vermessungen hatte, mag am besten ein Blick auf alle frühern Kartenwerke zeigen. Die im Jahre 1833 erschienene zweite Reisekarte Keller's war daher von der ersten in sehr vielen Stücken ganz verschieden, da sich der Autor jede neue Entdeckung auf dem Gebiete der vaterländischen Orographie sofort zu eigen machte und selbige zur Verbesserung seiner Arbeiten verwerthete.

Die Tagsatzung, die endlich 1833 den rühmlichen Beschluß faßte, die große topographische Karte sofort anfertigen zu lassen, beorderte den Oberstquartiermeister Düfour zur Ausführung derselben, welcher die Sache sogleich mit aller Energie an die Hand nahm. Die Signale der frühern partialen Triangulationen waren aber theils verschwunden, theils nie gehörig versichert worden, so daß in erster Linie hierin Vieles nachzuholen war; endlich gab es noch immer einzelne Gebietstheile ganz besonders im Hochgebirge, wo noch nie ein Dreieck angenommen worden war. Um nun über das ganze Werk auch nicht den leisesten Zweifel oder Verdacht in Betreff der Zuverlässigkeit der Arbeit walten zu lassen, sah sich die Kommission, die er aus einem Astronomen, zwei Ingenieur-Geographen und zwei Generalstabsoffizieren gebildet hatte, gezwungen, alle frühern Aufnahmen zu ignoriren, Alles von Neuem anzufangen und überhaupt so zu operiren, als wäre von der Messung der Basis hinweg bis zum letzten Dreieck Alles unbrauchbar; denn es lag in der Absicht der eidgenössischen Behörde sowohl als in derjenigen des kenntnißreichen Leiters, ein Werk zu schaffen, für dessen Richtigkeit selbst in den kleinsten Details die volle Verantwortung übernommen werden könnte, — ein Werk, das vollständig auf der Höhe der Zeit stünde und den besten Arbeiten dieser Art ebenbürtig sei, die in den Nachbarstaaten in Ausführung begriffen oder

schon beendigt waren, — ein Werk also, das ein würdiges Verbindungsglied der großen Triangulationen von Frankreich, Italien und Oesterreich bilden werde.

„In erster Linie wurde nun,“ erzählt Oberst Imhof, „die große Basis, die früher schon von Prof. Tralles in der Ebene des großen Mooses bei Aarberg gemessen worden, verifizirt; denn man konnte sich nicht unbedingt auf deren vollkommene Genauigkeit verlassen, sei es, daß die von ihm angewendeten Maßstäbe nicht ganz mit den neuern identisch waren, sei es, daß die Reduktion auf die nämliche Temperatur von 13 ° R. nicht mit genügender Sorgfalt vorgenommen worden war. Zur größern Sicherheit und um ein Mittel der Verifikation und der Kontrole zu haben, wurde eine zweite Basis in der Ebene des Sihlfeldes bei Zürich angenommen und mit deren Messung zuerst begonnen, da sie kürzer war als die erstere und in einem leichter zugänglichen Terrain lag, wo daher auch die Ingenieure und ihre Gehülfen, die eigentlich erst für eine solche Arbeit herangebildet werden mußten, mit der Messungsmethode und der Handhabung der Instrumente sich ganz vertraut machen konnten. Als Maßstäbe wurden dünne Eisenröhren gewählt, welche die Eigenschaft eines möglichst geringen Gewichts mit einem genügenden Grad von Steifigkeit vereinigen. Obschon dieses Metall gegen den Temperaturwechsel sehr empfindlich ist, so wurde es dem Holze doch vorgezogen, weil die Ausdehnung, die jedem Grade des Thermometers entspricht, genau bekannt ist und die Reduktion auf eine gegebene Temperatur sich sehr leicht und sicher bewerkstelligen läßt. Um Stöße zu vermeiden, sollten die Maßstäbe bei der Meßoperation sich nicht berühren, sondern einen kleinen Zwischenraum frei lassen, dessen Größe dann mittelst eines kleinen stählernen, mit einer Eintheilung versehenen Keils gemessen wurde, durch welchen noch Tausendstelslinien abgelesen werden konnten. Diese Instrumente wurden von einem

ausgezeichneten Mechaniker gefertigt und von dem berühmten Astronomen Horner verifizirt, der Krusenstern auf seiner bekannten Erdumseglung begleitet hatte. Die Messung der beiden Grundlinien geschah unter Leitung des berühmten Ingenieurs Eschmann von Zürich und wurde mit aller Genauigkeit ausgeführt."

Nach dieser Vorarbeit machte man sich an die neue Messung der Aarberger Grundlinie, doch zuvor mußten zahlreiche Brücken über die Gräben gebaut werden, welche die dortige Ebene durchschneiden, damit die Ingenieure bei dieser wichtigen Arbeit weder gestört noch aufgehalten werden, von deren Exaktität diejenige der ganzen Triangulation und also auch diejenige der projektirten Karte abhangen mußte. Dieser Brückenbau und das Nivellement des Terrains nahm so viel Zeit in Anspruch; daß die eigentliche Messung erst im folgenden Jahre stattfinden konnte. Auf die Temperatur von 13 ° R. und auf das Niveau des Meeres reduzirt, resultirte eine Länge von 13,053 Meter 74 Centimeter. Um nun die Exaktität dieses Maßes zu prüfen, waren die französischen Ingenieure auf Düfour's Gesuch so gefällig, dieselbe ihrerseits auch zu messen und zwar vermittelst einer Dreieckskette, welche von Ensisheim im Elsaß ausging. Sie fanden sie 13,053 M. 78 Cm. lang, worauf sie noch eine zweite Messuug vornahmen, die 13,053 M. 72 Cm. ergab. Da sich die direkte Messung zwischen diesen zwei Zahlen befand und auf die kolossale Strecke von über 13 Kilometer nur um 4 Centimeter von der höhern und um 2 Centimeter von der niederern entfernt war, so wird es Jedermann klar sein, welchen Grad von Vertrauen sie verdient. Mit gleicher Exaktität wurden alle andern Vermessungsarbeiten ausgeführt, was schon aus den Vergleichungen mit den von den Generalstabsoffizieren der drei benachbarten Länder gemachten Erhebungen hervorgeht. So differirte die schweizerische Messung der Linie Faux

d'Enson Roemel mit der französischen auf eine Länge von 36 Kilometer nur um 5 Centimeter, diejenige mit der österreichischen zwischen den 16 Kilometer auseinanderliegenden Punkten Kumenberg und Frastanzersand nur um 17 Centimeter und diejenige mit der italienischen an der lombardischen Grenze nur um 13 Centimeter auf eine Länge von über 21 Kilometer. Und dabei gaben z. B. die österreichischen Ingenieure zu, daß sie noch nicht die letzte Hand an ihre diesbezügliche Arbeit gelegt haben, wodurch sie also der schweizerischen Messung eher die Richtigkeit zugestanden als der ihrigen. Nicht wahr, das heißt exakt gearbeitet?!

Es erforderte zwei Jahre, um mit der Triangulation bis über die Alpen vorzurücken und dieselbe mit derjenigen der Lombardei zu vereinigen, oder besser gesagt, drei Jahre, um sie auszuführen und zu beendigen. Die Details darüber sind in dem Buche des schon erwähnten Ingenieurs Eschmann: „Ergebnisse der trigonometrischen Vermessungen der Schweiz," das dieser mit der Approbation Düfour's herausgab, enthalten. Es ist dies eine geometrische Beschreibung des Schweizerlandes, nach derjenigen Frankreichs bearbeitet.

Die Detailaufnahmen, oder speziell die topographischen Arbeiten begannen erst im Jahre 1836 und zwar in den Kantonen Waadt und Freiburg, während man in den andern Theilen der Schweiz noch die sekundäre und tertiäre Triangulation vollführte und das schon vorhandene Material in den Kantonsarchiven sichtete, wobei aber trotz vieler Mühe nur sehr wenig Brauchbares gefunden wurde. Dagegen existirten in den eidgenössischen Archiven mehrere topographische Dokumente, auf deren Exaktität man bauen konnte, unter andern Buchwalder's Karte des alten Bisthums Basel (Bernerjura), Osterwalder's Karte des Fürstenthums Neuchâtel und Valengin und Walker's Karte von Solothurn. Diese wurden auf den gleichen Maßstab der Generalkarte reduzirt und durch

Correkturen bemerkbar gemacht. Das Gleiche geschah mit den nur im Manuskript vorhandenen Plänen von Baselstadt, Thurgau und Appenzell, mit deren Autoren man sich betreffs Fertigung einer den Zeitverhältnissen entsprechenden Kopie in's Einvernehmen setzte, während der Kanton Genf seine detaillirten Pläne, die Düfour meist selbst aufgenommen hatte, gratis zur Verfügung stellte, Pläne, die in dem großen Maßstabe von 1 : 12,500 und durch äquidistante Kurven von 4 Meter gezeichnet waren; auch konnte man noch mehrere partiale tertiäre Triangulationen verwenden, wenn sie sich leicht an die primären anschlossen.

Zu dieser Zeit wurde das eidgenössische topographische Büreau von Düfour gegründet und zwar in der Stadt Genf selbst, damit er die sämmtlichen Arbeiten desselben stets unter Augen habe. Die verhältnißmäßig geringen Mittel aber, die ihm die eidgenössische Oberbehörde hiefür zur Verfügung stellte, erlaubten ihm keine großartige Einrichtung; er wählte sich daher nur eine äußerst kleine Anzahl junger, dafür aber sehr tüchtiger Ingenieure aus, unter denen sich außer Eschmann in der Folge die Herren Bétemps und Siegfried, letzterer jetzt Oberst im Generalstab und Chef des eidgenössischen topographischen Büreau's in Bern, sowie Herr Oberst L'Hardy aus Neuchâtel, der des Generals Schwiegersohn wurde, besonders auszeichneten.

Die Projektion der Karte berechnete Düfour selbst. Für dieselbe wurde, wie oben bemerkt, diejenige gewählt, welche unter dem Namen „modifizirte Projektion Flamsteed" bekannt ist, als Mittelpunkt derselben wählte man die Berner Sternwarte, obschon dieselbe nicht dem Centrum des Landes entspricht, sondern zu viel nach Westen liegt, allein ihre Lage, d. h. ihre geographische Länge und Breite war ganz genau bekannt, und es fand sich keine andere Sternwarte vor, die dem Mittelpunkte des Landes näher gelegen war. Uebrigens

war diese Lage ohne merklichen Einfluß auf die Genauigkeit selbst der entferntesten Punkte bei dem für die Karte gewählten Maßstabe von 1 : 100,000. Dieser letztere wurde für ein so gebirgiges Land, wie die Schweiz, als geeigneter erachtet, als derjenige von 1 : 80,000, der für die französische Gereralstabskarte adoptirt worden ist. Zudem wollte Düfour grundsätzlich das Dezimalsystem nicht verlassen und wählte den Meter als Längen-Einheitsmaß. Die ganze Karte wurde in 25 Blätter eingetheilt, so, daß 5 Blätter in der Länge von Ost nach West und 5 in der Höhe von Süd nach Nord zu stehen kamen. Jedes Blatt sollte 70 Centimeter lang und 48 Centimeter breit sein, somit eine Fläche von 33,6 Quadratdezimeter enthalten, die einer Gebietsfläche von 10,000 Hektaren entsprechen. Allein von der Gesammtfläche gehören nur etwa zwei Drittel der Schweiz; der Rest ist fremdes Land, und es ist der Grund, warum die Blätter an der Peripherie der Schweiz nur zum kleinen Theile mehr mit Zeichnungen bedeckt sind, in der zerrissenen Gestalt der Landesgrenze zu suchen. Die leeren Ecken wurden dann mit passenden Erläuterungen, die eigentlich nicht zur Topographie gehören, ausgefüllt und enthalten den Titel der Karte, die Eintheilung der Blätter ein Verzeichniß von Höhen- und Ortsnamen, sowie die Größen der Kantone. Jedes Blatt wurde mit zwei Maßstäben versehen, einem rein metrischen und einem für die Angabe der Schweizerstundenlänge à 4800 Meter.

Selbstverständlich konnten die topographischen Aufnahmen in den größtentheils mit Gletschern bedeckten Hochalpen und in der eigentlichen Ebene, wo Dorf an Dorf sich reiht, nicht leicht in gleichem Maßstabe ausgeführt werden; für den ebenen Theil der Schweiz wurde derjenige von 1 : 25,000 und für das Gebirgsland derjenige von 1 : 50,000 gewählt, indem dieser letztere noch groß genug schien für das so sehr coupirte und schwach bevölkerte Terrain; ist er ja doch immerhin noch

doppelt so groß als derjenige der Reduktionen, die für den Stich der Karte bestimmt waren.

Die Aufnahmen sollten, wie schon erwähnt, mit äußerster Genauigkeit nicht nur alle bewohnten Orte und einzelnstehenden Gebäude, die Flüsse und Bäche, Straßen und Wege umfassen, sondern auch die bis in's Kleinste gehende Gestaltung des Terrains wiedergeben, dessen richtige Auffassung und Darstellung in einem Lande wie die Schweiz mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war.

Für die Darstellung der Terrainformen wurde die Methode der äquidistanten Niveaukurven trotz ihrer schwierigen Anwendung bei den hohen Gebirgen vorgeschrieben, indem eine Aequidistanz von 10 Metern für den Maßstab von 1 : 25,000 angenommen wurde. Die Ausgangspunkte dieser Kurven wurden durch ein genaues Nivellement bestimmt, allein die Höhenzahlen, in Metern ausgedrückt, nur in ganzen Zahlen mit Weglassung der Bruchtheile in die Karte eingetragen; da eine größere Genauigkeit nicht nur nicht nothwendig zu sein schien, sondern der Klarheit Abbruch gethan hätte.

In Betreff der Grenzmarkirungen begnügte man sich mit Angabe der Grenzen der Kantone unter sich und gegen das Ausland, indem die Eintragung weiterer Unterabtheilungen als Bezirke, Kreise, Gemeinden, mit Recht als zu weit gehend, angesehen wurden; ebenso abstrahirte man von der Angabe der genauen Waldgrenzen, da dieselben durch neue Kulturen und Schläge damals noch von Jahr zu Jahr dem Wechsel unterlagen, was von nun an bei der neuen Forstordnung allerdings nicht mehr in diesem Maße der Fall sein wird.

Da das Deutsche eigentlich unsere offizielle Landessprache ist, so wurde beschlossen, daß Titel und Erklärungen in dieser Sprache, aber mit lateinischen Buchstaben ausgedrückt, die französischen, italienischen und rhäto-romanischen Namen jedoch unverändert beibehalten werden.

Wie schon angedeutet, wurde die Berner Sternwarte zum Centrum der Projektion gewählt. Ihre astronomische Lage war durch eine Menge direkter Beobachtungen fixirt, welche mit denjenigen des berühmten Colonel Henry, dessen Register Düfour vom französischen Kriegsminister zur Verfügung gestellt worden, vollständig übereinstimmten und 5° 6′ 10″,80 Länge und 46° 57′ 6″,02 Breite betragen. Als Basis für den Ausgang des Nivellements wurde die Höhe des Chasseral angenommen, die durch viele übereinstimmende Messungen von Seite der französischen Ingenieure, von verschiedenen Punkten ihres trigonometrischen Netzes ausgehend, auf 1609 Meter 57 Centimeter berechnet wurden.

Bevor mit dem Stich der aufgenommenen Gebietstheile begonnen werden konnte, war noch eine wichtige Frage zu lösen, nämlich diejenige der zu wählenden Darstellungsart; es entstand die Frage: Soll der vertikalen oder der schiefen Beleuchtung der Vorzug gegeben werden? Die französische Generalstabskarte hat vertikales Licht. Bei aller gerechten Bewunderung für dieselbe war Düfour doch der Ansicht, daß sie in der Wiedergabe der gebirgigen Theile an der Schwierigkeit gescheitert sei, der Klarheit gerecht zu werden und die schwarzen, überladenen Schatten, die den Reliefeindruck nicht zur Geltung kommen lassen, zu vermeiden. Schon 1822 schrieb er darüber an General Haxo: „Was nun die große Frage des schrägen oder vertikalen Lichtes betrifft, so habe ich in der Praxis einen Vortheil darin gefunden, mich weder an das eine noch an das andere streng zu binden. So lange die Nachtheile des schrägen Lichtes nicht so weit gehen, daß bei demselben bedeutende Abhänge oder steile Böschungen, wie solche in unsern Bergen vorkommen, nicht verschwinden, so ziehe ich es dem vertikalen Lichte vor, weil die Karte dann weniger schwarz, ausdrucksvoller und unendlich leichter zu lesen ist; und wenn dieser mißliche Fall vorkommt, so mache

ich absichtlich, um ihn zu vermeiden, einen Fehler im Schatten und bereue es nicht. Doch bedarf es hierbei großen Taktes und diese Lizenz muß mit Mäßigung ausgeführt werden. Ich verzichte darauf, durch gleiche Schattirungen die gleichen Abhänge darzustellen, welche übrigens auf dem Terrain selbst, wenn man nicht ein regelrechtes Nivellement vornimmt, das man so selten zu kennen braucht, schwer zu schätzen sind. Darum lege ich auf die Gründe, welche zu Gunsten des vertikalen Lichtes angeführt werden, weniger Werth und meine Zeichnungen erreichen in Folge dessen einen Grad der Klarheit, wie dies sonst nicht der Fall wäre, und Klarheit ist eine kostbare Eigenschaft, auf welche man ohne dringende Motive nicht verzichten darf. Die Karte, welche so von der mathematisch strengen, einförmigen und unbeugsamen Methode absieht, wird ein Kunstwerk, wie dies alle Darstellungen der Natur sein sollen."

Wenn also auch für Anwendung des vertikalen Lichtes für ebenes oder hügeliges Land gewichtige Gründe sprechen, so ändert sich die Sache vollständig, wenn es sich darum handelt, diese Beleuchtungsart bei der Darstellung eines ausgesprochenen Gebirgslandes anzuwenden, wo dieselbe unvermeidlich in der Zeichnung zu einem vollkommenen Schwarz führen müßte und das Verständniß der Karte, sowie deren Benutzung sehr erschweren würde. Da nun aber, wie schon bemerkt, das Hauptverdienst einer Karte, außer in einer großen Genauigkeit, in der Klarheit und Deutlichkeit des Bildes liegt, so schien die Anwendung der schiefen Beleuchtung geeigneter, um die hohen Berge, welche das Land bedecken, aus den Thälern hervortreten zu lassen und den ganzen Charakter der Terrainformation möglichst deutlich und rasch dem Auge zum Verständniß zu bringen. Bei einer mathematisch genauen Bestimmung des Gerippes der Karte konnte man füglich zu einer mehr malerischen Zeichnung Zuflucht nehmen, um ein

Kunstwerk zu schaffen, das Jedermann verständlich sei, und indem man noch die Höhenangaben in zweckmäßiger Weise vermehrte, verband man gleichzeitig eine geometrische Genauigkeit in der Planimetrie der Karte mit einer effektvollen Zeichnung. Wenn nun auch im Allgemeinen die schiefe Beleuchtung gewählt wurde, um die hohen Berge recht faßlich hervortreten zu lassen und sie auch den ungeübtesten Augen verständlich zu machen, so hat man sich doch für die ganz ebenen Gebietstheile nicht strikte daran gehalten, da das vertikale Licht für dieselben vorzuziehen ist, indem es sich bekanntlich dazu eignet, auch die kleinsten Bodenerhebungen sichtbar zu machen.

Selbst die Kupferplatten, welche die Gravuren der Zeichnungen aufzunehmen hatten, wurden von Düfour eigenhändig präparirt; unter den Kupferstechern verdienen besonders Goll und Müllhaupt, welch' letzterer gegenwärtig mit seinem Sohne eine selbstständige kartographische Anstalt in Bern besitzt, durch die Schönheit und Exaktität ihrer Arbeit eine ehrenhafte Erwähnung.

Wir haben schon angedeutet, daß die eidgenössische Tagsatzung diesem riesenhaften Karten-Unternehmen nur äußerst geringe Geldmittel zur Verfügung stellte, und dürfen hier noch beifügen, daß sie trotz des großen Vertrauens, das sie in die Energie und Tüchtigkeit Düfour's setzte, doch im Hinblicke auf die früheren Erfahrungen an dem Gelingen des Unternehmens zweifelte. Diese Dispositionen aber änderten sich sofort, als im Jahre 1842, Dank der supplementären Subsidien von Seite der „Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft", das Werk so weit vorgeschritten war, daß die zwei ersten Probeblätter vor die Augen der eidgenössischen Oberbehörde gelegt werden konnten. Von der Schönheit dieser Arbeiten entzückt, faßte sie auf Grund dieser konkreten Proben Vertrauen zur Sache und beschloß sofort eine Erhöhung des

Staatsbeitrages für die Weiterführung und Vollendung des wichtigen Unternehmens. Von da an ging die Arbeit verhältnißmäßig sehr rasch von Statten. — Die eigentliche Veröffentlichung der ersten Kartenblätter geschah erst im Jahre 1845; es waren dies das Blatt XVI, enthaltend den Genfersee, den Kanton Genf und einen Theil des Kantons Waadt, und das Blatt XVII, enthaltend Theile von Waadt, Freiburg und Wallis. Dieses letztere Blatt wurde so viel verlangt und mußte in so starker Auflage nachgedruckt werden, daß die betreffende Kupferplatte vor Vollendung der ganzen Karte abgenutzt wurde und neu in Stahl gestochen werden mußte.

Die ersten erschienenen Blätter brachen dem damals noch immer obwaltenden Beleuchtungsstreite und all' den bezüglichen Kämpfen einer vorgreifenden Kritik sofort die Spitze, indem sie auf den ersten Blick den Vorzug des schiefen Lichtes für ein Land, wie die Schweiz, vor dem vertikalen darthaten, so daß sich alsbald selbst die heftigsten Widersacher bekehrten und bei der ersten Weltindustrieausstellung in Paris der Schweiz für die ausgestellten Kartenblätter die goldene Medaille zuerkannt wurde. Zu ihrer vollen Geltung kam aber diese Beleuchtungsart erst, als sämmtliche 25 Kartenblätter erschienen waren und nun zu einem Ganzen zusammengefügt wurden, was im Jahre 1864 endlich geschehen konnte.

Die ganze Karte mißt 3,50 Meter in der Länge und 2,40 Meter in der Breite und erfordert also eine sehr große Wandfläche zum Aufhängen. In diesem Zustande bietet sie ein schönes Gesammtbild der charakteristischen Topographie unseres Landes. Wer das schönste Exemplar derselben sehen will, der besuche das Athenäum in Genf, wo das Lieblingsstück Düfour's eine Wand ziert. Aus demselben hat er in spätern Jahren mehr noch als eine schöne Karte das lebendige Gemälde seines Vaterlandes zu machen sich bestrebt. Deshalb sah man ihn im hohen Alter noch dieses Wandexemplar mit

seinem Bleistifte retouchiren und sich von Zeit zu Zeit wie ein Maler auf eine gewisse Entfernung vor sein Werk aufstellen, um die durch neue Schraffirungen erreichte Wirkung zu beurtheilen, so daß es ihm in der That gelungen ist, bei dem Beschauer die vollständige Illusion eines Reliefs hervorzubringen. Photographien dieses Kunstwerkes zeigen diese optische Wirkung in gleich kräftiger Weise.

Nachträglich wurden die im Laufe der Zeit ausgeführten Eisenbahnlinien in die Kartenblätter eingetragen, da dieselben der Vollständigkeit und ihrer Wichtigkeit wegen unbedingt in denselben verzeichnet sein mußten; auch andere durch den Geist der Neuzeit in's Dasein gerufene Schöpfungen fanden darauf ihre vollste Berücksichtigung. Als wichtige Ergänzung wurde später auch die zunächst der Schweizergrenze liegende Terrainzone der Nachbar-Staaten in gleicher Manier nachgetragen, soweit es der übrig gebliebene leere Raum auf den Randblättern erlaubte. Dazu bediente man sich der besten Karten und Pläne, welche von den Regierungen der Nachbarländer unter der Bedingung der Leistung ähnlicher Gegendienste gerne zur Verfügung gestellt wurden. Für die vollkommene Exaktität dieser Zeichnungen kann Düfour natürlich nicht garantiren; sie genügen indessen vollständig zur Kenntniß der Physiognomie des unser Land umgebenden Territoriums und leisten den Touristen, welche jene Gegenden zu ihrem Excursionsgebiete machen, vortreffliche Dienste. In neuester Zeit hat Ingenieur Gosset, einer der tüchtigsten und verdienstvollsten Angestellten des gegenwärtigen eidgenössischen topographischen Büreau's in Bern, der Topographie dieser alpinen fremden Grenzdistrikte besondere Aufmerksamkeit geschenkt; er retouchirte ein Exemplar der mit diesen Nachträgen versehenen eidgenössischen Karte im ganzen Centralalpengebiete auch jenseits der Grenze bis zur ausgesprochenen Reliefwirkung, radirte oder wischte die Namen aus und nahm Photographien davon,

welche an der letzten Wiener Weltausstellung denn auch als klarste, deutlichste und effektvollste Darstellung der Centralalpen die ungetheilte Aufmerksamkeit von Seite der Fachmänner und Laien auf sich zogen.

Damit die 25 Kupferplatten, welche die Arbeit dreier Dezennien tragen, für alle Zeiten aushalten, ließ sie Düfour durch das Mittel der Verstählung sozusagen unzerstörbar machen; auch zog man davon galvanische Kupfer-Clichés ab, welche im Druck eben so gute Abzüge geben als die Originale. Gegenwärtig verfügt die Eidgenossenschaft über drei complete Sammlungen dieser Druckplatten, so daß man sich in diesem Punkte für alle denkbaren Unglücksfälle genügend versichert glauben darf.

Vor der Veröffentlichung der Blätter wurden dieselben einer genauen Prüfung durch kompetente Fachmänner unterstellt, um sich von der Richtigkeit der Ortsnamen und ihrer Schreibart zu vergewissern, eine Arbeit, die viel Kopfzerbrechens verursachte, aber zu einem sehr befriedigenden Resultate führte.

Die Popularität, welcher sich diese Karte vom Erscheinen der ersten Blätter an bis heute in ungeschwächtem Fortgange erfreute, und die Liberalität, womit die Regierung dieselben an das Publikum abgibt, hat bereits zahlreiche Auflagen des ganzen Werkes zur Folge gehabt. Gegenwärtig kosten alle 25 Blätter zusammen nur Fr. 50, auch sind die Blätter einzeln und in Taschen-Format aufgezogen zu so billigem Preise zu haben, daß sich sozusagen jeder Schweizer Gebirgstourist derselben als vertrauten Führer bedient. Und sicherlich hat das herrliche Gemälde, das die Düfourkarte von unserem wundervollen Alpenlande entwirft, schon Tausende und Tausende aus der Ferne herbeigelockt, um in Wirklichkeit zu sehen, was schon im Bilde ihr Auge erfreut. Sie hat also Tausenden zu einem unbezahlbaren Genusse den Weg gezeigt und

dadurch für die vom Fremdenverkehr lebenden Schweizer zur erfreulichen Entfaltung ihrer Geschäfte in nicht zu unterschätzender Weise mitgewirkt. Sie hat aber auch in der ganzen schweizerischen Kartographie eine vollständige Umwälzung hervorgerufen und überhaupt einen eminenten Fortschritt in die geographische Wissenschaft gebracht; eine Vergleichung der Schweizerkarten vor und nach dem Erscheinen dieses Atlas wird dies zur Evidenz bezeugen. Von dem unschätzbaren Werthe, den diese Karte für die wissenschaftliche Erforschung unseres Landes und insbesondere auch für die Truppenmanöver zur Friedenszeit wie in Kriegsfällen hat, wird Jedermann leicht überzeugt sein. Und wie oft schon wurden ihre Originalaufnahmen für Straßen- und Eisenbahnanlagen und ähnliche Werke der Neuzeit mit Erfolg zu Rathe gezogen! — — —

Wenn wir die Hauptcharakter-Eigenthümlichkeiten der Düfourkarte aus dem Vorigen zusammenziehen, so resultirt für sie:

1. Die Exaktität des geodetischen Netzes resp. sämmtlicher Maße.
2. Die Exaktität der Terrainzeichnungen.
3. Die Klarheit in allen Theilen.
4. Die hohe künstlerische Ausführung.
5. Die Thatsache, daß sie ein rein wissenschaftliches Werk ist und nicht ausschließlich militärischen Zwecken dient.

Im ersten Punkte übertrifft sie die Generalstabskarten mehrerer Länder nicht; in allen andern aber bietet sie Vortheile, welche von Kennern längst in ihrem Vollwerthe anerkannt werden.

Vom ersten Maße bis zum letzten Striche leitete Düfour dies große Werk, das nicht weniger als 33 Jahre strenger Arbeit und körperlicher und geistiger Aufopferung erforderte; denn die schwachen Geldbeiträge von Seite der Eidgenossenschaft zur Ausführung derselben standen in der That in keinem

Verhältnisse zur Großartigkeit des Zweckes, der dabei erreicht werden mußte. Die Summen, welche hiefür ausgegeben wurden, betrugen auch dann noch, als die Ressourcen am größten waren, jährlich nicht mehr als 38,000 Franken und das ganze 33-jährige Riesenwerk kostete kaum 1 Million Franken! — eine Summe, welche nur infolge der nie erlöschenden Begeisterung und Arbeitslust aller Mitwirkenden für das schöne unsterbliche Werk ausreichen konnte. In der That, wenn man jetzt an die großen Schwierigkeiten jeder Art zurückdenkt, mit welchen sie besonders bei den Gebirgs-Aufnahmen zu kämpfen hatten, so wird man mit wahrer Bewunderung für sie erfüllt. Oft und oft waren sie großen Gefahren auf den von Spalten zerrissenen Gletschern und hohen Bergspitzen ausgesetzt; ja einer von ihnen, der junge Ingenieur Glanzmann, ist durch einen Sturz von einer steilen Höhe, der ihm das Leben kostete, ein Opfer seiner Thätigkeit geworden; andere, die in trügerisch überschneite Gletscherspalten gefallen waren, kamen zwar mit heiler Haut davon, hatten aber viele Leiden auszustehen, und von dem schrecklichen Abenteuer, das Oberst Buchwalder bei seinen trigonometrischen Vermessungen auf der Spitze des Säntis (1832) erleben mußte, werden wohl fast alle unserer Leser gehört haben. Nur von einem Diener begleitet, hatte er dort droben schon seit mehreren Tagen im dichten Nebel auf helles Wetter gewartet. Als Schutz hatten sie ein Zelt aufgespannt. Eines Nachmittags zog ein heftiges Gewitter über den Berg hin, welches sie nöthigte, unter diesem leichten Dache Schirm zu suchen, als plötzlich ein Blitzstrahl in die Zeltstange fuhr. Als Buchwalder nach einer halbstündigen Ohmacht erwachte, fühlte er sich auf der einen Seite des Körpers gelähmt und wie er sich nach seinem Diener umsah, — lag dieser als Leiche neben ihm! Man denke sich die furchtbare Lage des unglücklichen Ingenieurs. Im dichten Nebel, viele Stunden weit von jeder

menschlichen Wohnung entfernt, die weglosen Berghalden verschneit, dazu seine Glieder gelähmt und neben sich den starren Leichnam des treuen Dieners! Es war unmöglich, daß er die Nacht hier zubringen konnte. Rasch entschlossen, schleppte er sich unter Anstrengung aller Kräfte den Berg hinunter und erreichte wirklich noch vor Anbruch der Nacht die obersten Häuser von Alt St. Johann im Thurthale, wo er mitleidige Pflege fand. Am folgenden Tage ließ er den Leichnam seines Dieners herunterholen.

Trotz solcher Gefahren und Entbehrungen aller Art mußten sich die Ingenieure, die ihre besten Jahre diesem Werke opferten, mit äußerst bescheidenen Besoldungen begnügen. Düfour selbst, der doch nicht nur Alles zu leiten, sondern Alles in's Leben zu rufen, Alles zu schaffen hatte und dem Werke außer den paar Monaten, welche er dem Militärdienste in Thun widmen mußte, sozusagen die ganze Zeit opferte, ging hierin mit dem glänzendsten Beispiele voran, indem er für diese Arbeit nur ein Jahrgehalt von — vierhundert Franken bezog! Der für seinen Stand in äußerst bescheidenen Verhältnissen lebende ächte Patriot betrachtete seine Thätigkeit als ein Opfer, das er auf den Altar des Vaterlandes legte. Ist das nicht hochherzig gehandelt?! Wo finden wir ein ähnliches Beispiel in der Schweizergeschichte?[1])

Nach der Beendigung der großen Düfourkarte wurde das topographische Bureau nach Bern verlegt und nach dem Rück-

---

[1]) Ed. Sayous, Düfour's Freund, sagt darüber: „Die Karte, dieses Meisterwerk, für welches er mit republikanischer Einfachheit belohnt wurde, ist die bedeutendste und umfangreichste Arbeit seines langen Lebens gewesen; sie war auch der glänzendste Beweis für seine großartige Uneigennützigkeit in vaterländischen Dingen. Sparsam mit seiner Zeit bei alltäglichen Anforderungen, war er verschwenderisch mit derselben, wenn es sich um ein patriotisches oder wohlthätiges Werk handelte."

tritte seines Gründers und verehrungswürdigen Leiters von den Amtsgeschäften unter die Direktion des ersten Angestellten, des vortrefflichen Kartographen Oberst Siegfried-Senn gestellt, von welcher Epoche an es eigentlich erst den spezielleren Namen „Eidgenössisches Generalstabs-Büreau" trägt.

Außer der großen topographischen Karte mußte in Folge eines Bundesbeschlusses noch die Anfertigung einer reduzirten Karte stattfinden, welche im Maßstabe von 1 : 250,000 mehr den gewöhnlichen Bedürfnissen dienen soll. Sie besteht aus vier Blättern, von denen jedes genau so groß ist als ein Blatt des Atlas, und wurde schon begonnen, bevor die große Karte zu Ende geführt war. Nach dem gleichen System ausgeführt, enthält sie etwas weniger Details und zeichnet sich durch eine seltene Unterscheidung des Wichtigen und Unwichtigen bei der Reduktionsarbeit aus; sie ist nicht überladen; man hat es verstanden, die goldene Mittelstraße zwischen dem Wunsche einer minutiösen Exaktität und den Erfordernissen der Klarheit zu treffen; die Ausstoßung des Unnöthigen wurde auf eine sehr durchdachte Weise und in strenger Erwägung der Ueber- und Unterordnung bezüglich ihrer relativen Wichtigkeit vollführt. In diesem Punkte darf sie als Muster und in Bezug auf den Stich geradezu als ein Meisterwerk angesehen werden. Die Ausführung der vier Stahlplatten geschah durch den berühmten Kartographen Müllhaupt, einem Zöglinge Düfour's. Hier darf überhaupt bemerkt werden, daß sowohl die große als die kleine Düfourkarte durchaus, von den ersten Meßoperationen bis zum fertigen Drucke, von schweizerischen Künstlern hergestellt wurden, die ihre Meisterschaft größtentheils Düfour verdanken.

Als die große Karte glücklich zu Ende geführt war, verfaßte Düfour über die gesammte Arbeit einen Bericht, den er dem h. Bundesrathe einreichte, welche Behörde alsdann den Beschluß faßte, den höchsten Punkt der Schweizeralpen Pic

Dufour zu nennen, um dem General hierdurch die höchste Auszeichnung für den dem gesammten Vaterlande geleisteten Dienst zu verleihen; zugleich richtete sie an ihn folgendes Schreiben:

Bern, den 30. Januar 1865.

Herr General!

Der Bundesrath hat den Schlußbericht über die Ausführung der Karte der Schweiz erhalten, den sie dem Militärdepartement eingereicht haben, und mit lebhaftem Interesse Kenntniß davon genommen. Er hat beschlossen, ihn drucken zu lassen und der Bundesversammlung vorzulegen.

Der Bundesrath hat darin die ersten Anfänge des großen Unternehmens wieder erkannt, das Sie so gut eingeleitet, das Sie während mehr als dreißig Jahren ohne Unterbrechung fortgeführt und so glücklich zu Ende gebracht haben.

Er erfüllt eine angenehme Pflicht, indem er Ihnen die Gefühle seines lebhaften Dankes ausdrückt.

Sie haben die lange und schwierige Aufgabe, die Sie übernommen, auf eine Weise erfüllt, welche Ihrer Energie, Ihrer Ausdauer, Ihren ausgezeichneten Talenten, Ihrer wissenschaftlichen Bedeutung wie Ihrer Hingebung und Ihrer Sorge für das öffentliche Wohl Ehre macht.

Die Eigenschaften, welche das Vaterland Ihnen so gern zuerkennt, die es so oft in seinem Dienst gebraucht und auf welche es auch in Zukunft unter allen Umständen zählt, diese Eigenschaften haben sich niemals während des ganzen Zeitraumes verleugnet, den das eben vollendete Werk in Anspruch genommen.

Dieses Werk ehrt Sie. Es trägt den Stempel Ihres Geistes und Ihres Charakters, und künftige Zeiten werden stolz Ihren verehrten Namen damit verbinden.

Aber dieses Werk ehrt auch das Land, welches mit schwachen Hülfsmitteln und beschränkten Ausgaben ein

Denkmal herorzubringen vermochte, das man in gleiche Linie mit dem Vollkommensten und Schönsten stellen kann, was große Staaten in dieser Art ausgeführt haben.

Das Vaterland, Herr General, weiß den Werth der Dienste zu schätzen, die Sie ihm geleistet. Es wird die Erinnerung an dieselben bewahren. Der Bundesrath bittet Sie, in der neuen Anerkennung, welche er Ihnen heute darbringt, einen schwachen Ausdruck der Hochachtung für Ihre Person zu sehen und des Ihnen gebührenden Dankes für Alles, was Sie für Ihr Land gethan haben.

Der Bundesrath schließt, Herr General, indem er Ihnen die Versicherung seiner ausgezeichneten Werthschätzung erneuert.

Im Namen des schweizerischen Bundesrathes,

Der Präsident der Eidgenossenschaft:

Schenk.

Der Kanzler der Eidgenossenschaft:

Schieß.

Bei diesen zwei Düfourkarten ist die Schweiz aber noch nicht stehen geblieben. Hören wir, was der schon erwähnte Dr. Petermann im Jahre 1870 in seinen „Geographischen Mittheilungen„ sagte:

„Die vor sechs Jahren im Stich vollendete Düfourkarte in 25 Blättern und im Maßstab von 1 : 100,000 vereinigt eine genaue Aufnahme mit meisterhafter naturgemäßer Zeichnung und schönem geschmackvollem Stich in so ausgezeichneter Weise, in einem so harmonischen Ganzen und gibt ein so naturwahres Bild der imposanten Alpennatur, daß wir sie unbedingt als die vorzüglichste Karte der Welt ansehen. Mit Rücksicht auf die wesentlichen Vorzüge, welche die Originalaufnahmen vor der Kartenausgabe unstreitig haben, soll nun die ganze Schweiz in den Maßstäben dieser Original-

Aufnahmen publizirt werden, was 546 Blätter erfordern wird. Jedenfalls wird die Schweiz hinsichtlich der offiziellen Karten durch dieses Unternehmen von Neuem an die Spitze der Staaten treten, da kein anderes Land ihr etwas Aehnliches an die Seite zu setzen hat. Aber nicht bloß wird die neue Karte die Originalaufnahmen erschöpfend wiedergeben, sondern viele neue Verbesserungen, Zusätze, Nachträge bringen und zum Theil auf ganz neuen Aufnahmen beruhen."

Seit dem 18. Dezember 1868, als das Bundesgesetz bezüglich dieses 546blättrigen Kartenwerkes publizirt wurde, haben bis heute ungefähr 100 Blätter desselben das Licht der Welt erblickt und die höchsten Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern sogar weit übertroffen. Es wird indessen bei aller Thätigkeit des eidgenössischen topographischen Büreau's noch drei Dezennien erfordern, bis der ganze Atlas complet vor uns liegt. Derselbe kostet nahezu Fr. 700, immerhin ein billiger Preis, wenn man bedenkt, daß die Herstellungskosten jedes einzelnen Blattes zwischen Fr. 1500 und Fr. 3000 schwanken. Durch dies Werk ist der stete Fortschritt der schweizerischen Topographie gesichert. Die Landestheile, deren Kartenblätter auf ungenügenden Vermessungen beruhten, werden neu vermessen, die etwas mangelhaften frühern Aufnahmen beseitigt und durch neue ersetzt und sämmtliche brauchbare Partien vor der Publikation genau revidirt. Diese Revision umfaßt die Vervollständigung der Triangulation, Versicherung der Signale, Ergänzung und Korrektur der Hypsometrie und der Terraindarstellung, Aufnahme und Nachtragung aller Veränderungen in Straßennetzen, Ortschaften, Eisenbahn- und Kanalanlagen u. s. w. Die Kosten werden auf die Eidgenossenschaft und die Kantone zu gleichen Theilen repartirt, und die Reihenfolge richtet sich nach dem Datum des Abschlusses der bezüglichen Verträge zwischen den beiden Kontrahenten.

Die Hypsometrie wird auf allen Blättern soweit ergänzt, daß überall Höhenzahlen vorkommen, wo es erforderlich ist, nämlich an den Confluenzpunkten der Flüsse, an Brücken und an häufigen Zwischenpunkten, so daß das Gefälle durch all' diese Zahlen genügend ausgedrückt ist; ferner bei allen Ortschaften, an allen Straßenknoten und Ruhe- oder Aussichtspunkten der Wege, damit die Steigungen herausgelesen werden können, dann auf den Kuppen, Sätteln und Uebergängen der Gebirgsrücken — kurz an allen irgendwie auffallenden Punkten des Terrains, immer jedoch in dem Sinne, daß der betreffende Punkt in Wirklichkeit erkenntlich sei.

Um die Ortsbenennung bis zu den unbedeutendsten Lokalnamen herab genau wieder zu geben, hat der aufnehmende Ingenieur jedes Gemeindegebiet zu diesem Zwecke mit einem Delegirten der Gemeinde zu begehen. Auch die Gemeinde- und Bezirksgrenzen werden an Ort und Stelle nach den neuen Maßen in die Aufnahmen eingetragen. Das Gleiche geschieht bezüglich der Waldgrenzen ꝛc., so daß diese Karten so zu sagen den Charakter katastraler Karten tragen. Da von jedem Blatte nur kleine Auflagen gedruckt und alle Neuerungen sofort nachgetragen werden, so ist es gar nicht anders möglich als daß dieses Kartenwerk für alle und ewige Zeiten auf dem «Qui vive» steht. Man sollte dasselbe eigentlich auch Düfour-Karte nennen, da es ja größtentheils aus den unter Düfour'scher Direktion gemachten Originalaufnahmen hervorgeht und mit der Großzahl derselben nahezu identisch ist. Man könnte dann von den d r e i Düfourkarten reden — sind ja doch alle guten Dinge drei! —

Die Zeichnung der Blätter ist eine kaum abgeänderte Kopie der Originalaufnahmen. Die Schrift, die Höhenzahlen der einzelnen Punkte, das Straßennetz, die Ortschaften und einzelnen Gebäude, die Grenzen, die Wälder und die Felspartien sind in Schwarz, die Terrainkurven in Braun, die

Gewässer und Gletscher in Blau gedruckt. Das Bodenrelief und die Formen des Terrainmantels sind in der Regel durch die braunen Niveaukurven dargestellt; jedoch finden in gewissen Fällen einige Ausnahmen statt, indem die kleinen Böschungen und Einschnitte, die Erdrisse und Schlipfe, d. h. Formen, welche die gewählte Aequidistanz der Kurven nicht anzeigt, durch braune Schraffur bezeichnet werden. Der von Erde und Vegetation entblößte Felsboden wird durch schwarze Horizontalkurven dargestellt, insofern es der Böschungsgrad noch gestattet, während die Felsmassen und Felswände, die wegen ihrer Steilheit die Zeichnung der Kurven in der gewählten Aequidistanz nicht gestatten, durch schwarze Schraffuren ausgedrückt werden, mittelst welcher die durch Messung in ihren Umrissen bestimmten Formen der Felspartien unter Anwendung der schiefen Beleuchtung künstlerisch zur Darstellung gebracht werden. Bei der regelmäßigen Darstellung des Terrains ist je die zehnte Kurve punktirt und an passender Stelle mit ihrer Höhenzahl in brauner Farbe bezeichnet.

Wie schon bemerkt, wurde die von Düfour und seinen Kameraden in Korfu erfundene und ausgebildete Darstellungsweise des Terrains vermittelst äquidistanter Niveaukurven von unserm General von Anbeginn der Aufnahmen vorgeschrieben und angewendet; denn um später durch vertikale Schraffur das Bodenrelief in der topographischen Karte (1 : 100,000) bilden zu können, war die Kurvendarstellung als Grundlage durchaus erforderlich. Beide Methoden ergänzen sich in ausgezeichnetster Weise. Die Wissenschaft liefert gegenwärtig überhaupt keine andere geometrische Darstellungsart des Terrains als die vermittelst der Düfour'schen äquidistanten Niveaukurven. Wie der Architekt durch Grundrisse, Ansichten, Schnitte, die in verschiedenen Richtungen geführt werden, den Bau in allen Details geometrisch darstellt, so gibt der Topograph mit der Düfour'schen Manier ein Bild, das dem Relief

des Bodens bis in alle Einzelnheiten mathematisch ähnlich ist, und je kleiner die Kurvenabstände genommen werden, desto mehr eignet sich die Methode zur Darstellung auch der kleinsten Details; ja nach der Kurvenaufnahme kann Jemand, der das dargestellte Terrain nie gesehen hat, ein Relief ausführen, das einen der Natur geometrisch ähnlichen, verjüngten Körper bildet [1]), und aus der Kurvenzeichnung können alle geometrischen Eigenschaften des dargestellten Terrains entnommen werden, z. B. die Steigung der Oberfläche, die Koncavität und Konvexität in vertikalem und horizontalem Sinne, Profile, Ansichten in jeder beliebigen Richtung, das Volumen des Ganzen und der einzelnen Theile u. s. w. — Bis jetzt haben nur Belgien, Dänemark und Italien einzelne Karten in Düfour'scher Kurvenmanier herausgegeben; Deutschland, Oesterreich und Frankreich werden wohl nie dazu kommen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie keine derartigen Aufnahmen besitzen und eine Neubildung derselben in diesen großen Ländern wohl ein Jahrhundert in Anspruch nehmen würde.

„Wünschen wir uns also Glück und zollen wir dem Verdienste den Tribut der Anerkennung," schließt Oberst Imhof seinen erwähnten Bericht. „Wir verdanken es der so einsichtsvollen Leitung des Generals Düfour, unter welcher ausschließlich die Darstellung mittelst äquidistanter Niveaukurven bei den Aufnahmen zur Anwendung kam, daß wir jetzt in dieser rationellsten Weise ein Bild unseres schönen Landes ausführen können." —

---

[1]) Z. B. nach den Karten im Maßstabe von 1 : 25,000 durch $^4/_{10}$ Millimeter dicke Kartonstücke für jede 10-Meter-Aequidistanzkurve. Man braucht letztere nur genau auszuschneiden und, da sie nun 10 Meter dicke Terrainschichten repräsentiren, genau aufeinanderzulegen und festzukleben. Oberstlieutenant Marcuard auf dem eidg Generalstabsbüreau z. B. stellt solche Reliefs in höchster Vollkommenheit her.

Der Same, den Düfour ausgestreut, hat seither reiche Frucht getragen. Der ungeheuren Fortschritte der berühmten Keller'schen kartographischen Anstalt in Zürich haben wir bereits Erwähnung gethan; seit dem Jahre 1842 besteht auch in Winterthur ein ähnliches Institut, dessen Arbeiten selbst denjenigen des eidgenössischen topographischen Büreau's in Bern nicht nachstehen, ja diese in einzelnen Stücken sogar übertreffen; es ist dies die von dem tüchtigen Geographen J. M. Ziegler gegründete, nun unter der Firma Wurster-Randegger weltbekannte kartographische Anstalt in Winterthur, die den Doppelzweck erfüllt, Künstler zu bilden und wissenschaftliche Publikationen zu unternehmen, und aus der u. A. die Meisterwerke: Ziegler's hypsometrische Schweizerkarte, die Karte des Engadins, des Glarnerlandes, des Kantons Genf, die Katasterkarte des Kantons Zürich 2c. hervorgegangen sind, welch' letztere, im Maßstabe von 1 : 1000 und mit äquidistanten Niveaukurven von 60 Centimeter ausgeführt, so genau und detaillirt ist, daß die darauf verzeichneten Marken der einzelnen Grundstücke Gültigkeit vor dem Gesetze haben und alle Grenzstreitigkeiten von vornherein ohne Prozesse erledigen. In Bern sind zwei neue kartographische Institute entstanden, beide von Männern gegründet, die unter Düfour gearbeitet haben: die Anstalt von Müllhaupt und Sohn und diejenige von Leuzinger. Die Direktoren beider Geschäfte haben die bei Düfour aufgefaßten Ideen zu eigenen Systemen ausgebildet, von denen dasjenige des erstern mit dem Namen „Schattenkurvenmanier" und dasjenige des letztern speziell als System Leuzinger bezeichnet werden kann. Beide leisten ganz Vorzügliches und werden die Zukunft der schweizerischen Kartographie in Ehren erhalten. In Neuchâtel hat Oberst de Mandrot ein kartographisches Institut gegründet, das ebenfalls tüchtige Leistungen aufzuweisen hat — kurz, das Samenkorn, das Düfour ausgestreut, hat in der Schweiz ein gutes

Erdreich gefunden, hat rasch gekeimt und Wurzeln geschlagen und ist bereits zum mächtigen, blüthen- und früchteschweren Baume herangewachsen! Dank sei dem General dafür vom ganzen Vaterlande, und all' seinen Nachfolgern und Mitarbeitern auf diesem Gebiete der Kunst und Wissenschaft dereinst nicht weniger!

Es ist hier nicht der Ort, in diese oben erwähnten neuen Erscheinungen tiefer einzugehen, so interessant ein weiterer Blick in die Entwicklungsgeschichte der schweizerischen Kartographie auch wäre; erwähnen müssen wir jedoch noch, daß aus diesen topographischen verschiedene fachwissenschaftliche Karten von hohem Werthe herausgewachsen sind, die von dem Fleiße Zeugniß ablegen, mit dem die Wissenschaften in der Schweiz gepflegt werden. Wir nennen außer der schon erwähnten hypsometrischen Karte Ziegler's insbesondere die geologischen Karten von Studer und Escher v. d. Linth, die meteorologischen und limnimetrischen Karten der meteorologischen Kommission, die archäologischen und historischen Karten von Ferd. Keller, Vögeli, Beust rc., die industriellen und commerziellen Karten von Levrat-Girard und Dr. Wartmann, die nun von Ingenieur Gosset und Oberstlieutenant Pictet in Angriff genommenen Karten der schweizerischen Seegründe, sodann die eidgenössischen amtlichen Verkehrskarten (Post, Telegraph und Eisenbahnen); auch darf hier schließlich der vortrefflichen Karten und Atlanten für Unterrichtszwecke von Dr. Wettstein, H. Keller, Ziegler, de Mandrot, Leuzinger rc. rühmend gedacht werden.

XI.

Düfour organisirt das schweiz. Wehrwesen.

Vom Auslande her wird den Schweizern selbst heutzutage noch oft genug die besondere Nationalität abgesprochen. „Ich sehe wohl Berner, Waadtländer, Zürcher, Graubündner, Basler, Deutsche, Welsche — doch keine Schweizer," so tönt die Rede über die Grenze herüber. Und nicht mit Unrecht; denn wir Schweizer aller Kantone betonen unsere Nationalität viel zu wenig und sind derselben nie und nirgends genügend eingedenk; wir sprechen viel zu oft von unsern „verschiedenen Raçen", von dem „hochwichtigen Unterschiede der drei Sprachen", von der „gefährdeten Kantonalsouveränetät"; ja wir zanken uns unaufhörlich um jeden Obolus, der auf den Altar des gemeinsamen und einzig wahren Vaterlandes gelegt werden soll. Das sehen fremde Augen besser als wir. Der Schaden aber fällt auf unsere Schultern. So ungefähr drückte sich jüngst ein gewiegter Politiker und erprobter schweizerischer Patriot in einem der ersten Schweizerblätter aus.

Wenn man also jetzt noch, nachdem die zweiundzwanzig Kantone, resp. die fünfundzwanzig Einzelnstaaten bereits sechs

volle Dezennien als Glieder einer einzigen Nation miteinander gelebt und Freud' und Leid miteinander getheilt haben, solche Vorwürfe ruhig hinnehmen muß, ohne eine stichhaltige Entgegnung vorbringen zu können, wie viel mehr war die kantonale Selbstherrlichkeit und der Mangel an nationaler Zusammengehörigkeit im ersten Viertel unseres Jahrhunderts noch bis in alle Einzelnheiten ausgeprägt! Existirte doch nicht einmal das erste Erforderniß zur Begründung und Aufrechterhaltung der nationalen Selbstständigkeit, eine eigentliche eidgenössische Armee, sondern jeder Kanton hatte sein „Wehrwesen" nach eigener Manier eingerichtet und zwar größtentheils nach so primitiven Formen, daß es diesen Namen kaum verdiente. Weder in Bewaffnung noch Equipirung, weder in Instruktion noch Reglementen war irgendwelche Uebereinstimmung zu sehen; es hätte also auch im Ernstfalle kaum eine erfolgreiche gemeinsame Aktion ausgeführt werden können. So tüchtig die in fremden Diensten stehenden Schweizerregimenter auch waren und so ruhmvoll sie zu allen Zeiten für ihre Herren gekämpft, — der „Löwe in Luzern" erinnert daran —, so erbärmlich war es also merkwürdigerweise um die Vertheidigung des eigenen Vaterlandes bestellt. Seit dem für die schweizerische Waffenehre schmählichen Jahre 1798 hatte man in dieser Hinsicht kaum nennenswerthe Fortschritte gemacht, wofür die berüchtigte Vertheidigung der Neutralität gegen die Alliirten den traurigen Beweis leistete. Nicht daß es an der Einsicht und dem guten Willen manches wackeren Eidgenossen von hervorragender Stellung gefehlt hätte, aber die goldenen Worte, die Schiller dem alten Attinghausen in den Mund gelegt:

„An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft" — — —

diese Worte waren von den einzelnen Kantonen vergessen oder nie in ihrem Vollwerthe erkannt worden, und auch der große

Haller hatte diesen in seiner berühmten Inschrift auf dem Beinhause des Murtner Schlachtfeldes umsonst von ihrer nur im Gefühle der Zusammengehörigkeit wurzelnden Macht gepredigt:

„Nicht uns'rer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte;
Kennt, Brüder, eure Macht: sie liegt in eurer Treu" — — —

Da die meisten Schweizerbürger kaum diejenigen Volksinteressen kannten, die innert ihren Kantonsgrenzen lagen und für dieselben keine Gefahr sahen, die eine besondere Waffenbereitschaft erfordert hätten; da ferner das Gesammtvaterland sozusagen unter fremder Vormundschaft stand, die ihm möglicherweise sogar die Sorge um das ganze Militärwesen abgenommen hätte, — gerade wie man in unsern Tagen weder im Norden noch im Westen lange nach einer starken Hand suchen müßte, die eine Schutzmachtstellung für uns einnehmen und uns der verpönten, drückenden Militärlasten entheben würde, wenn wir auf unsere staatliche Selbstständigkeit verzichten und bei einem ausbrechenden Kampfe unser Land zum Kriegsschauplatze hergeben wollten, wie dies am Schlusse des vorigen Jahrhunderts der Fall war — so ist diese angedeutete Zusammenhangslosigkeit in Sachen des nationalen Wehrwesens von damals leicht zu erklären, nicht aber zu entschuldigen.

Kein Schweizer hatte diese Mängel und deren Tragweite so klar durchschaut wie Düfour und keiner so ernstlich auf Mittel und Wege zu deren Abhülfe gedacht, wie er. Wir haben ihn schon mehrmals als Mann der Initiative kennen gelernt. Diese Stellung nahm er auch hier ein. Die schöne Devise „Einer für Alle, Alle für Einen" wollte er für die ganze Schweiz zur Wahrheit machen; das plastische Bild der Widerstandskraft der in ein Seil vereinigten Eisendrähte schwebte ihm dabei stets vor Augen. Es war seine feste Ueberzeugung, daß die Schweiz, ohne Lüsternheit nach militärischer Größe, streng neutral bleiben müsse

und daß sie, um ihre Neutralität, ihre Integrität und Unabhängigkeit geachtet zu sehen, der fortwährenden Waffenbereitschaft und Kriegstüchtigkeit durch ein harmonisches Zusammenwirken aller Glieder bedürfe. Seine reichen Erfahrungen von Paris, Metz, Korfu und Lyon kamen ihm zur Lösung der hohen Aufgabe, die er sich gesetzt hatte, vortrefflich zu Statten.

„Es ist gewiß merkwürdig," sagt E. Sayous sehr treffend, „wie schnell der ehemalige Stadtschüler des unabhängigen Genf, der ehemalige napoleonische Offizier, der nie an die Schweiz zu denken gehabt und von ihr fast nichts wußte, sich selbst, nach dem Beispiele seiner engern Heimath, dem neuen und Gesammtvaterlande anschloß. Er genoß den Ruhm, während sechszig Jahren und zwar nicht selten unter großen Schwierigkeiten, das lebendige Band zu sein, welches Genf mit der Eidgenossenschaft vereinigte. Seine Landsleute verstanden dies wohl, als er 1827 eidgenössischer Oberst wurde, eine Würde, die bis dahin noch kein Genfer erlangt hatte. Sie veranstalteten ein Bankett zu Ehren und zur Feier der militärischen Einheit, welche nun das schweizerische Vaterland mit seinem zweiundzwanzigsten Kanton eng verbinden sollte."

Wir haben schon erwähnt, daß Düfour im Jahre 1817 Kommandant des genferischen Geniekorps wurde und bald darauf den ersten Offiziersverein gründete, um für sein Ideal einer tüchtigen eidgenössischen Armee den Boden vorzubereiten. „Ich habe 1819," sagt er kurz und bündig in seinen Notizen, „die Schule in Thun gegründet und bin dort Oberinstruktor des Genies und des Generalstabs bis 1830 gewesen, der Epoche, in welcher mir die Befriedigung ward, daselbst den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte aufgenommen und unter meine Leitung gestellt zu sehen. Ich habe 1827 die erste Vereinigung aller Waffen in Thun zum Zwecke ihrer Ausbildung im Felddienste geleitet. Dies ist der Ursprung der großen Truppenzusammenzüge, die später auf verschiedenen

Punkten des eidgenössischen Gebietes stattfanden. Ich habe kräftig für die Annahme der eidgenössischen Fahne für die Gesammt-Armee gewirkt und sie erst nach zehnjähriger Anstrengung errungen.“

Also zehn volle Jahre dauerte es, bis Düfour der Idee der militärischen Einheit aller Kantone Durchbruch verschafft hatte, jener Idee, auf deren Realisirung die Selbstständigkeit der Schweiz und die hohe Achtung derselben bei allen Nachbarstaaten beruht. — So wenig populär war der Sinn für die Zusammengehörigkeit der zweiundzwanzig Glieder damals noch. —

In einer Menge von Briefen und Entwürfen, welche Düfour zum Zwecke der Organisation des eidgenössischen Wehrwesens an die nationalen Behörden richtete, spiegelt sich die Tiefe seiner politischen Ideen, welche in seinem Geiste mit den militärischen Fortschritten und Fachfragen eng verknüpft waren. In einem derselben sagt er unter Anderm:

„Wenn zugegeben wird, daß eine reguläre Armee ihrer Hauptstärke entbehrt, sobald es ihr an einem guten Generalstab fehlt, um wieviel mehr muß eine Milizarmee wie die unsrige einen solchen nöthig haben! Unsere in den verschiedenen Kantonen der Republik stets für sich ausgebildeten Bataillone und Schwadronen können nicht die Sicherheit im Dienst und den Zusammenhalt besitzen, die man nur auf die Länge durch fortwährende Praxis erreicht. Die schweizerische Armee wird beim Beginne eines Feldzuges immer von geringem Werthe sein. Die größte Schwierigkeit besteht darin, die verschiedenen administrativen und militärischen Zweige gut zu organisiren und dazu braucht es Zeit und Ruhe. Es ist aber vorauszusehen, daß man uns weder Zeit noch Ruhe gönnen wird. Der uns angreifende Feind, der unsere Schwäche kennt, wird seine Vorbereitungen heimlich betreiben und wie

der Blitz über uns herfallen, ohne uns nur zur Sammlung gelangen zu lassen. — — — —

„Weh' uns, wenn es uns in einer solchen Lage an guten Offizieren fehlt, um die zerstreuten Elemente unserer Kriegsmacht zu sammeln und die Begeisterung der nationalen Schaaren einsichtig zu leiten. Unserem Widerstand würde es dann an Einheit fehlen, und wie groß auch der Muth unserer Soldaten wäre, sie würden von gewandteren Truppen geschlagen werden, das Mißtrauen würde sich ihrer bemächtigen, — vielleicht auch, daß sie angesichts der Unsicherheit ihrer Führer sich für verrathen halten würden.“ —

Um solche Gefahren, welche nothwendig zum Untergange des Gesammtvaterlandes führen müßten, zur Unmöglichkeit zu machen, gründete Düfour, wie bereits gemeldet, die eidgenössische Militärschule in Thun, welcher die hervorragendsten Männer der schweizerischen Armee ihre militärische Ausbildung verdankten. Genaue und ausführliche Reglemente, den Verhältnissen angepaßt, brachten hier nach und nach ein einheitliches Streben in die Offiziere der sämmtlichen Kantone und durch diese in alle Zweige des Wehrwesens derselben. Die berüchtigten „Trüllmeister“ mit dem alten Schlendrian verschwanden nach und nach aus den Rekrutenschulen; sie machten guten Instruktoren Platz, und schon die ersten großen Truppenzusammenzüge förderten solch' erfreuliche Resultate zu Tage, daß selbst die Mehrzahl der Mannschaft den Werth dieser Uebungen nach einheitlichen Vorschriften und das harmonische Ineinandergreifen der verschiedenen Waffen-Gattungen nicht genug loben konnte. Eingedenk der vortrefflichen Lehren, die ihm sein intimer Freund Oberst Baudrand auf Korfu gegeben hatte, verlangte der Schöpfer dieser Neuerungen von den höhern Offizieren allgemeine militärische Studien, um sie vor der Verkümmerung in ihrer Spezialwaffe zu schützen; endlich veranstaltete er häufige Versammlungen von Offizieren

der verschiedenen Kantone; „denn“, sagte er, „der eidgenössische Sinn muß sich durch solche Versammlungen über weitere Kreise verbreiten; es müssen sich hier Freundschaften bilden oder doch engere Beziehungen, welche in gegebenen Fällen sehr nützlich sein können; — mit einem Wort: das Vaterland kann dabei nur Ehre und Vortheil gewinnen.“ In diesem Satze steckt ein goldener Kern, der seinen Werth seither bei hundert Gelegenheiten im vollsten Glanze gezeigt hat. Der freie Ideenaustausch im trauten Kreise der Männer, in deren Hand die Zukunft der Nation lag, rief alsbald manch' fruchtbaren Gedanken in's Dasein, unterdrückte mißtrauische und vorurtheilsvolle Stimmungen und erweckte gegenseitiges Zutrauen und edle Begeisterung für die Bessergestaltung der vaterländischen Dinge.

Ohne die Entwicklung der andern Waffengattungen aus dem Auge zu lassen, schenkte Düfour doch dem Geniewesen seine größte Aufmerksamkeit. Dafür hatte er allen Grund; denn erstens war dies stets der Gegenstand seines speziellen Studiums gewesen und in zweiter Linie war man in diesem Stücke trotz dessen ungeheurer Wichtigkeit für einen Vertheidigungskrieg gegen das Ausland weitaus am schwächsten bestellt. Die Reparatur und weitere Ausdehnung der Vertheidigungswerke an der St. Luziensteig, bei St. Maurice, bei Bellinzona und bei Aarberg war daher eine seiner ersten Sorgen; jedoch erst nach wiederholten überzeugenden Gutachten bewilligte die Eidgenossenschaft den nöthigen Kredit hiefür.

Der erste Punkt, die St. Luziensteig, ist bekanntlich ein zwischen den Felsen des Falknis und dem nun von Blockhäusern gekrönten und von dem aussichtsreichen Regierspitz dominirten Fläscherberg, dessen Wände steil in den wilden Rhein abfallen, liegender Engpaß, der schon seit uralten Zeiten häufig der Schauplatz blutiger Kämpfe war und in

einem allfälligen Kriege gegen Oesterreich und die deutschen Länder für diese einer der wichtigsten Wege nach dem Herzen der Schweiz wäre. Die Fortifikationen, zu denen Düfour auf Grund genauer Terrainstudien die Pläne entworfen, wurden 1830 von Oberst Lanicca auf den Ruinen älterer Werke begonnen und soweit ausgeführt, als es zu einer wirksamen Vertheidigung dieses günstigen Punktes unumgänglich nothwendig war; zweiundzwanzig Jahre später fand deren Erweiterung statt, so daß sie jetzt aus zwei durch eine sehr starke Courtine verbundenen halben Bastionen, vielen Blockhäusern und Schutzmauern und einer großen Kaserne bestehen und auch heute noch trotz der vervollkommneten Waffen vortreffliche Dienste leisten würden. Wer jene Gegend besucht, wird überrascht sein, mit welch' einfachen Mitteln Düfour diesen wichtigen Engpaß fast uneinnehmbar zu machen wußte. — Der zweite Punkt, St. Moritz, wird nicht mit Unrecht der Termophylenpaß des Wallis genannt; denn die Felswände des Thales treten hier so enge zusammen, daß nur die Rhone Durchpaß findet und das ganze Walliserthal ehemals mit einem einzigen Thore abgeschlossen werden konnte. Die bedeutenden fortifikatorischen Anlagen zu beiden Seiten, welche ebenfalls zum größten Theile Düfour ihre Existenz verdanken und eine Verletzung des Schweizergebietes vom Rhonethal aus zur Unmöglichkeit machen, wurden auch von 1830 an ausgebaut und erhielten gerade in jener gährenden Zeit eine Bedeutung, welche wahrscheinlich einen Völkerkrieg verhinderte und zur Erhaltung des allgemeinen Friedens so gewaltig in die Waagschale fiel, daß die Regierung Louis Philipp's der Schweiz dafür ihre hohe Dankbarkeit bezeugte und den Obersten Düfour, der unterdessen Chef des schweizerischen Generalstabes geworden war, zum Offizier der Ehrenlegion ernannte, eine Auszeichnung, auf welche dieser einen großen Werth legte; schrieb er doch sofort an den berühmten Marschall

Soult: „Nichts konnte mir angenehmer sein als diese Auszeichnung, denn sie beweist mir, daß ich immer noch Freunde in einem Lande besitze, wo ich meine militärische Erziehung genossen habe, für das ich stets eine innige Zuneigung bewahren und dem mit allen Mitteln, die mit meinen Pflichten in Uebereinstimmung sind, zu dienen ich mich glücklich schätzen werde. Zählen Sie besonders darauf, daß alle meine Bemühungen und mein ganzer Einfluß darauf gerichtet sein werden, eine Neutralität vertheidigen zu lassen, die eben so sehr in den Interessen Frankreichs wie in denen der Schweiz liegt. Der Erfüllung dieser Aufgabe habe ich in mein Leben gewidmet."

Der dritte Punkt, Bellinzona, mit seinen drei umfangreichen Burgen (Uri, Schwyz und Unterwalden genannt), die gleich eigentlichen Vorlegeschlössern das Thal des Tessin und die Straße aus Italien herauf verriegeln, erforderte in Folge seiner zur Vertheidigung geeigneten Lage ebenfalls die volle Aufmerksamkeit Düfours uud der Eidgenossenschaft. Der Generalstabschef fand es zweckmäßig, ganz neue Pläne für diese Fortifikationen zu entwerfen, nach welchen dann unter Aufwendung ganz bedeutender Summen zwei von den ältern Werken unabhängige Linien gebaut wurden, deren erste die Stadt in geringer Entfernung auf der Südseite von einem Bergfuß bis zum andern schließt, während sich die zweite, ausgedehntere Courtine eine halbe Stunde thalabwärts entwickelt.

Auch der vierte Punkt, Aarberg, nicht nur als Vormauer der Bundesstadt Bern, sondern als der jene große Ebene beherrschende Ort bekannt, in deren Plan bei allfälligem muthwilligem Bruche der Neutralität von Seite der westlichen oder nördlichen Großmacht nach aller Strategen Urtheil der Hauptzusammenstoß der feindlichen Heere stattfinden würde, fand bei den Befestigungsarbeiten die Berücksichtigung, welche die

pekuniären Verhältnisse der Schweiz damals erlaubten. Gerade dieser Punkt ist zur wirksamen Vertheidigung unserer Neutralität von unberechenbarer Wichtigkeit; denn es wird sich bei richtigem Ausbau der Werke wohl selbst der verwegenste fremde Heerführer deutscher oder welscher Raçe zweimal besinnen, bevor er den Durchmarsch durch die schweizerische Hochebene zu erzwingen gedenkt.

Hand in Hand mit dem Bau dieser Fortifikationen ging die Verstärkung und Besserbewaffnung der Artillerie, welche früher eine der schwächsten Seiten des schweizerischen Wehrwesens gewesen war, sich dann aber rasch auf die Höhe der Zeit emporarbeitete. Um stets auf dem Neuesten auf dem ganzen Gebiete der Militärwissenschaften zu sein, studirte Düfour alle Werke, welche über diesen Zweig erschienen, nach dem Grundsatze: „Prüfet Alles und behaltet das Beste!“ welch' letzteres er sofort, soweit es die Verhältnisse gestatteten, zum Wohle des Vaterlandes verwerthete. Auch scheute er große Reisen nicht, um wichtige Neuerungen mit eigenen Augen zu sehen und zu beurtheilen. So veranlaßte ihn der Wunsch, sich über die im Laufe der letzten fünfzehn Jahre in verschiedenen Theilen Frankreichs ausgeführten Arbeiten zu unterrichten, zu einer mehrmonatlichen Reise, auf welcher er vielen ehemaligen Kameraden, unter anderen dem vortrefflichen General Baudrand begegnete. In der größten Winterkälte des Jahres 1830 fuhr er mit der Eilpost von Nantes nach Paris, wobei aber fast seine Gesundheit gefährdet worden wäre. Der erste Theil der Reise geschah nämlich während der Nacht. Die jetzt noch sprüchwörtliche Kälte jenes Winters stand auf ihrem Höhepunkte; eine Scheibe des Coupé's war dazu noch von einem ungeschickten Postillon zerbrochen worden und zu allem Unglück hatte er gar seinen Mantel vergessen — — so mußte er die ganze Nacht unbeweglich und ohne Schutzmittel im engen Kasten sitzen, während draußen selbst

Vögel erfroren. Seine Konstitution war jedoch so kräftig, daß er sogar ohne Schnupfen davon kam; jedoch dachte er zeitlebens an jene Nacht und meinte, daß er den Ausdruck: „bis in's Herz hinein frieren“ diesmal wohl verstanden habe. Auf dieser Reise sammelte er reiche Erfahrungen auf dem Gebiete des Befestigungswesens dieses mächtigen Nachbarlandes. Und was ihm außer seinen speziellen Beobachtungen als Ingenieur im Hinblick auf die immer noch zu wenig erstarkten schweizerischen Militärverhältnisse am meisten zu denken gab, das war die Wahrnehmung, daß alle Welt auf den nahen Sturz der Dynastie gefaßt war. Nicht daß Düfour den Fall der Bourbonen bedauert hätte, um so weniger als er eben damals sein freundschaftliches Verhältniß zur Familie Bonaparte durch die Uebernahme der militärischen Erziehung des Prinzen Louis neu befestigte; aber wie noch viele andere Politiker glaubte er, daß durch diese Ereignisse in Frankreich für Europa ein allgemeiner Brand bevorstehe, welcher möglicherweise die Schweiz in Mitleidenschaft ziehen könnte. Deshalb brach er seine Reise ab und kehrte schleunigst heim, um das Seinige dazu beizutragen, daß sich sein Vaterland ehrenvoll der drohenden Gefahr entziehe. „Die Umwälzung in Frankreich ist nicht zu vermeiden; die Sache hängt nur noch an einem Faden,“ sagte er bei seiner Ankunft in Genf, „halten wir gute Wacht!“ Und als dann etliche Monate später in Folge der Ordonnanzen Karls X. der Faden zerrissen war, sprach Düfour im Angesichte der zu erwartenden Ereignisse öffentlich den Gedanken der Einberufung einer außerordentlichen Tagsatzung aus, der in allen fortschrittlich gesinnten Kantonen einen lauten Widerhall hervorrief, um so mehr, als die Revolution auch in Belgien ausbrach und überhaupt einerseits der Drang der Völker nach Freiheit allüberall mächtige Wellen zu werfen begann, anderseits aber die sich wieder fester knüpfende heil. Allianz der absolutistischen

Mächte gewaltige Rüstungen vornahm und die gegenseitige Haltung sich immer drohender gestaltete. Da man dann gar noch die Beobachtung machte, daß einige aristokratische Kantonsregierungen mit den freiheitsfeindlichen Fürstenhäusern liebäugelten und daher im liberalen Lager die Befürchtung entstand, es möchte bei einem Kriege der Allianz gegen Frankreich wieder das schmähliche Spiel von 1813 getrieben und die Grenze bloßgestellt bleiben, so wurde der von Düfour ausgegangene Ruf immer stärker und allgemeiner. Die Ansammlung gewaltiger österreichischer Heeresmassen in Italien, in der Nähe der Schweizergrenze und die begründete Befürchtung, diese möchten durch das Wallis einen Vorstoß nach Frankreich machen, sodann die Kriegsbereitschaft der ganzen sardinischen Macht und andere Anzeichen des drohenden Weltenbrandes erregten die Gemüther noch mehr. Da trat endlich Zürich mit einer offenen und nachdrücklichen Sprache heraus, stellte sich an die Spitze der freisinnigen Schweiz und verlangte in deren Namen die sofortige Ergreifung aller nöthigen Maßregeln zur Sicherung der schweizerischen Grenzen und die Kriegsbereitschaft aller Eidgenossen, um die Selbstständigkeit gegen jeden Angriff von Außen zu behaupten. Die aristokratischen Kantonsregierungen sahen sich nun zur Einstellung ihrer vaterlandslosen Politik und zum Nachgeben gezwungen, und die außerordentliche Tagsatzung wurde einberufen. Genf ordnete Düfour als Deputirten ab und erntete dafür den stillen Dank der schweizerischen Volksfreunde. Da flossen nun Reden voll patriotischen Feuers; der halsstarrige konservative Schlendrian kam gar nicht zu Worte; zum ersten Male seit langen Jahren durchwehte ein durchaus freier, Herz und Gemüth erhebender Geist den Saal der Landesvertreter in Bern und darauf in Luzern, nach welch' letzterem Orte die Tagsatzung der Reihenfolge gemäß mit dem neuen Jahre 1831 verlegt werden mußte; das aus langem

Schlummer erwachte Gefühl der Einheit und Brüderlichkeit durchzuckte wieder die Herzen: sie fühlten sich alle eines Stammes, „es gab das Herz, das Blut sich zu erkennen“, und feierlich erklärte die Versammlung, daß die Ehre, Sicherheit und Selbstständigkeit der Schweiz die unwandelbare Aufrechthaltung der Neutralität verlangen und daß die Unverletzlichkeit des eidgenössischen Gebiets bei dem Ausbruch eines Krieges mit allem Nachdruck, nöthigenfalls durch die größten Opfer und Anstrengungen behauptet werden solle. Diese einmüthige Neutralitätserklärung wurde sofort sämmtlichen europäischen Mächten offiziell mitgetheilt, damit sich in der jetzigen Haltung der Schweiz Niemand täusche. Um dem Beschlusse und diesen Aeußerungen Nachdruck zu geben, ward alsbald der große Generalstab sammt sämmtlichen Divisionsstäben und einem Theile der Brigadestäbe in Dienst gerufen und Luzern als Hauptquartier gewählt; gleichzeitig erging an sämmtliche Kantone die Ordre, Auszug und Reserve auf den ersten Ruf in Marschbereitschaft zu halten und für die nöthigen Geldmittel zu sorgen. Als Oberbefehlshaber wählte die Tagsatzung den Obersten Guiguer, einen im Kriegswesen ergrauten Waadtländer, und gab ihm den tüchtigen Düfour als Generalstabschef und Seele des Ganzen bei. Der patriotische Eifer war so groß, daß sich sofort mehrere Freikorps bildeten und Geldsammlungen begonnen wurden, für welche z. B. ein einziger Schweizer, Eynard, gleich von vornherein die Summe von fünfzigtausend Franken für den Fall eines Krieges, zu Gunsten der Wittwen und Waisen auf den Altar des Vaterlandes legte. Diese entschlossene Haltung der Schweiz machte die sämmtlichen europäischen Höfe stutzig; waren diese sich doch von Seite des bisher unselbstständigen Ländchen-Konglomerats, das die Allianz vollständig bevormundet hatte, einer solchen Sprache nicht gewohnt.

Oesterreich, das über alle schweizerischen politischen Verhältnisse stets auf's Genaueste unterrichtet war und die von Kanton zu Kanton fortschreitenden Freiheitsbestrebungen und Verfassungsänderungen zum Vortheile der liberalen Mehrheit schon geraume Zeit mit scheelen Augen beobachtet hatte, betrachtete diese feierliche Neutralitätserklärung geradezu als einen Eingriff in die Rechte der „heiligen Allianz“ und zeigte sich insbesonders über die kriegerischen Rüstungen nicht nur höchlichst verwundert, sondern geradezu erbittert. Eine in sehr anmaßendem Tone gehaltene Zurechtweisung war daher die Antwort des Wiener Kabinets, welche von der Tagsatzung in dem Sinne erwiedert wurde, daß ihre „kriegerischen Rüstungen“ nur die Folge der augenfälligen Kriegsbereitschaft und drohenden Haltung der Nachbarmächte seien und daß es, wie ihm schon mitgetheilt worden, im entschiedenen Willen der Eidgenossenschaft liege, ihre Neutralität und die Unverletzlichkeit ihrer Grenzen unter allen Umständen zu behaupten. Aehnlich wie Oesterreichs Antwort lauteten natürlicherweise auch diejenigen Preußens und Rußlands, weshalb auch an deren Kabinete solche unzweideutige Rechtfertigungsnoten abgingen. Zugleich wurden die begonnenen Fortifikationsarbeiten bei Luziensteig, St. Moritz, Bellinzona und Aarberg beschleunigt und auch auf der Höhe des Simplon einige Vorkehrungen zur allfälligen Verriegelung dieser Alpenstraße getroffen. England allein schien die schweizerische Politik zu schätzen; denn Lord Palmerston ermunterte die Eidgenossenschaft durch seine ministerielle Antwort in ihrem energischen Streben nach Unabhängigkeit, während Frankreich's Note, wohl in Rücksicht auf die militärische Schwäche und politische Energielosigkeit, welche die Schweiz seit bald 50 Jahren zur Schau getragen, der Tagsatzung mitleidig zu verstehen gab, die Beschlüsse von Bern und Luzern wären aller Ehren werth, aber man werde doch keinem Franzosen einen so starken Glauben zumuthen, daß er auf die Fähigkeit

der Schweiz, die Neuträlität ernstlich zu behaupten, viel gäbe; sollte aber irgend eine fremde Macht die Schweiz angreifen wollen, so biete Frankreich seine freundnachbarliche Hülfe an und es „werde die geringste Verletzung des Schweizergebiets durch österreichische Truppen als Kriegserklärung ansehen", fügte sie noch hinzu. Da Graf Sebastiani, der kurz vorher in der Deputirtenkammer erklärt hatte, daß Frankreich gleich beim Ausbruch eines Krieges gegen Oesterreich die ganze Schweiz besetzen müßte, als Minister des Aeußern Verfasser der Note an die Tagsatzung war, so erkannte man die Gefahr, in welcher die Schweiz bei einem Kriegsausbruche schwebte, in ihrer ganzen Größe und Tragweite. Die Nichtbehauptung der Neutralität und die Nichtsicherung der Unverletzlichkeit der Grenze wäre also gleichbedeutend gewesen mit der Preisgebung unseres heimischen Herdes für die Schrecken eines jahrelangen Krieges voll Brand und Blut. Daher erklärte der Bundespräsident Amrhyn dem französischen Geschäftsträger [1]) es liege in der Natur der Dinge, sowie in den Gesinnungen des Schweizervolkes, jeden Angriff auf sein neutrales Gebiet, woher er auch kommen möge, abzuwehren und jeden Angreifer als Feind zu behandeln. Das Anerbieten einer Unterstützung von Seite Frankreichs betrachte man zwar als einen erfreulichen Beweis der Fortdauer seit Jahrhunderten bestandener freundnachbarlicher Verhältnisse, allein eine jede wirklich geleistete Hülfe müsse eine Verletzung der Neutralität nach sich führen. — — —

Mittlerweile bildete Düfour den Generalstab, sowie die Divisions- und Brigadestäbe zur vollen Kriegstüchtigkeit aus, und auf die erste Nachricht von ausgebrochenen Unruhen in Savoyen hin warf der Oberbefehlshaber drei Bataillone an die Grenze. Diese konnten zwar bald wieder entlassen werden;

---

[1]) Vergl. Federsen, Geschichte der schweiz. Regeneration. S. 63.

denn die Revolution in Polen durchkreuzte die Pläne der heiligen Allianz; diese wagte momentan nichts gegen Frankreich zu unternehmen, und da in diesem Lande selbst bald wieder eine andere politische Strömung sich zeigte, so war die Gefahr für die Schweiz vorüber. Aber wer weiß, welche Ereignisse Klio ohne das muthvolle entschlossene Vorgehen der Schweiz, zu dem Düfour den Anstoß und den innern und äußern Halt gegeben, für den Anfang der Dreißigerjahre in ihren Weltgeschichtstafeln zu verzeichnen gehabt hätte! Für die militärische Einheit und den Patriotismus der Schweiz war diese Zeit aber von unberechenbarem Vortheil. Und trotz dem Grollen der legitimen Mächte hatte sie doch durch ihre Haltung vor ganz Europa gewaltig an Achtung und Ansehen gewonnen, was die Regierung Louis Philipps durch die schon oben erwähnte Dekoration Düfours deutlich genug zu verstehen gab. Die seit einem Jahrhundert in Brüchen liegende Ehre der Schweiz war wieder hergestellt; das Selbstvertrauen war zurückgekehrt und die Selbstständigkeit wieder errungen: das war die Frucht der Bestrebungen Düfours und seiner Gesinnungsgenossen. —

Von Düfour's vortrefflichen taktischen Lehrbüchern für die schweizerischen Offiziere haben wir bereits in einem frühern Kapitel gesprochen, ebenso von dem großen Erfolge derselben, erwähnen aber wollen wir hier noch, daß sie auch mehrere der aus der Thuner Schule hervorgehenden Offiziere zu ähnlichen fachwissenschaftlichen Publikationen veranlaßten, so insbesondere seinen Lieblingsschüler, den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte, der, begeistert durch Düfour's Vorträge über das Artilleriewesen, sofort ein »Manuel d'artillerie à l'usage des officiers de la République Helvétique« herausgab, nachdem er zum Artilleriehauptmann im Berner Kontingent avancirt war. Die Fama sagte zwar, sein Lehrer sei ihm bei Abfassung dieser Schrift fast etwas mehr als nur „behülflich

gewesen"; doch scheint es, daß der Prinz die schweizerischen Verhältnisse und insbesondere das von Düfour schon bedeutend organisirte Militärwesen mit selbsteigenem großen Interesse studirte, erklärt er doch in seinem Dankschreiben auf seine Ernennung zum Artilleriehauptmann: „Ich bin stolz, zu den Vertheidigern eines Staates zu gehören, in welchem die Souveränetät des Volkes als Grundlage der Verfassung anerkannt wird und wo jeder Bürger bereit ist, sich für die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes aufzuopfern," ja in seinen 1833 erschienenen „politischen und militärischen Betrachtungen über die Schweiz" unterwirft er unsere damalige Militärverfassung einer eingehenden, gesunden Kritik und schließt sogar mit dem in einen schönen poetischen Gedanken auslaufenden Satze: „Werden die Schweizer angegriffen, so werden sie mit einer besser organisirten Armee die Erde Wilhelm Tells vertheidigen. Durch die Naturfeste ihrer Berge sind sie im Stande, langen Widerstand zu leisten. Vaterlands- und Freiheitsliebe haben schon oft unüberwindlich gemacht, oder wenn man unterliegt, dann werden die Cypressen so schön als Lorbeeren!"

Die Kenntnisse und Thatkraft Düfour's wurden nicht nur von seinen Genfer Mitbürgern, sondern bereits schon in allen Theilen der Eidgenossenschaft und insbesondere von Bern hochgeschätzt, welche Stadt bedeutende Anstrengungen machte, ihn für ihren Kanton zu gewinnen. Sie wollte ihn deshalb im Jahre 1834 mit wichtigen Aemtern beehren; sein liebes Genf war ihm aber zu sehr an's Herz gewachsen, als daß er es verlassen hätte.

In seiner Miltärschule in Thun brachte er jedes Jahr drei Monate in unausgesetzter Thätigkeit zu und dort vorzüglich mögen die Berner die hohe Achtung für ihn gewonnen haben, die sie ihm in der Folge fortwährend bezeugten.

Im Dienste war er stets streng, oft nur fast zu hitzig, doch hatte man häufig Gelegenheit, zu bemerken, wie er seinem

etwas heftigen Charakter mit Gewalt Zügel anlegte; denn er besaß die tiefe Selbsterkenntniß, daß ein heftiges Wesen seine Hauptschwäche sei. Aber gerade diese Strenge und Energie befähigten ihn zur Durchführung der schwierigen Militärorganisation, wie keinen Zweiten; ein anderer Charakter wäre kaum durchgedrungen. Es beschwerte sich auch kein Offizier seiner Schule über seine eiserne Disziplin, einestheils weil er selbst für seine Person hierin mit musterhaftem Beispiele voranging und anderseits, weil jeder fühlte, daß eine tiefe Bildung und ein durchaus reiner, edler Charakter die Grundlage dieses Wesens bildeten. Der unbedingte militärische Gehorsam war damals noch vielen Offizieren, geschweige denn den Soldaten eine unbekannte Basis für die Kriegstüchtigkeit. Düfour aber war hierin unerbittlich; ein von ihm gegebener Befehl mußte unbedingt ausgeführt werden. Er ertheilte aber auch keine Ordre ohne bestimmten Zweck, offenes Auge und reifliche Ueberlegung. Unsere ältesten Offiziere wissen noch manche Anekdote zu erzählen, wie er ihren Gehorsam hin und wieder auf eine harte Probe gestellt. So hatte er einst bei Behandlung der Minen mit seiner Schule eine Flattermine gelegt, um, nachdem sie entzündet war, aus einger Entfernung deren Wirkung zu beobachten. Hier sah er aber, daß der Zünder verlöscht war; er gab daher dem nächststehenden Offizier den Befehl, denselben auf's Neue in Brand zu setzen. „Aber Herr Oberst, die Mine rauchte soeben noch!" erwiderte dieser etwas zaghaft. „Der Befehl ist gegeben; Sie haben zu gehorchen!" sagte Düfour mit kaltem Ernste. Beschämt und festen Schrittes ging der Offizier nun an die lebensgefährliche Stelle und führte die Ordre mannhaft aus, denkt aber zeitlebens an diese kitzlige Probe seine militärischen Gehorsams. — —

Außer der Dienstzeit war der strenge Schulkommandant der liebenswürdigste Kamerad und seine Unterhaltung bot stets einen reichen Genuß für Geist und Gemüth.

Daß Düfour gegen die lückenhafte Vorbildung der Offiziere mancher Kantone, gegen Mangel an Disziplin und Energie und dergleichen Uebelstände Jahrzehnte lang einen harten Kampf zu führen hatte, wird jeder Leser begreifen, der die Anschauungen und Verhältnisse jener „guten alten Zeit" kennt; wir können hier all' diese Dinge übergehen, umsomehr, als unser General in dem später mitzutheilenden Schlußberichte über den Sonderbundsfeldzug auf dieselben, sowie auf die Bewaffnung und Ausrüstung der Truppen speziell zu sprechen kommt. Immerhin wogen die verhältnißmäßig großartigen Erfolge, die seine Schule auf die Verbesserung des Wehrwesens der geistig regsameren Kantone und die Organisation der eidg. Armee ausübte, alle diese Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten für die innere Befriedigung Düfours vielfach auf, wie die Folge thatsächlich zeigte; dürfen wir uns doch nochmals in Erinnerung rufen, daß er die sehr schwierige Aufgabe löste, von 1820 bis gegen das Ende der Dreißigerjahre, also in nicht einmal zwei Dezennien, aus den schwachen, in Disziplin, Bewaffnung, Uniform und Leitung größtentheils landsturmähnlichen zweiundzwanzig einzelnen Kantonalmilizkorps von zusammen nicht einmal 33,000 Mann, welche im Ernstfalle aus den separaten Fähnlein von 236 Urnern, 250 Zugern, 382 Unterwaldnern, 466 Schffhausern, 482 Glarnern, 600 Genfern, 602 Schwyzern, 818 Baslern, 904 Solothurnern, 972 Appenzellern ꝛc. zu gemeinsamer Aktion zusammengetrommelt wurden, eine nach dem damaligen Stande der Kriegskunst bis in alle Zweige hinaus wohlorganisirte, kriegstüchtige, achtunggebietende, gleichmäßig uniformirte [1]) und

[1]) Erst 1836 war endlich die gleiche Uniform bei den Truppen aller Kantone eingeführt und die eidgenössische Fahne angenommen. Die Neuenburger mußten zwar in jenem Jahre noch gezwungen werden, Truppen in die eidg. Militärschule in Thun zu schicken und dabei die preußische Kokarde durch eine andere zu ersetzen.

gutbewaffnete, unter einer und derselben Fahne stehende eidgenössische Armee von über 100,000 Mann herauszubilden. Ueberall

„In Basel und in Appenzell
Und dort, wo schlummert Wilhelm Tell,
Und in Graubündens tiefem Schnee,
Am Rhonestrom, am Walensee,
Und von der Jungfrau Riesendom,
Am Aarfluß und am Limmatstrom:
Weht nun die Fahne weiß und roth;
Der Schweizer schützt sie bis in Tod!

Das weiße Kreuz im rothen Feld —
Mein Vaterland, der Himmelsheld,
Der Freiheit Heiland ruft dir zu:
„In diesem Zeichen siegest Du!"
D'rum wahr' es treu, geliebte Schweiz,
Im rothen Feld das weiße Kreuz:
Der Freiheit Licht und Morgenroth;
Dies Zeichen schütze bis in Tod!"

XII.

Düfour sucht den Savoyerzug zu unterdrücken.

„Die Neutralität der Schweiz vertheidigen zu lassen, — dieser Aufgabe werde ich mein Leben widmen," schrieb Düfour bekanntlich im Jahre 1832 an den französischen Marschall Soult. Es verging nur ein Jahr, so hatte er Gelegenheit, diese friedliche Mission unter den schwierigsten Verhältnissen fortzusetzen.

Nach der ruhmvollen Niederlage der polnischen Revolution, die etwas mehr als ein Jahr vorher die Augen der zornsprühenden heiligen Allianz (— welche der Schweiz ihrer Neutralitätserklärung und Kriegsbereitschaft wegen die im vorigen Kapitel erwähnten unfreundlichen Briefe geschrieben hatte —) von den freiheitlichen Bestrebungen der Franzosen ablenkte und dadurch einen Völkerkrieg verhinderte, fanden die nach allen Winden zerstreuten Flüchtlinge des tapferen, aber unpraktischen Polenvolkes namentlich in Frankreich Aufnahme, verhielten sich da aber nicht ruhig. In revolutionären Absichten traten alsdann gegen 500 derselben in die Schweiz über und suchten hier um das Asylrecht nach. Die Tagsatzung erklärte, die Gewährung desselben sei nicht eine eidgenössische Angelegenheit, sondern Sache der Kantone. Unheil witternd, sperrten diese den Flüchtlingen ringsum den

Eintritt in ihr Gebiet, und Frankreich, froh, ihrer los zu sein, ließ sie nicht mehr zurückkehren; sie fielen also dem Orte zur Last, wo sie sich eben befanden, nämlich Bern. Bei einem großen Theile des Schweizervolkes fanden die Unglücklichen aber von vornherein volle Sympathie und reiche Hülfe; hatten sie doch im Kampfe um die gerechte Sache ihrer nationalen Selbstständigkeit Heimat, Hab' und Gut verloren! In Frankreich, Italien und der Schweiz als Freiheitskämpfer gefeiert und von den geheimen revolutionären Gesellschaften in allen Ländern des unterdrückten Europas als Freiheitsbringer gepriesen, glaubten sie dazu berufen zu sein, die Völker aus der Knechtschaft zu erlösen. Sie verbanden sich nach und nach mit andern politischen Flüchtlingen und tollkühnen Studenten und zogen, wohlausgerüstet, als 800 Mann starkes „Heer", gerufen von dem rastlosen Revolutionär Mazzini, nach den Ufern des Genfersee's, um von Waadt und Genf aus in Savoyen einzufallen und dieses Land von der finstern Tyrannei Karl Alberts zu befreien. Um ihrer endlich ledig zu werden, ließ sie die Berner Regierung von dannen ziehen und hatte in Folge dessen auch ihre bei offenen Banketten zur Schau getragenen Pläne nicht hintertrieben und dem Vororte der Eidgenossenschaft erst dann Anzeige gemacht, nachdem sie abgereist waren. Das Waadtländer- und Genfervolk, wenigstens ein großer Theil desselben, empfing sie mit Enthusiasmus, obschon ihnen die Behörden dieser Kantone mit allen Mitteln entgegentraten, um sie zur Umkehr zu bewegen. Die Kraft der aufgebotenen Polizei war durch die Eingriffe des Volkes lahm gelegt; ja es schlossen sich sogar Schweizer diesem Zuge an. Die Gefahr für die schweizerische Neutralität, welche aus einem solchen feindlichen Einfalle vom Schweizerboden aus in einen Nachbarstaat erwachsen mußte, der arge Mißbrauch des Asylrechts und die ganze kopflose Idee dieser abenteuerlichen Heerfahrt übersehend, eilte Oberst Düfour auf

dringendes Ansuchen der Genfer Regierung den Irregeleiteten nach Hermance, wo sie landeten, entgegen und suchte sie durch Aufbietung all' seiner Beredtsamkeit von ihrem geradezu lächerlichen Vorhaben abzulenken. „Das mir geschenkte Vertrauen und meine wohlbekannten Gesinnungen ermöglichten es mir, den Sturm abzuwenden und die Unglücklichen, welche ein lebhaftes Interesse einflößten, zur Umkehr zu bewegen", sagt er in seinen Notizen. Hätten sie nicht gutwillig Folge geleistet, so hätte er sie mit Gewalt dazu gewungen; denn bereits standen Genfertruppen hinter seinem Rücken und nahmen den Sorglosen ihre Schiffsladung Waffen weg, ehe diese sich's versahen, und überlieferten die Beute in die Hände der Regierung. Ein tobender Volkshaufe aber entriß der Behörde die Waffen wieder. Unterdessen waren andere Schaaren im Begriffe, vom waadtländischen Ufer abzustoßen. Die Obrigkeit ließ von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt die Sturmglocken ziehen, um sie mit Hülfe der herbeieilenden Mannschaft an der Abfahrt zu hindern. Vergebens! „Es lebe die Freiheit; es leben unsere Brüder, die Polen!" ertönte es aus hundert Kehlen. Von Hurrahrufen begleitet, stachen sie mit zahlreichen Schiffen in den See, sammelten sich dann, am andern Ufer angekommen, bei Carouge, bevor Düfour dort anlangte, und drangen 400 Mann stark unter ihrem General Ramorino in die nächstliegenden savoyischen Dörfer ein, während gleichzeitig eine aus Frankreich kommende Kolonne das Gleiche that. Auf die begeisterte Theilnahme der Bevölkerung hoffend, riefen sie sogleich die provisorische Regierung aus; allein nirgends zeigte sich zum Erstaunen der Abenteurer eine Spur von Enthusiasmus unter den Savoyarden. Da gab ihr General, der zum Voraus 40,000 Fr. für seine Mission in der Hand hatte, den Befehl zum Rückzuge und schlug sich unbemerkt „seitwärts in die Büsche". In Folge dessen mußte sich die ganze Kolonne unverrichteter Dinge auf

Genfergebiet retiriren, wo sie von den unter Düfour stehenden Truppen sofort internirt wurden. Allein auch nach dem Scheitern der planlosen Unternehmung zeigte die Bevölkerung eine stürmische Theilnahme für die Bethörten und widersetzte sich in gewaltigem Tumulte der Gefangenhaltung und Fortführung derselben, ja es fielen sogar schwere Drohungen gegen die Regierung, so daß diese sich genöthigt sah, die gesammte Miliz aufzubieten und die Stadt in Kriegszustand zu versetzen. Düfour's entschlossenes Auftreten und rasches Handeln stellte jedoch die Ruhe bald wieder her. Die Internirten wurden sofort in's Innere der Schweiz gebracht. Nun aber sperrte ihnen Bern den Wiedereintritt in sein Gebiet, den es erst gestattete, als sich Genf und Waadt zur gemeinsamen Tragung der Unkosten für den Unterhalt und die zu versuchende Fortschaffung der fremden, bemitleidenswerthen Plagegeister verpflichtet hatten. Noch kläglicher war es unterdessen der aus Frankreich gegen Chambéry vorgedrungenen Kolonne ergangen, indem sie gleich beim ersten Zusammenstoß mit den gegen sie ausgesandten sardinischen Truppen mit Verlust mehrerer Todten, Verwundeten und Gefangenen die Flucht ergreifen mußte. So wurde die polnische Invasion in Savoyen sozusagen ohne Schwertstreich abgewiesen und hatte den Thron Karl Alberts nicht im Geringsten erschüttert; die Schweiz aber stürzte sich trotz des rühmlichen Verhaltens der Genfer und Waadtländer Behörden in Verlegenheiten der schlimmsten Art. Sofort besetzte nämlich Sardinien die savoyische Grenze gegen unser Land und Frankreich ließ eine vollständige Sperre eintreten. Gleichzeitig regnete es von Seite Sardiniens, Badens, Oesterreichs, Neapels, Bayerns, Württembergs, Siziliens, Preußens, Rußlands, des deutschen Bundestages — kurz von allen Staaten und Stäätchen und der ganzen absolutistischen Diplomatie vorwurfsvolle und drohende Noten auf die arme Schweiz herein. In Erwägung der Unthätigkeit

einzelner Kantonalbehörden und der Sympathien eines Theils der schweizerischen Bevölkerung in diesem „staatsgefährlichen" Kriegszuge wurde die Schweiz eines schweren Neutralitätsbruches angeklagt und als revolutionärer Herd hingestellt, der die Ruhe aller Staaten Europas bedrohe. Daß von Frankreich aus trotz dessen mächtiger Centralgewalt ein gleicher Einfall stattgefunden hatte, vielleicht unter erschwerenderen Vorwürfen für dieses Land, davon sprach Niemand; nur die kleine schwache Schweiz, der man in „höheren Kreisen" schon längst eine Lektion zugedacht hatte, sollte dafür verantwortlich gemacht und jetzt einmal gründlich gedemüthigt werden. Es wurde die sofortige Ausweisung nicht nur aller bei der Affaire betheiligt gewesenen Fremden, sondern aller Flüchtlinge, welche auf direkte oder indirekte Weise zur Störung der Ruhe der Nachbarstaaten hinwirken, ja sogar die Auflösung der schweizerischen Hülfskomites für die Polen verlangt und im Falle der Nichterfüllung mit Zwangsmaßregeln gedroht. Der damalige eidgenössische Vorort Zürich gerieth deshalb in große Besorgniß und verlangte von Bern die augenblickliche Ausführung dieser fremden Ordre; da aber die Polen begreiflicherweise nicht fort wollten und die Berner die Würde eines freien Volkes, sowie die Selbstständigkeit der Schweiz mit den Forderungen der fremden Mächte nicht in Einklang bringen konnten, wobei sie von verschiedenen Kantonen lebhaft unterstützt wurden, so entstand unter den eidgenössischen Ständen selbst eine große Kluft. Unterdessen wurden die fremden Noten immer drohender und Sardinien verlangte jetzt sogar noch obendrein eine strenge Bestrafung aller derjenigen Schweizerbürger, welche an dem berüchtigten „Savoyerzuge" Theil genommen. Auf's Neue von Zürich gedrängt, gab Bern endlich darin nach, daß der größte Theil der dortigen Polen zur Abreise bewogen wurde. Doch damit nicht zufrieden, verlangten die Mächte, die Schweiz müsse eine Abordnung an

den eben in Chambéry weilenden König Karl Albert von Sardinien senden, (— mit andern Worten gesagt, sich zu einem Fußfalle erniedrigen! —) was denn auch trotz der gerechten Entrüstung und Protestation mehrerer Kantone geschah, jedoch zu keinem andern Resultate führte, als daß die letzte Note betreffend die Bestrafung der mit dem „Savoyerzuge" verwickelten Schweizerbürger zurückgenommen wurde. Oesterreich begann bereits seine angedrohten Sperrmaßregeln auszuführen; — da wurde endlich durch Beschluß der Mehrheit der eidgenössischen Stände dem Willen der Mächte entsprochen, obschon sich das kräftigere Nationalgefühl gegen eine Politik sträubte, die in erniedrigende Schwäche auszuarten drohte. So war die Sache beigelegt, aber die Herzen der Eidgenossen hatte sie entzweit; denn mehr als die Hälfte des Volkes sah in dieser Nachgiebigkeit eine unehrenhafte Beugung unter das Joch der „heiligen Allianz" und meinte, die Schweiz hätte auf der Erklärung bestehen sollen, sie wolle die Schuldigen selbst ermitteln und nach eigenem Ermessen bestrafen und behalte sich überhaupt die Untersuchung und Entscheidung, ob ein fremder politischer Flüchtling durch seine Aufführung das schweizerische Asylrecht verwirkt habe oder nicht, für alle Fälle ohne fremde Einmischung vor.

XIII.

Düfour pacifizirt Basel.

Eine weit gefährlichere und noch bedeutend unangenehmere Mission hatte Düfour im vorhergehenden Jahre (1833) übernommen und an ein gutes Ende geführt: die Beruhigung der Stadt Basel, die sich gegen die Entscheidungen der Tagsatzung gesträubt und sich von ihrer Erbitterung gegen die zum selbstständigen Kanton gewordene Landschaft so sehr hatte hinreißen lassen, daß Bürgerblut vergossen und Brand gelegt wurde. Trotzdem die Stadt ihre Wälle mit Kanonen gespickt und ihre Einwohner bis an die Zähne bewaffnet hatte, so war die Ausführung der ingeniösen Angriffsdispositionen Düfour's glücklicher Weise nicht nöthig und der Ort wurde friedlich besetzt; doch kamen die eidgenössischen Truppen und Düfour selbst während der Occupation einmal in höchste Lebensgefahr und es ist nur der Energie und raschen Entschlossenheit dieses aufopferungsvollen Obersten zu verdanken, daß ein unübersehbares Unglück verhütet wurde. — Zum allgemeinen Verständniß dieser Affaire wollen wir in aller Kürze einen Blick auf die vorausgehenden mißlichen Verhältnisse werfen.

Der revolutionäre Geist, der 1798 die landvögtlichen Burgen in Baselland brach, hatte sich dort noch durch eine ganze Generation fortgeerbt, da der starre Sinn der Stadt Basel, die sonst in andern Stücken als eine Leuchte dastand, das durch Brief und Siegel gewährleistete Evangelium der Rechtsgleichheit der Bürger nicht zur Geltung kommen ließ; denn durch eine eigenmächtige Verfassungsänderung hatte die Burgerschaft der nur 16,000 Seelen zählenden Stadt gegenüber den 40,000 Einwohnern der Landschaft volle zwei Drittheile der Vertretung im Rathe beansprucht und diese Ungerechtigkeit mit Gewalt durchgeführt, sowie auch die Landschaft in Bezug auf Kirche und Schule, Handel und Wandel, Gerichtsbarkeit und Hypothekarwesen in ein so vollständiges Abhängigkeitsverhältniß zu ihr gebracht, als wäre sie nur eine städtische Landvogtei. Die politischen Konstellationen waren in den Zehner und Zwanziger Jahren eben derart gewesen, daß die Landschäftler gegen solche Undinge ohnmächtig dastanden; als dann aber mit dem Jahre 1830 wohlbegründete Freiheitsbestrebungen in fast allen Kantonen stärkere oder schwächere Wellen warfen und die Volksherrschaft mancherorts zum vollen Durchbruche kam, da glaubten die Landschäftler, jetzt dürfte endlich auch ihr Freiheitsmorgen anbrechen. Im Bubendorfer Bade kamen daher am 18. November die Repräsentanten fast sämmtlicher Gemeinden zu einer gemeinsamen Besprechung dieser Angelegenheit zusammen und faßten den Beschluß, eine „ehrerbietige Vorstellung" um Verfassungsrevision an den Großen Rath gelangen zu lassen, welche Eingabe alsbald durch die Namensunterschriften von 810 Bürgern bekräftigt wurde. Allein Regierung und Rath nahmen dieselbe sehr ungnädig auf und trafen, als verneinenden Bescheid, militärische Rüstungen aller Art, denen die Landschaft mit Aufpflanzung von Freiheitsbäumen antwortete. Die Unruhe wuchs hier von Tag zu Tag; eine zweite Versammlung

wiederholte das Begehren, welchem nun insofern entsprochen wurde, daß die Stadt den Landschäftlern 79 Rathsglieder (— gegen 75 für die Stadt —) zugestehen wollte, während ihnen nach dem Maßstabe der Volkszahl mehr als die doppelte Vertretung zugekommen wäre. Die Landschaft war natürlich damit nicht zufrieden und konnte unmöglich darauf eingehen. Kapital-Aufkündungen, Drohbriefe, Schmähungen und dergleichen Gehässigkeiten von Seite der Städter erbitterten die Benachtheiligten noch mehr. Eingedenk, daß sie ja die überwältigende Majorität des Kantons bilden, wollten sie sich daher nicht länger von einer halsstarrigen, ungerechten Minderheit knechten lassen und beschlossen die allgemeine Volkserhebung, den Umsturz der bestehenden Verfassung und die Einführung einer neuen nach dem Grundsatze ächter Volksherrschaft. Das geschah am 4. Januar 1831 an der Landsgemeinde von Liestal, die von 4000 Mann besucht war und der Stadt schließlich zur Gewähr der Forderungen eine Bedenkzeit von 24 Stunden einräumte. Aber entrüstet wiesen die Städter dieselbe zurück, traten bis auf den letzten Mann unter Waffen, verrammelten die Thore und garnirten die Wälle mit Kanonen, während die Landschäftler nun schleunigst eine provisorische Regierung ernannten, an deren Spitze der thatkräftige Stephan Gutzwiller, ein Mann von bedeutender Bildung, Energie und Herzensgüte, gestellt wurde, der vom Anfang bis zum Ende die politische Seele der ganzen Angelegenheit war. Die Leitung der militärischen Angelegenheiten wurde den Brüdern A. und J. von Blarer übertragen, die, den ungestümen Freiheitsstürmern nur ungerne nachgebend, mit diesen alsbald zur Belagerung der Stadt schritten, aber schon durch den ersten Ausfall des Obersten Wieland in die Flucht geschlagen wurden, was bei ihrer undisziplinirten und schlechtbewaffneten Mannschaft leicht zu begreifen war. Der ganze Aufstand zerstob, die provisorische Regierung floh und

die Landschaft unterwarf sich, eben als die Tagsatzung zwei eidgenössische Kommissäre zur Vermittlung der bösen Sache dahin abordnete. Anstatt nun nach diesem Siege eine Politik der Versöhnung einzuschlagen und in erster Linie volle Amnestie zu gewähren, benutzte die Stadt trotz den vermittelnden Anstrengungen der Kommissäre ihre Oberhand zu heftigen Verfolgungen und Strafmaßregeln gegen die Unterworfenen und bewirkte durch ihre Einschüchterungen die Annahme einer neuen Verfassung, welche, wie die frühere, den Grundsatz der Rechtsgleichheit mit Füßen trat und die 40,000 Landleute rechtlich als Null hinstellte. Für den äußern Schein war also für einmal durch die Macht von tausend Bayonnetten die Ruhe hergestellt, in den Herzen aber eine weite Kluft zwischen Stadt und Land entstanden. Die nun erfolgenden Strafurtheile gegen die „Insurgenten" stachelten die Gemüther auf's Neue auf und übermüthige Neckereien von Seite der Städter brachten die Revolution abermals zum vollen Ausbruche. Vollständige Rechtsgleichheit oder Lostrennung von der Stadt und Bildung eines eigenen Kantons oder auch Anschluß an einen andern, war jetzt die allgemeine Losung in den Landgemeinden; Freiheitsbäume erhoben sich von Dorf zu Dorf; die flüchtigen Mitglieder der provisorischen Regierung kehrten zurück und ergriffen ihre Zügel wieder, die ihren Händen kurz vorher entrissen worden waren. Alsdann erging der Landsturm von Gemeinde zu Gemeinde und rief die waffenfähige Mannschaft unter's Gewehr; denn schon drohte von der Stadt aus ein neuer Feldzug, der nach einer ihm vorausgegangenen Sage nicht nur die Landschaft wieder unterwerfen, sondern die hervorragendsten Führer des Aufstandes beim ersten Betreten niedermachen sollte, worauf diese Jeden als vogelfrei erklärten, der zu Gunsten der Stadtbasler Regierung Aufruhr mache oder durch Proklamationen dazu verleite, — so schreckenerregend gähnte die Kluft zwischen den

zwei feindlichen Brüdern. Am 21. August 1831, Morgens 2 Uhr, brach Oberst Wieland mit 1000 Mann und 4 Kanonen aus der Stadt in die Landschaft ein, erstürmte schon vor Sonnenaufgang die Hauptposition der Letztern, die Hülftenschanze, und nahm trotz des energischen Feuers der Aufständischen in der Morgenfrühe die Hauptstadt Liestal ein, aus welcher er aber bald wieder verdrängt und sogar zum fluchtartigen Rückzuge nach Basel gezwungen wurde; denn von allen Seiten eilte jetzt der Landsturm herbei, unterstützt von zahlreichen Freischaaren aus den benachbarten Kantonen, die der bedrängten Landschaft zu Hülfe kamen. Ohne militärische Führung und ohne Artillerie hatten die frohlockenden Sieger das wohleinexerzirte Söldnerheer der Stadt zurückgewiesen; die Freiheit triumphirte.

Ein Schrei der Entrüstung ging durch alle liberalen Kantone, als die Kunde von dem kriegerischen Ueberfalle dahin drang; neigten sich doch die Sympathien der Mehrheit des Schweizervolkes schon lange auf die Seite der Landschäftler. Alsbald erfolgten begeisterte Aufrufe zur Bildung von Freischaaren, und die Schrecken eines weitgreifenden Bürgerkrieges drohten zum nahen Ausbruche zu kommen. Vorort und Tagsatzung beeilten sich daher, durch Ergreifung schleuniger Maßregeln einem solchen National-Unglücke zuvor zu kommen, leider aber schien es nach der Bundesverfassung von 1815 nicht in der Kompetenz dieser Behörden zu liegen gleich mit Waffengewalt die Ruhe zu erzwingen und alsdann durch energisches Eingreifen in die dortige kantonale Verfassungsänderung zu Gunsten eines volksthümlichen Prinzips den Keim der Zwietracht gründlich zu zerstören. Es wurden daher nun 4 Kommissäre abgesandt mit der Mission, die sofortige Niederlegung der Waffen auf beiden Seiten zu erwirken. Ohne Zögern versprach die Stadt, jedes gewaltsame Einschreiten einzustellen; auch die Landschaft wollte die Waffen gänzlich

ruhen lassen, wies jedoch die Aufforderung zur Unterwerfung auf das Entschiedenste zurück, indem die streitige Verfassung durch die städtische Aristokratie erzwungen und erschlichen worden sei. Die vor den Augen der eidgenössischen Repräsentanten in Liestal sich versammelnde Landsgemeinde, von nahezu 3000 Mann besucht, faßte daher den Beschluß, die Bundesbehörde um Vermittlung anzusprechen, keinerlei Feindseligkeiten gegen die Stadt vorzunehmen, ohne von ihr angegriffen zu sein, und eine Kommission zu wählen, welche die Unterhandlungen mit der Tagsatzung und der Stadt vorzunehmen habe. Zugleich wurde eine Proklamation an das gesammte Volk der freien Eidgenossenschaft erlassen, worin man den Entschluß einer verzweifelten Gegenwehr gegen jede gewaltsame Unterwerfung ankündigte. So war die eine Hand zu einem ehrenvollen Frieden bereit, während die andere entschlossen zum Schwerte griff. Da die Stadt anderseits gegen jede Zumuthung auf Verfassungsänderung oder Amnestie feierliche Verwahrung einlegte, so wuchs die Spannung der Gemüther in allen Schweizergauen auf's Höchste. Die Tagsatzung stellte daher für alle Fälle 4000 Mann unter Oberst Ziegler's Oberbefehl auf's Piket; bevor jedoch der Marschbefehl gegeben wurde, bahnte diese Behörde nochmals eine gütliche Vermittlung an, welche aber resultatlos blieb, da beide Parteien bei ihrem früheren Ausspruche verharrten und die Stadt sich besonders hartnäckig und hochfahrend zeigte, während die Landschaft das ganze Verwaltungswesen bis zur Austragung der Sache in den Schooß der Tagsatzung legen wollte, falls ihr Widerpart sich auch dazu verstehe. Man wußte also keinen Ausweg mehr zu finden und setzte die Truppen in Bewegung, um einem neuen Bruderkriege zuvorzukommen. Noch bevor diese aber dort erschienen, hatten Einmärsche basellandschaftlichen und baselstädtischen Militärs in das noch unentschlossene Reigoldswyler-Thal stattgefunden, wo die eidgenössischen

Repräsentanten einen schweren Stand hatten, einen blutigen Zusammenstoß zu verhindern. Am folgenden Tage besetzten die eidgenössischen Truppen die ganze Landschaft. Da sie den Befehl erhalten hatten, die neue Regierung in Liestal aufzuheben, und diese erklärte, nur der Gewalt weichen zu wollen, so drangen sie in's Rathhaus und führten Gutzwiller und die andern Regierungsräthe gefangen fort, während die ebenfalls hier versammelt gewesenen Landschäftler Zunftausschüsse mit Kolbenstößen auseinander getrieben wurden. Wohl erscholl bei dieser Scene auf der Straße von allen Seiten der Ruf: „Es lebe die Freiheit!“, wohl stimmten Hunderte, Tausende in denselben ein, selbst das eidgenössische Militär, das nur mit schwerem Herzen seine Pflicht erfüllte — umsonst, der Befehl, die Landschaft mit eidgenössischer Gewalt wieder zu unterwerfen, mußte ausgeführt werden. Nach dieser ersten Maßregel gingen die Repräsentanten der eidgenössischen Behörden an die Bearbeitung der Stadt, um diese zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Doch umsonst. „Lieber schließen wir die halsstarrigen Gemeinden, denen die jetzige Verfassung nicht behagt, von unserem Staatsverbande aus, als daß wir auch nur einen Buchstaben daran ändern würden, hieß es da. Dadurch wollte die städtische Aristokratie bewirken, daß die unbeugsamen Landgemeinden der Anarchie anheimfallen und sich bald genug gezwungen sehen, demüthig um Wiederaufnahme unter die sichern Fittige der Stadt zu bitten. Indessen kamen und gingen die Repräsentanten, man konferirte und suchte zu vermitteln, Tag für Tag, bald hier, bald da; die Sache verschleppte sich von Monat zu Monat; die Tagsatzung ward immer rathloser; die Bevölkerung der Landschaft immer zorniger, ihr Ingrimm stets glühender. — — — Die Mehrzahl der Landgemeinden sprach sich nun für die Trennung aus, die ihr die Stadt vor die Füße geworfen hatten, und konstituirte sich als „Basel-Landschaft“, in Folge dessen fast alle eidg. Occupationstruppen

entlassen wurden. Die von der Stadt gehoffte Anarchie blieb aber aus; die Regierung in Liestal, mit Gutzwiller an der Spitze, suchte schleunigst geordnete Zustände in den Gemeinden und in allen Verwaltungszweigen herzustellen und die noch nicht getrennten Orte für sich zu gewinnen, während die Stadt ihrerseits alle Mittel anwandte, den nicht gelösten Theil zu behaupten und den andern unter der Hand oder mit offener Gewalt wieder zurückzuerobern. Die ganze Eidgenossenschaft sah dem Gange dieser Ereignisse rath- und thatlos zu.

Als dann nach ein paar Monaten in verschiedenen der alten Regierung treu gebliebenen Gemeinden die Stimmenmehrheit sich zur Trennung und zum Anschlusse an die Landschaft zu erkennen gab, ergriff die Stadt trotz der heftigsten Abmahnungen von Seite der eidgenössischen Repräsentanten kriegerische Maßregeln, um solche Gelüste zu hintertreiben. Unter falschen Deklarationen wurden Waffen nach Gelterkinden geführt und am 6. April bei Nacht und Nebel 166 Mann über badisches und aargauisches Gebiet nach diesem Orte gebracht, um sich hier eine gute Position zum beginnenden Kampfe zu sichern. Auf diese erschreckende Kund erging der Landsturm. Die Repräsentanten und die zwei zurückgebliebenen eidgenössischen Kompagnien warfen sich in's Mittel und befahlen den Städtern den Abzug. Umsonst; diese erklärten, unter keiner Bedingung weichen zu wollen, worauf sich die Vermittler, als zu schwach sich fühlend, zurückzogen. Der Kampf begann und dauerte die ganze Nacht. Ein am nächsten Morgen erneuter Vermittlungsversuch schlug abermals fehl; das Gefecht begann wieder, bis die Stellung der Eindringlinge unhaltbar wurde und diese auf dem Umwege, den sie gekommen waren, mit Verlust von 34 Mann in die Stadt zurück flohen.

Dieser neu angefachte Bürgerkrieg rief einen wahren Sturm von Verwünschungen gegen die Ohnmacht der Tagsatzung und

die Hartnäckigkeit und Ungerechtigkeit der Basler Politik hervor, welch' letztere die eidgenössischen Befehle so vor aller Welt mit Füßen trat. Neu einrückendes Militär aus den benachbarten Kantonen vermochte zwar momentan weiteres Blutvergießen zu verhindern; es mußte aber einmal gründlich Ruhe hergestellt werden, weshalb nach vielen diplomatischen Kreuz- und Querzügen die Tagsatzung endlich am 14. Sept. 1832 die förmliche Anerkennung der Trennung aussprach und den rücksichtslosen Widerstand der Stadt einfach ignorirte. Bis an 4 Landgemeinden, die der alten Regierung treu bleiben wollten, bildeten jetzt alle zusammen den „Kanton Baselland", in welchem allgemeiner Jubel über die gewonnene Freiheit herrschte und tüchtig an der Konsolidirung der inneren Verhältnisse dieses neuen Staates gearbeitet wurde.

Mit verbissenem Ingrimm sah man von der Stadt aus dieser Wendung der Dinge, die man selbst heraufbeschworen, zu und schmiedete im Geheimen Pläne zur Wiedereroberung des Verlorenen und zur gründlichen Ausrottung des hier so verhaßten Liberalismus in politischen Angelegenheiten, wofür die städtische Regierung kein Mittel unversucht ließ und wirklich durch ihre unlautern Umtriebe 5 eidgenössische Stände dazu bewegen konnte, daß sie gegen die Aufnahme des Kantons Baselland in den Bund protestirten und erklärten, keine Tagsatzung zu besuchen, in welcher Repräsentanten dieser „Insurgenten" zugelassen wurden; ja der blinde Haß Basels ging noch weiter; er legte selbst Hand an, den eidgenössischen Bund zu zerstören. Die Mehrheit der Kantone strafte aber ein solches Treiben mit gebührender Verachtung und ging ihre Wege, indem sie die Basellandschäftler Tagsatzungsgesandten beeidigte und willkommen hieß.

Trotz der anscheinenden Ruhe, die Baselstadt nun beobachtete, bereitete es sich doch im Stillen wieder zu einem Kampfe und zu einem Hauptschlage vor. Am 3. August um

5 Uhr Morgens fiel denn Oberst Vischer mit 1500 Mann und 6 Geschützen urplötzlich in die Landschaft ein und verbreitete Angst und Schrecken vor sich her, indem sie gleich in Pratteln 9 Gebäude in Brand steckten und wehrlose Bürger niederschossen. Die Sturmglocken heulten durch's ganze Land und riefen die wehrfähige Mannschaft zur schleunigen Vertheidigung des Liestalerthales. Schon hatten die Stadttruppen die Hülftenschanze mit Sturm genommen; die Landschäftler ergriffen daher Stellung in den Griengruben und im Gebüsch längs der Straße und empfingen den Feind mit einem mörderischen Feuer. Mehrmals erfolgte der Sturm auf diese Positionen; umsonst; die todesmuthigen Vertheidiger hielten Stand und wurden von Minute zu Minute von neuen, rachedürstenden Schaaren unterstützt, welche mit solcher Wucht auf die schon wankenden Reihen ihrer Gegner eindrangen, daß diese sich auf die Hauptkolonne zurückzogen, welche, alsbald von drei Seiten angegriffen, nach kurzem Kampfe ihr Heil in regelloser Flucht suchte. Entsetzen erfüllte die Bürgerschaft der Stadt. In ihrer Angst vor dem so fürchterlich gereizten Landvolke hißten sie die weiße Fahne auf dem Münsterthurm auf. Ueber 100 der Ausgezogenen waren schwer verwundet und 58 todt, darunter 4 höhere Offiziere, während die Landschäftler nur 2 Todte hatten. Alle Gemeinden diesseits des Rheins, die bisher noch schwankend gewesen waren, traten jetzt einstimmig zum Kanton Baselland.

Auf die Kunde vom Basler Ueberfalle versammelte sich die Tagsatzung noch in der Nacht vom 3. auf den 4. August. Gedrängt durch die erbitterte Stimmung in allen liberalen Kantonen, welche immer lauter und entschiedener strenges militärisches Einschreiten gegen Baselstadt forderte, beorderte diese eidgenössische Oberbehörde den Obersten Düfour von Genf mit 4 Bataillonen und einer Batterie zur Besetzung dieses gefährlichen Ortes, von welcher Maßregel der Regierung

durch eidgenössische Kommissäre Anzeige gemacht wurde. Allein Basel machte ernstlich Miene, sich dieser Occupation zu widersetzen; denn obgleich ein Theil der Bürgerschaft durch die letzte blutige Niederlage niedergeschmettert war und aus dem blinden Wahne erwachte, so agitirte doch eine starrköpfige Partei für den äußersten Widerstand; ja einzelne Wortführer drangen selbst auf Anrufung fremden Schutzes, so tief war der eidgenössische Sinn hier schon gesunken! Die Wälle und Bollwerke der Stadt wurden mit fünfzig Geschützen armirt und die sämmtlichen Einwohner unter die Waffen gerufen. Bei dieser drohenden Haltung machte man sich auf eidgenössischer Seite auf das Schlimmste gefaßt und war auch zum Aeußersten entschlossen. Düfour entwarf daher unterwegs den Angriffsplan. Als die Behörden der Stadt den Ernst der Situation sahen, faßten sie doch den Entschluß, sich unter gewissen Bedingungen in die Uebergabe zu fügen, worauf aber die eidgenössischen Kommissäre erklärten, daß sie sich in keine Unterhandlungen einlassen werden, jedoch der Stadt Schutz ihrer Rechte und Freiheit, Sicherheit der Personen und des Eigenthums, Beobachtung strenger Mannszucht und Erhaltung gesetzlicher Ordnung zusicherten, worauf sich der Rath endlich dem Unausweichlichen unterwarf.

Unter dem verbissenen Ingrimme der Mehrzahl der Stadtburger erfolgte am 11. August der Einmarsch der eidgenössischen Truppen, 2500 Mann stark, mit einer Batterie. Oberst Düfour hatte durch seinen Tagesbefehl jedem allfälligen Rachegelüste von Seite erbitterter radikaler Soldaten Einhalt gethan, so daß die Besetzung der Stadt in aller Ruhe vor sich ging und die Occupationstruppen alsbald mit der noch immer unter Waffen stehenden Stadt-Garnison fraternisirten. Die Landschaft erhielt nur eine schwache Besatzung, da sie beim Einmarsch der Miteidgenossen sofort die Gewehre niederlegte und überhaupt auch den Landfriedensbruch nicht verschuldet

hatte. Leider aber erkühnte sich in den ersten Tagen der Ruhe einer der in Folge seiner Rolle bei der berüchtigten Vogelfreierklärung von der städtischen Bevölkerung besonders gehaßter Führer aus der Landschaft, in offenem Wagen in den Straßen der Stadt herumzufahren und prahlerisch über die erfolgte Demüthigung der Aristokraten zu spotten. Augenblicklich erhob sich ein gewaltiger Volksauflauf, der sich mit dem Unbesonnenen lawinenartig von Gasse zu Gasse wälzte und in arge Thätlichkeiten ausartete. Schon hatten ihn die erzürnten Bürger aus dem Wagen gerissen nnd hätten ihn jedenfalls zerfetzt, wenn Düfour nicht das Militär dazwischen treten lassen und den Unglücklichen eigenhändig mit eigener Lebensgefahr aus dem Bereiche der Wüthenden gerettet hätte. Die Erbitterung war so groß, daß sich jetzt der Ingrimm der Menge gegen die ruhegebietenden eidgenössischen Truppen wendete und diese ernstlich bedrohte. Der Klugheit und Entschlossenheit Düfour's, der im rechten Augenblicke eingriff, war es aber möglich, namenloses Unglück zu verhüten; auch von der andern Seite machten die Führer hiefür rühmliche Anstrengungen. Die Folge dieses bösen Zwischenfalles aber war, daß die Tagsatzung die sofortige Entwaffnung und Auflösung der stehenden Stadtgarnison anordnete, um der Stadtbevölkerung das Gefühl der militärischen Stärke und die Lust zu weitern Excessen zu nehmen. Zu gleicher Zeit wurde noch ein bedeutender Theil der in der Landschaft lagernden Truppen in die Stadt gezogen, worauf eine anhaltende Ruhe eintrat. Die Occupation dauerte über ein Jahr, nämlich bis zum 16. Oktober 1833 und kostete die Stadt an Baarauslagen nicht weniger als 721,700 Franken, mit der Entschädigungssumme für den Brandschaden von Pratteln und den frühern Interventionskosten sogar über eine Million Franken. Unter dem Schutze der eidgenössischen Bayonnette kam alsdann auf Grund der von den eidgen. Repräsentanten aufgenommenen

Gerichtsakten die vollständige Trennung von Stadt und Land zu Stande. Die Ausscheidung des Staatsvermögens gab jedoch noch zu manchen Streitigkeiten Anlaß, die aber durch die Macht der Verhältnisse stets sofort unterdrückt wurden, so daß der ganze kolossale Theilungsprozeß innert anderthalb Jahren erledigt war und der Landschaft ein Staatsgut von ungefähr 4 Millionen Franken sicherte. Ein ergreifender Anblick war es für die Stadtburger, als sie zusehen mußten, wie die Landschäftler 30 Kanonen als ihren Antheil am Mobiliar des Artillerie-Arsenals aus den Thoren der Stadt führten und unter Glockengeläute, Böllerknall und ungeheurem Volksjubel nach Liestal brachten. Doch sie hatten endlich das Unvermeidliche mit Würde tragen gelernt.

Bei den Baslern kam Düfour durch die vortreffliche Mannszucht und strenge militärische Ordnung, die er zu allen Zeiten handhabte, sowie durch den Ernst und die Würde, die er stets wahrte, ohne sein leutseliges Wesen zurückzudrängen, in hohes Ansehen. Er verstand es, unter den dortigen höhern Offizieren den ächt eidgenössisch-patriotischen Sinn der ihnen in die Wirren der drei letzten Jahre abhanden gekommen war, wieder auf's Neue zu beleben und die Stadt Basel, diesen wichtigsten eidgenössischen Vorposten im Nordwesten der Schweiz, mit unzerreißbaren Banden an's einzige und gemeinsame Vaterland zu fesseln. Feindlich war der Einzug gewesen oder doch unter sehr gespannten Verhältnissen; — als Freunde schied man. Unter allgemeinen Glück- und Segenswünschen und dem Rufe: „Es lebe Basel! Es lebe die Eidgenossenschaft!“ zogen die Occupationstruppen ab.

Auf der Heimkehr hätte aber Düfour mit seiner Mannschaft beinahe noch eine ähnliche Mission erhalten, wie in Basel; denn Neuchâtel wollte sich zu Gunsten Preußens von der Schweiz lostrennen und hatte sich bereits geweigert, ihre Vertreter an die eidgenössische Tagsatzung in Zürich zu

senden, worauf diese Behörde die Drohung aussprach, im Falle des Ungehorsams gegen die Bundes-Vorschriften das Gebiet dieses Zwitter-Kantons sofort durch eine starke eidgenössische Besatzung zur Ordnung zu bringen. Schon war Düfour mit den Basler Occupationstruppen im Anmarsche, vereinigte sich unterwegs mit den von der Pacifizirung des Kantons Schwyz, wo auch eine Revolution durch eidgenössische Intervention beschwichtigt worden war, zurückkehrenden Milizen und wollte eben in Neuenburg einmarschiren, als endlich die Tagsatzungsgesandten dieses Kantons in Zürich eintrafen. Mit Hülfe des Königs von Preußen gelang es dann der Schweiz, die Trennungsgelüste der Neuenburger Royalisten für einmal niederzuschlagen.

So waren die Kantone, in denen es gewaltig gegährt hatte zwischen freiem Volkswillen und starrem Junkerthum, vorläufig „pacifizirt“ und in ein Fahrwasser gelenkt, das dem Zeitgeiste Rechnung tragen mußte. Die Einigkeit kehrte in die Herzen der Eidgenossen zurück. Es war hohe Zeit dazu.

XIV.

Düfour und der „Louis-Napoleon-Handel“.

Da, wo der Hinterrhein mit seinen trüben Fluthen auf die klaren Wellen des Vorderrheins losstörmt, liegt in romantischer Umgebung das Schloß Reichenau. An einem späten Oktoberabend des Jahres 1793 erschien vor dem Portale desselben ein junger Mann von feinem Aeußern, aber mit staubigen Stiefeln, sein Besitzthum in einem kleinem Päckchen an einem Stocke tragend. In gebrochenem Deutsch fragte er schüchtern nach Herrn von Jost, einem der Vorsteher der in diesem Schlosse errichteten, von Jünglingen aus höheren Ständen vielbesuchten Lehranstalt. Dem gab er seinen Empfehlungsbrief ab, ward von ihm nach dessen Einsichtnahme höchst zuvorkommend aufgenommen und nach langer, geheimnißvoller Unterredung unter vier Augen den Lehrern und Zöglingen der Anstalt als Mons. Chabot, Professor der Mathematik und französischen Sprache, vorgestellt. Der ernste junge Mann zeigte sich als tüchtiger Lehrer; er gab täglich Unterricht in den genannten Fächern und speiste an der gemeinsamen Tafel. Ihn hatte der in Bremgarten weilende Herzog von Montesquiou, unter dem

Herr v. Jost einst in der königlichen Schweizergarde in Savoyen gedient, in diesen abgeschlossenen Erdenwinkel hergesandt, damit er da seines Lebens sicher sei; denn Professor Chabot war keine geringere Persönlichkeit, als der junge Herzog von Chartres, und hier, in stiller Kammer, erfuhr er die Trauerbotschaft von der Hinrichtung seines Vaters, die Kunde von der seiner Mutter angedrohten Deportation nach Madagaskar und von all' den Gräueln der damaligen Schreckensherrschaft in Frankreich. Treu wachten die drei Direktoren der Anstalt, J. B. v. Tscharner, v. Jost und Nesemann, denen dies Geheimniß allein bekannt war, über die Sicherheit ihres hohen Schützlings, der hier acht Monate lang wirkte und manche thränenbittere Nacht durchwachte — — —.

Nicht ganz vier Jahrzehnte später, als der ehemalige Monsieur Chabot als König Louis Philipp auf dem französischen Throne saß, erschien eines Tages vor ihm die Exkönigin Hortense von Holland, um für sich und ihren ihr noch einzig übrig gebliebenen jüngern Sohn Louis Napoleon demüthigst die Erlaubniß zum Aufenthalt in Frankreich zu erbitten. „Ich kenne den ganzen Schmerz des Exils und es liegt gewiß nicht an mir, daß das Ihrige nicht schon aufgehört hat. Die Zeit ist aber nicht fern, wo es keine Verbannte mehr geben wird," sprach der König gerührt und erzählte dann auch noch von seinem eigenen Exil, von der traurigen Lage, in welcher er sich einst befunden, indem er, der nunmehrige Herrscher der ersten Weltmacht, sehr froh gewesen sei, als Schulmeister in einem stillen Alpenthale der gastlichen Schweiz sein Brod verdienen zu können. Hortense theilte ihm dann mit, daß ihr Sohn mit ihr nach Paris gekommen sei, worauf der König betroffen auffuhr und der hohen Dame dringendst empfahl, die Ankunft geheim zu halten und schleunigst abzureisen, da das Verbannungsurtheil, das einst gegen die Napoleoniden ausgesprochen worden, sonst in

seiner ganzen Strenge zur Anwendung kommen müßte. Die geängstigte Mutter verließ in Folge dessen mit ihrem erkrankten Sohne den Boden Frankreichs wieder, um nach einem kurzen Besuche in England ihren bleibenden Aufenthalt auf ihrer Campagne Arenenberg im Kanton Thurgau zu nehmen, wie sie in ihren Memoiren schreibt:[1]) „Die Schweiz blieb mir wenigstens noch übrig. Die Schweiz war meine erste Freistätte gewesen, in dem Augenblicke, wo die Schrecken der alliirten Mächte überall unsern Namen verfolgten; dort hatte ich einen Ruhepunkt gefunden nach unsern harten Schicksalsschlägen. Einer der Kantone, der Kanton Thurgau, hatte den Muth gehabt, mich aufzunehmen und zu behalten trotz der diplomatischen Schliche, ungeachtet der Verfolgungen aller Art, denen ich von Seiten der Restauration ausgesetzt gewesen war. Ich hatte einige ruhigere Augenblicke genossen inmitten dieser schönen Natur, dieser einfachen Sitten, dieser treuen Herzen. Ich kam, um nochmals von diesem friedlichen Lande einen stillen Aufenthalt zu erbitten, der mir nicht wieder streitig gemacht worden ist. Nach Unglücksfällen, welche weit schwerer waren als diejenigen, welche mich niederdrückten, da ich das erste Mal kam, sah ich meine Berge wieder und ich konnte endlich allein sein mit meinem wunden Herzen.“

Auf ihrem idyllisch am Ufer des Untersee's gelegenen Landgute oder Schlößchen Arenenberg, das sie schon 1824 gekauft hatte, lebte also die Exkönigin mit ihrem hoffnungsvollen Sohne, der in Augsburg und anderwärts eine vortreffliche Schulbildung genossen hatte und für seine militärische Ausbildung in dem Obersten Düfour einen ausgezeichneten Lehrer fand, wie wir ja bereits in einem frühern Kapitel gesehen. Der Prinz ward Bürger der Gemeinde Salenstein,

---

[1]) Vergl. Osenbrüggen, Wanderstudien aus der Schweiz. I. S. 200 u. ff.

in deren Gemarkung das Schlößchen liegt; auch war er thurgauischer Kantonsbürger und Schweizerbürger geworden, in welcher Eigenschaft er nach Pflicht und Schuldigkeit schweizerischen Militärdienst that und es dabei zur Stufe eines Artilleriehauptmanns brachte. Großes Interesse zeigte er für das Schützenwesen; bei allen Schießübungen in Salenstein und den umliegenden Orten war er einer der Thätigsten im Schießstande, und wo in der Nähe und Ferne ein Schützenfest gefeiert wurde, war er sicher dabei; er schoß mit den einfachsten Landwirthen um die Wette und wenn es auch eine Maß Rothen galt, welche alsdann gemeinschaftlich auf gegenseitige Gesundheit getrunken wurde. Deshalb erfreute er sich bald einer großen Popularität und es war fast selbstverständlich, daß ihn der neugegründete thurgauische Kantonalschützenverein zu seinem Präsidenten wählte. Als solcher marschirte er denn auch an der Spitze der thurg. Schützenkolonne an's eidgenössische Schützenfest nach St. Gallen, die Fahne in der Hand, die seine Mutter eigenhändig für diese Vorkämpfer der Freiheit gestickt hatte, und hielt dort in deutscher Sprache eine begeisterte Schützenrede, die stürmischen Applaus erntete. Der Prinz war aber nicht nur in dieser Hinsicht ein guter Schweizerbürger; er zeigte auch großes Interesse für das Schulwesen, ward Mitglied des Gemeindeschulrathes und erfüllte seine Pflicht musterhaft, indem er die Schulen seiner Gegend fleißig besuchte, durch reichliche Geldspenden unterstützte, mit Lehrmitteln versah und besonders den Freischulen von Salenstein und Mannenbach zu frischem, frohem Gedeihen verhalf. Eine ähnliche Thätigkeit entwickelte er auch als Gemeinderathsmitglied; vor Allem aber zeichnete er sich, wie seine Mutter, durch eine unbegrenzte Mildthätigkeit gegen Arme und Hülfsbedürftige aus. Daß er eifrig studirte und überhaupt ein ernstes Streben entfaltete, beweisen seine Schriften, deren wir schon früher erwähnt haben; nebenbei

übte er seine Körperkräfte wie ein Ritter von ächtem Schrot und Korn; war er doch der beste Reiter und Voltigeur weit und breit und ein Schwimmer, der die Tour von Mannenbach zur Insel Reichenau und zurück gleich einem Kinderspiel ausführte. Beim Schlittschuhlaufen vereinigte er die Bewunderung Aller auf seine Gewandtheit und Kunstfertigkeit. —

Trotz aller ländlichen Vergnügen, denen er sich hingeben konnte, und trotz der Hochachtung, die er allseitig genoß, fühlte er sich in seiner neuen Heimat doch sehr einsam. In einem Briefe an seinen intimen Freund Belmontet sagt er hierüber: „Immer fern von meinem Vaterlande, alles dessen beraubt, was das Leben reizend machen kann für ein männliches Herz, muß ich ein mit dem Schicksal zerfallener Mensch bleiben und meine einzige Arbeit in der Versenkung in die Studien suchen," und seine edle Mutter, die ganz in die Tiefe seines Herzens sah, schreibt in einem Briefe: „Meine Vermögenszustände nöthigen mich, den Rest des Winters hier auf meinem Berge zu bleiben, allen Winden ausgesetzt. Doch was will das heißen gegenüber den schrecklichen Leiden des Kaisers auf dem Felsen von St. Helena? Ergebung ist die Tugend der Frauen und Muth die der Mütter. Ich würde mich nicht beklagen, wenn mein Sohn hier nicht alles geselligen Umganges beraubt, völlig isolirt wäre, ohne andere Zerstreuung als die der emsigen Arbeit, welcher er sich hingibt. Sein Muth und seine Seelenstärke gleichen das Mißliche und Traurige seines Geschickes aus. Welch' edelmüthige Natur, welch' ein guter und würdiger junger Mann! Ich würde ihn bewundern, wenn ich nicht seine Mutter wäre. Ich bin stolz auf ihn. Ich freue mich so sehr über das Edle seines Charakters, daß ich darunter leide, sein Leben nicht glücklicher gestalten zu können. Er war zu einem schönen Loose geboren und war dessen würdig. — Wir haben im Plan, zwei Monate in Genf zuzubringen. Dort wird er

wenigstens französisch sprechen hören, das wird ihm eine angenehme Zerstreuung werden. Die Mutttersprache — ist sie nicht schon das Vaterland?"

In Genf zog es den Prinzen besonders zu seinem militärischen Lehrer Düfour hin, der ihm in Thun ein intimer Freund geworden war und der auch ihn in allen Stücken hochschätzen gelernt hatte. Da fand er allerdings wissenschaftlichere und seinem Stande zusagendere Unterhaltung als bei seinen biedern Gemeinds-Bürgern in Salenstein, und auch Düfour hatte unter all' seinen schweizerischen Offizieren keinen getroffen, der mit solchem Eifer an seiner militärischen Fortbildung und dem Studium der bezüglichen Wissenschaften hing, wie dieser — zukünftige Herrscher Frankreichs. An die Möglichkeit dieser letztgenannten Zukunftsstellung dachte aber damals in der Schweiz noch Niemand, außer der Prinz selbst, der sich im Stillen längst mit Entwürfen künftiger Herrschermacht trug, indem er sich als Erben der kaiserlichen Tradition betrachtete, baldmöglichst in die Fußtapfen seines großen Onkels treten wollte und auf den Händen des französischen Volkes zum Thron emporgetragen zu werden hoffte. Der Herzog von Reichstadt, Napoleon II., war 1832 im Schlosse Schönbrunn gestorben; er, Louis Napoleon, war folgerichtig vom Schicksal dazu berufen, dereinst Napoleon III. zu heißen, so dachte er sich und darauf war nun all' sein Streben gerichtet. Seine Klugheit aber gebot ihm, diesen Plan noch vor keinem Menschen zu offenbaren. Doch hätte ein Politiker zwischen den Zeilen seiner 1833 erschienenen „politischen und militärischen Betrachtungen über die Schweiz" Manches herauslesen können, was darauf hinzielte. Er räth den Eidgenossen dringend, immer die Bundesgenossen Frankreichs zu bleiben; es liege dies ganz in ihrem Interesse. Leider habe die Schweiz den weltbeglückenden Plan seines großen Onkels, Napoleons I., nicht verstanden und sich dadurch selbst am meisten geschadet.

Er erzählte dann, daß der Onkel die Welt nur erobern wollte, um ihr die wahre Freiheit zu geben. Nicht aus Ehrgeiz, sondern um die gänzliche Wiedergeburt des in ungesunder Stickluft versiechten Europa's kraftvoll herbeizuführen, setzte er auf seine republikanischen Loorbeeren das kaiserliche Diadem. Was als Willkürherrschaft und Diktatur erschien, war nur ein absolut nothwendiges Provisorium, das mit der Niederlage der Russen und der Erniedrigung der englischen Aristokratie seine Grenzen finden sollte. Wäre Napoleon Sieger geblieben, er hätte das Herzogthum Warschau in einen polnischen Nationalstaat umgewandelt, aus Westphalen wäre wieder ein deutscher Nationalstaat und aus dem Vicekönigreich ein italienischer Nationalstaat hervorgegangen; in Frankreich wäre die Diktatorsgewalt durch eine freisinnige Regierung ersetzt worden, — kurz, es hätte unabhängige, freie, innerlich feste Nationalstaaten mit durchaus gesunden Institutionen gegeben und Europa wäre für immer glücklich gewesen. Aber leider vermochte weder das deutsche noch das Schweizervolk diesen großen, erhabenen Plan zu fassen, und das Unglück Napoleons weckte sogleich wieder die alten Anmaßungen der Partei der Bevorrechteten, welche nun als feste Phalanx vordrang, um Europa in die alte Knechtschaft zurückzuführen. Die durch ihre Häupter betrogene Schweiz warf sich fremden Fürsten zu Füßen und öffnete ihnen ihre Thore. Sowie der Rheinbund seinen Protektor, so verlor die Schweiz ihren Vermittler, und die nordischen Schaaren zogen triumphirend neben den Schlachtfeldern von Sempach und Morgarten vorbei. Mit ihrem Durchzuge stürzten sie die Freiheiten um, welche Napoleon der Schweiz gegeben hatte. Unter dem ärgsten Mißbrauch des Namens der Freiheit entthronten die Souveräne den Kaiser; aber ihr Sieg war eigentlich nur der Triumph des aristokratischen Systems über die demokratische Partei, der Legitimität über die Volksherrschaft, der Vorrechte und der Unterdrückung über die

Gleichheit und Unabhängigkeit. — So redete der Neffe von seinem Onkel und dessen Verhältnissen zur Schweiz.

War es dem Prinzen auch nicht gestattet, nach Frankreich zurückzukehren, so verstand er doch die Aufmerksamkeit seiner hervorragendsten Landsleute auf sich zu ziehen. Er erhielt auf Arenenberg oft Besuche von solchen und alle waren entzückt über sein ritterliches, nobles, würdevolles, ernstes Wesen, seine Gelehrsamkeit und seinen Studienfleiß. Je mehr sich nun die Julidynastie in Frankreich verhaßt machte und um die Gunst der legitimen Höfe buhlte, desto näher sah er sich seinem Ziele. Im Oktober 1836 glaubte er, der Moment zum Handeln sei endlich gekommen; er reiste in aller Stille nach Straßburg und zettelte da eine Militärverschwörung an. Am 20. jenes Monats brach dieselbe wirklich in einen Aufstand aus, der aber nicht nur vollständig mißlang, sondern ihn sogar in Gefangenschaft führte. In der Schweiz war man über diesen Handstreich allgemein erstaunt; denn Niemand hatte die Vorbereitungen dazu beobachtet. Den Obersten Düfour traf diese Kunde wie ein Donnerschlag; auch er hatte keine Ahnung davon gehabt; er bedauerte die unüberlegte That seines Freundes lebhaft und war um diesen selbst sehr besorgt; allein die Nachricht, daß die Regierung Louis Philipp's alle Theilnehmer des „Putsches" von Strafe freigesprochen und den Prinzen der Justiz entzogen und nach Amerika geliefert habe, war geeignet, ihn vollständig zu beruhigen.

Die alte, schwergeprüfte Exkönigin auf Arenenberg fiel bald darauf in eine gefährliche Krankheit, die sich von Monat zu Monat verschlimmerte. Der Prinz hielt deshalb in Amerika nicht lange aus, sondern eilte bei der bösen Nachricht, von Kindesliebe getrieben, über England an's Sterbebett seiner Mutter zurück, deren bange Stunden er ihr versüßte. Am 3. Oktober 1837 empfing er ihren letzten Segen, worauf sie verschied. In ihren Vermächtnissen hatte sie den Kanton

Thurgau mit einer Pendeluhr bedacht, „damit er immer wisse, was an der Zeit sei“. Die Schenkung war von den Worten begleitet: „Ich wünsche, daß die Uhr im Sitzungssaale des Großen Rathes aufgestellt werde, damit dieses Andenken ihn an den edlen Muth erinnere, mit welchem er mir eine ruhige Gastfreundschaft in diesem Kanton zu sichern wußte.“

Dieser Muth sollte aber bald auf eine schwerere Probe gestellt werden. Der Prinz kehrte nämlich nicht wieder über den Ozean zurück, nachdem er seiner Mutter die Augen zugedrückt hatte, sondern blieb auf Arenenberg und setzte da seine Studien in früherer Weise fort. Ob seiner Nähe an den Grenzen Frankreichs ward nun das Julikönigthum in heimliche Angst versetzt; es machte sich im Stillen harte Vorwürfe, den Anstifter des Straßburgerputsches damals, als er im Gefängnisse lag, nicht dem Arme der Justiz übergeben, sondern freigelassen zu haben. Doch, gewohnt, den Kommandostab über Helvetien zu schwingen, gedachte jetzt Louis Philipp das Versäumte rasch nachzuholen und den gefürchteten Jüngling aus der Schweiz wegzujagen. Wohl mag er sich noch erinnert haben, wie froh er selbst vor fünfundvierzig Jahren über das sichere Asyl gewesen, das er in der Schweiz gefunden; aber er unterdrückte diese innere Stimme der Dankbarkeit, die er gegen den biedern Nachbarstaat wohl hätte in Betracht ziehen dürfen. Das gleiche Herz fühlte anders im königlichen Purpur als im Schulmeisterrock. — — —

Kaum war der Prinz wieder einige Monate als ruhiger Bürger von Salenstein auf Arenenberg seßhaft, als der französische Gesandte beim eidgenössischen Vororte Luzern das „höfliche“ Ansuchen stellte, denselben aus dem Lande zu weisen. Auf dieses sonderbare Ansinnen erwiederte der Schultheiß Kopp von Luzern, der damals die höchste Würde in der Eidgenossenschaft vertrat, daß die Sache rein kantonaler Natur sei und bloß den Stand Thurgau angehe. Dieser

Kanton verweigerte nun ganz entschieden die Ausweisung seines Bürgers; ja ein Bezirk wählte diesen sogar als Mitglied des Großen Rathes, welche Würde der Prinz jedoch dankend ablehnte.

Unterdessen hatte Lieutenant Laity, einer der Genossen Napoleon's beim mißglückten Straßburger Handstreiche, eine prahlerische Schrift über diese Affaire und deren angeblich über ganz Frankreich gesponnene Fäden veröffentlicht, welche in Paris mit Beschlag belegt wurde, dem Verfasser eine Verurtheilung zu fünfjähriger Gefängnißstrafe eintrug und dem Pairshofe, der diesen Prozeß auf's Geräuschvollste führte und in anti-bonapartistischem Sinne ausbeutete, Veranlassung gab, auf's Neue auf die napoleonischen Entwürfe aufmerksam zu machen. Die Folge davon war, daß der französische Gesandte, Herzog von Montebello, im Auftrage Louis Philipp's jetzt eine förmliche Note an die Eidgenossenschaft richtete, worin er der Schweiz heftige Vorwürfe bezüglich der Nichterfüllung seines Willens machte und ganz kategorisch die Ausweisung des Prinzen verlangte. Das ganze Schriftstück kam einem gebieterischen Befehle gleich und läßt sich ungefähr in folgenden Sätzen wiedergeben: „Nach den Ereignissen von Straßburg und der Großmuth, die dem Louis Bonaparte zu Theil wurde, hätte der König der Franzosen von einem befreundeten Lande, wie die Schweiz, nicht erwartet, daß diese den Anstifter jenes Attentats auf ihr Gebiet zurückkehren und seine unsinnigen und verbrecherischen Ansprüche von da aus erneuern ließe; denn Arenenberg bildet notorisch der Mittelpunkt von Umtrieben, welche die Interessen der französischen Regierung gefährden, weshalb diese das Recht und die Pflicht hat, von der Schweiz zu verlangen, daß sie dieselben in ihrem Schooße nicht dulde. Vergebens wird Louis Bonaparte diese Umtriebe bestreiten. Die Flugschriften, die er mit großen Kosten veröffentlichen läßt, wie die vom Pairshof kürzlich

verurtheilte, wobei seine Mitwirkung nachgewiesen ist, zeigen hinreichend, daß seine Rückkehr aus Amerika nicht bloß zum Zwecke gehabt hat, einer sterbenden Mutter die letzte Pflicht zu erweisen, sondern auch seine Entwürfe und Ansprüche wieder aufzunehmen. Die Schweiz wird nicht erlauben, daß Louis Bonaparte sich gleichzeitig als ihren Bürger und als Prätendenten auf den französischen Thron gerirt, daß er sich jedesmal für einen Franzosen ausgibt, wenn er die Hoffnung hegt, sein Vaterland zu Gunsten seiner Entwürfe aufzuwiegeln, und für einen Bürger von Thurgau, wenn die Regierung seines Vaterlandes die Wiederholung .solcher verbrecherischer Unternehmungen zu verhindern sucht. Mit dem vollsten Vertrauen stellt daher die Regierung das bestimmte Verlangen, daß Louis Bonaparte angehalten werde, das Gebiet der schweizerischen Eidgenossenschaft zu verlassen.“ —

Ist denn die Schweiz eine französische Provinz geworden? fragte sich jeder Patriot entrüstet über diese Forderung des mächtigen Nachbarstaats, in dessen Städten doch die ganze Straßburger Affaire mit Allem, was drum und dran hing, von allen Klassen der Bevölkerung nur spöttisch als abenteuerlicher ¦Streich verhandelt und keiner tiefern Bedeutung oder gar irgendwelcher Theilnahme werth gehalten wurde, — wo ferner Louis Philipp den in seiner Gewalt gewesenen Prinzen als ungefährlichen Abenteurer ungestraft und ohne irgendwelche Verpflichtungen und Zusicherungen von Seite dieses Letztern freigelassen hatte, — wo im Weitern die Laity-sche Schrift selbst gedruckt und bereits geraume Zeit verurtheilt worden war, — wo endlich die Napoleoniden seit dem Verbannungsdekret gar nicht mehr als Franzosen, sondern als Fremde angesehen wurden. Auf die Frage, ob sich der Prinz noch immer mit der Hoffnung trage, seine zukünftige Mission in der alten Heimat zu suchen, konnte die Schweiz natürlicherweise nicht eintreten; für sie war er einfach ihr Bürger

und weiter nichts und in dieser Eigenschaft hatte sie ihn zu schützen. Ein Grund zu seiner Ausweisung lag also durchaus nicht vor; denn bloße politische Absichten und Hoffnungen, die zudem nicht einmal erwiesen sind, kann man nie und nirgends zur Verantwortung ziehen. Uebrigens war ja die Schweiz auch für politische Flüchtlinge ein neutrales Land und hätte dem jungen Napoleon schon der Konsequenz halber ein sicheres Asyl bieten müssen, auch wenn er nie ihr Bürger gewesen wäre; hatten doch schweizerische Kantone schon mehr als einmal den Mitgliedern gefallener Dynastien eine Zufluchtsstätte geboten, ohne daß diese zuvor ihr Kronanrecht aufgaben; ja hatte nicht selbst Louis Philipp einst in Graubünden Schutz gesucht und genossen, ohne den er vielleicht dem schrecklichen Schicksale seines Vaters verfallen wäre?! — So redete man auch da im Volke, wo man mit den Napoleoniden nie sympathisirt hatte und wo deren imperialistische Ideen zu keinen Zeiten einen Fürsprecher fanden. Dennoch war man auf die bezüglichen Verhandlungen der Tagsatzung, die bald zusammentrat, allgemein gespannt.

Als am 6. August die Note der französischen Regierung im Schooße dieser obersten eidgenössischen Behörde zur Besprechung kam, erklärte der Vertreter des Kantons Thurgau, Dr. Kern, daß der Prinz thurgauischer Kantonsbürger sei, ein anderes Bürgerrecht habe er nicht; es könne also von Ausweisung keine Rede sein, wenn sich die Schweiz nicht zur französischen Provinz erniedrigen wolle. In schwungvoller Rede führte er alsdann aus, wie es die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes gegenüber den französischen Anmaßungen erfordere, daß man gegen Letztere entschieden Front mache und daß jeder schweizerische Patriot ohne irgendwelche Rücksicht seine Pflicht thue, komme was da wolle. Diese Ansicht wurde insbesondere durch die Gesandten von Genf und Waadt in begeisterten Vorträgen unterstützt, indem der

Letztere, Monnard, erklärte, seine Instruktionen erlauben ihm, es selbst auf den Krieg gegen Frankreich ankommen zu lassen, und der Erstere, Rigaud, sich äußerte: „Die kleinen Staaten müssen mehr als andere darüber wachen, daß ihre Rechte geachtet werden; ihre hauptsächlichste Kraft ist die moralische; sie müssen wissen, daß eine Konzession eine zweite hervorruft und daß dann bald der Verlust der Achtung folgt."

Trotz solch' entschiedener Aeußerungen kam die Tagsatzung doch zu keiner endgültigen Antwort, sondern beschloß, vor weiterer Diskussion in dieser Sache erst bei der Regierung von Thurgau anzufragen, ob die vorgeworfenen Umtriebe in Arenenberg konstatirt seien und wie es sich mit dem Bürgerrechte des Prinzen verhalte. Die eingehenden Erklärungen sollten einer Siebnerkommission zur Begutachtung überwiesen werden.

Die gefallenen Voten verletzten die Eitelkeit des französischen Hofes auf's Tiefste. Derselbe sandte daher sofort eine neue Note an die Eidgenossenschaft, in welcher der Prinz nochmals als gefährlicher Verschwörer hingestellt wurde, der sich bald auf den französischen Thron schwingen wolle, bald hinter sein schweizerisches Bürgerrecht verstecke; Frankreich sei es deshalb sich selbst schuldig, nicht länger zu dulden, daß die Schweiz durch ihre Nachsicht die Umtriebe von Arenenberg gutheiße. „Erklären Sie dem Vororte", — so schloß der Auftrag an den Herzog v. Montebello, — „daß, im Falle die Schweiz, gegen alle Erwartung, für Denjenigen, der ihre Ruhe ernstlich gefährdet, Partei ergreift und die Ausweisung von Louis Bonaparte verweigert, Sie den Befehl haben, sofort Ihre Pässe zu verlangen. Versichern Sie noch einmal, daß Frankreich, stark durch die Gerechtigkeit seines Verlangens, alle Mittel, über welche es verfügt, anwenden wird, um von der Schweiz eine Genugthuung zu erhalten, die es sich durch keine Rücksicht wird nehmen lassen." Diese Erklärung, die an

Deutlichkeit Nichts zu wünschen übrig ließ, wurde von den Gesandten von Preußen, Oesterreich und Baden unterstützt.

Die Mehrzahl der Schweizerbürger ward durch diese Note auf's Neue entrüstet; denn solchergestalt war die Selbstständigkeit und Ehre unseres Vaterlandes noch nie angetastet worden. Der Große Rath des Kantons Thurgau gab nun die kurze und bündige Antwort, daß er die Ausweisung des Prinzen einhellig auf das Bestimmteste verweigere, indem derselbe das thurgauische Bürgerrecht erhalten und angenommen habe. Im Falle von Umtrieben desselben stehe es den Behörden dieses Kantons allein zu, sie auf gesetzlichem Wege zu verfolgen und zu bestrafen, und es liege auch in ihrem festen Willen, dies zu thun, sobald sich solche konstatiren lassen. Der Prinz selbst hatte vorher in einem Schreiben erklärt, daß er seit Erlaß des Verbannungsdekrets gegen seine Familie gesetzlich keine Heimat mehr gehabt habe, bis er in das thurgauische Bürgerrecht aufgenommen worden sei; Letzteres sei daher das einzige, das er besitze; in Frankreich habe man ihn bürgerlich todt erklärt; nur wenn es gelte, ihn zu verfolgen, erkenne die französische Regierung ihn als Franzosen an; in Straßburg habe sie dagegen durch den Staatsanwalt erklären lassen, daß sie ihn als Fremden betrachte. Die Beschuldigung, daß Arenenberg ein Herd von Umtrieben sei, wies der Prinz zurück und sagte, sein fester Wille sei, sich in Thurgau ruhig zu verhalten und Alles zu vermeiden, was den freundlichen Beziehungen Frankreichs mit der Schweiz nachtheilig sein könnte. [1])

In der Siebnerkommission ging es ernst und heftig her, wie auch in der Tagsatzung, wo man einestheils vor einem

---

[1]) Vergl. Feddersen, Geschichte der schweiz. Regeneration, S. 267. Zürich, Verlags-Magazin, 1866. — Leemann, Denkschrift über die Ereignisse im Jahr 1838. Biel 1840.

Bruche mit Frankreich zurückschreckte, aber auch die Selbstständigkeit der Schweiz nicht in Brüche gehen lassen wollte. Die Mehrheit der Kommission verlangte nun, daß zur Erhärtung des schweizerischen Bürgerrechts des Prinzen vorerst die feierliche Erklärung von diesem einzuholen sei, daß er auf das französische Bürgerrecht verzichte, während die Minderheit dies als nicht durch die Verfassung geboten, daher als unnöthig unterlassen wollte und zu den schleunigsten Vorkehrungen zur Vertheidigung der Westgrenze aufforderte, worauf die Tagsatzung in Anbetracht des wichtigen Falles die Einholung neuer Instruktionen bei den Kantonen beschloß und die Sitzung bis zum 1. Oktober vertagte.

Auf seiner Rundreise durch die ganze Schweiz war der Herzog v. Montebello unterdessen eifrigst bemüht, durch Einflüsterungen und Drohungen die Harten mürbe zu machen. So äußerte er sich gegen den Staatsrath Schaller in Freiburg: „Ihr wollt Krieg; nun denn, ihr sollt ihn bekommen; wir werden bei diesem Genf beginnen, welches immer das große Wort führt, und in vierzehn Tagen darauf seid ihr erdrückt.“ Trotz solcher prahlerischer Redensarten tönte es in den Kantonen stets kräftiger und entschiedener; man sah ein, daß es sich eigentlich nicht um eine Persönlichkeit, sondern um ein großes Prinzip handle, von dessen Aufrechthaltung die ganze Selbstständigkeit der Schweiz abhänge. Die Bürger der Kantone Genf und Waadt standen wie ein Mann auf, um dem unwürdigen Verlangen Louis Philipp's die Stirn zu bieten; in Langenthal verlangte eine Volksversammlung von 6000 Schweizerbürgern die unbedingte Aufrechthaltung der Ehre unseres Vaterlandes; Aufrufe zur Bildung von Freikorps geschahen in fast allen Kantonen; in Zürich sprachen zahreiche Adressen von Offizieren ihre Bereitwilligkeit aus, mit ihrem Blut für das gute Recht der Schweiz einzustehen; Oberst Düfour, der einsichtige, feurige Patriot, verfaßte eine

kernige Adresse, um dem Großen Rathe des Kantons Thurgau für seine muthige Haltung zu danken. An einer Versammlung vorgelesen, wurde sie mit Jubel aufgenommen und die volle Zustimmung dazu von den hervorragendsten Genfern mit ihrer Unterschrift bekräftigt. Sie lautet:

A Messieurs les Membres du Grand-Conseil du haut Etat de Thurgovie.

Très Honorés Messieurs!

Chers et fidèles Confédérés!

Nous avons lu avec une vive satisfaction votre déclaration unanime du 22 Août dernier, en réponse à la note de l'Ambassadeur français. Nous éprouvons le besoin de vous en témoigner notre reconnaissance.

Vous avez su maintenir le principe sacré et inviolable de la souveraineté, en le conciliant avec les devoirs du droit international.

Vous avez bien mérité de la Suisse.

Vous avez reconnu et démontré que Louis-Napoléon Bonaparte, dont on demande l'expulsion du territoire hélvétique, est citoyen du canton de Thurgovie dès l'année 1832, qu'il jouit de tous le droits attachés à cette qualité, qu'il a acceptée, et que vous ne lui en reconnaissez aucune autre.

Vous avez repoussé comme étant sans fondement, l'allégation contenue dans la note de l'Ambassadeur français, que le lieu habite où Louis-Napoléon, est un centre d'intrigues contre le Gouvernement actuel de la France.

Vous avez refusé de souscrire à la demande de ce Gouvernement, en déclarant que vous ne souffririez sur le territoire de votre canton aucun acte qui fût de nature

à compromettre la sureté des Etats voisins, et que vous sauriez punir, conformément à la Constitution, et aux lois du pays, les actes de cette nature qui seraient prouvés.

Cette réponse est la seule que, dans les circonstances actuelles, l'honneur et la dignité de la Confédération, lui permettent de faire et les Soussignés ne doutaient pas, qu'elle ne fût aussi le texte de celle de la Haute Diète à la note de l'Ambassadeur français.

Comme vous, nous ne pouvons vois dans Louis-Napoléon, qu'un citoyen du Canton de Thurgovie, qu'elles que soyent les déclarations qu'on pourrait exiger de lui.

La question qui préoccupe la nation est donc claire, et nettement posée. Le bon sens national sait la dégager de toute considération individuelle. Il ne s'agit plus des Oeuvres ou des projets de Louis-Napoléon. Le Gouvernement français demande à la Suisse l'expulsion sans jugement, d'un de ses citoyens.

Cette demande est sous tous les rapports inadmissible, et les droits internationaux ne sauraient aller jusque là.

Si la Confédération pouvait adhérér à une semblable exigence, elle ne serait plus une nation indépendante et libre. Elle perdrait, et avec raison, tout droit quelconque, à l'estime et à la considération du monde entier.

Aussi, en réfléchissant à ce qu'on voudrait lui imposer, la Suisse entière s'est émue.

Elle porte ses regards plus haut et plus loin. Elle s'inquiette de son avenir. Elle a compris que le moment était venu de donner une réponse courte et cathégorique à cette question que chacun s'adresse avec angoisse:

L'Etranger sera-t-il maître chez nous?

L'immense majorité de la nation, n'en doutez pas, Très Honorés Messieurs, partage notre manière de voir,

et tous les Cantons applaudiront comme nous à votre honorable décision.

Nous avons appris avec douleur la scission qui s'est manifestée dans le sein de la commission de la Diète, et ensuite dans cette haute assemblée, sur une question qui, après la déclaration de votre députation, après la séance si remarquable du 6 Août, aurait du réunir l'unanimité des Membres de la commission, et la grande majorité des Etats, au projet simple et digne, de cette minorité de deux Membres, qui se fondait essentiellement sur votre décision du 22 Août.

Qu'importent les déclarations que le projet de la majorité de la Commission voudrait exiger de Louis-Napoléon, quoiqu'il dise, il restera ce qu'il est, aux yeux du gouvernement français, qui veut son expulsion sans égard à la qualité qu'il a, ou qu'il peut prendre quant à ses droits de citoyen.

Ce n'est pas par des subtilités ou des faux fuyans qu'un peuple qui se respecte quelque faible qu'il soit peut répondre à une demande injuste, et qu'il ne saurait accorder sans violer ses institutions les plus sacrées.

Si le gouvernement français ne se contente pas de la garantie que vous avez donnée, et que la haute Diète renouvellerait solennellement, quant aux devoirs que le droit des gens lui impose, c'est que ce gouvernement qui se dit notre ami et notre allié, veut humilier la Suisse, ou lui dicter des lois.

C'est ce que le peuple suisse ne saurait souffrire, sans cesser d'exister comme peuple indépendant.

Nous espérons que l'honneur de la Confédération sortira intact des délibérations des Grands Conseils, des Cantons qui auront à se prononcer sur la réponse à faire à la note de l'Ambassadeur français, mais en attendant

persistez, Très Honorés Messieurs, dans votre noble résolution. Comptez sur l'appui que vous prêtera dans cette grave conjoncture le peuple suisse, et soyez certains que lui aussi dira avec votre honorable député à la Diète

Monsieur Kern,

fais se que dois, advienne que pourra.

Nous avons l'honneur d'être, avec une haute considération et un profond respect

Très Honorès Messieurs et Chers Confédérés,

Vos très humbles et très obéissants serviteurs.

(sig.) **G. H. Dufour,** *quart. maître gl.* *(sig.)* **Louis Rilliet-Constant,** *colonel fédéral.*

Genève, le 18 Septembre 1838.

Dieses Meisterstück einer kernigen Adresse, von sechshundertsiebzig Unterschriften bedeckt, liegt im thurgauischen Kantonalarchiv in Frauenfeld [1]) und heißt — für diejenigen Leser, die nicht französisch verstehen — auf deutsch:

An die Herren Großräthe des h. Standes Thurgau.

Hochgeehrte Herren!
Liebe, treue Eidgenossen!

Mit lebhafter Befriedigung haben wir Ihre einstimmige Erklärung vom 22. August als Erwiderung auf die Note des französischen Gesandten gelesen. Wir fühlen uns gedrungen, Ihnen dafür unsere Dankbarkeit zu bezeugen.

Sie haben das heilige und unverletzliche Prinzip der Souveränetät aufrecht zu halten gewußt, indem Sie dasselbe mit den Pflichten des Völkerrechtes in Einklang brachten.

Sie haben sich um das Vaterland verdient gemacht!

---

[1]) Anmerkung: Und wurde dem Verfasser dieses Buches von der Tit. Kantonskanzlei in verdankenswerthester Weise mitgetheilt.

Sie haben erkannt und bewiesen, daß Louis Napoleon Bonaparte, dessen Ausweisung aus dem helvetischen Territorium verlangt wird, seit dem Jahre 1832 Bürger des Kantons Thurgau ist, daß er alle Rechte, die mit dieser von ihm angenommenen Eigenschaft verknüpft sind, genießt und daß Sie für ihn keine andern anerkennen.

Sie haben die in der Note des französischen Gesandten angeführten Anschuldigungen, als sei der Aufenthaltsort Louis Napoleons der Herd der Intriguen gegen die jetzige Regierung Frankreichs, als grundlos zurückgewiesen.

Sie haben das Verlangen dieser Regierung abgeschlagen, indem Sie erklärten, daß Sie auf dem Territorium Ihres Kantons keine Handlung dulden würden, welche die Sicherheit der Nachbarstaaten irgendwie gefährden könnte, und daß Sie erwiesene Vorkommnisse dieser Art streng nach der Vorfassung und den Landesgesetzen zu bestrafen wüßten.

Diese Antwort ist die einzige, welche die Ehre und Würde der Eidgenossenschaft unter den gegenwärtigen Verhältnissen geben kann, und die Unterzeichneten bezweifeln nicht, daß sie auch den Text derjenigen bilden werde, welche die hohe Tagsatzung auf die Note des französischen Gesandten ertheilen wird.

Gleich wie Sie, können auch wir in Louis Napoleon nur einen Bürger des Kantons Thurgau erblicken, welches auch die Erklärungen sein mögen, die man von ihm verlangen könnte.

Die Frage, welche die Nation sorgenvoll beschäftigt, ist also klar und deutlich festgestellt. Das nationale Verständniß weiß sie von jeder individuellen Rücksicht freizuhalten. Es handelt sich nicht mehr um Thaten oder Projekte von Louis Napoleon. Die französische Regierung verlangt von der Schweiz die Landesverweisung eines eigenen Bürgers ohne rechtliches Urtheil.

Dieses Verlangen ist in allen Stücken unstatthaft und läuft allen Gesetzen des Völkerrechts zuwider.

Wenn die Eidgenossenschaft einem solchen Verlangen Folge leisten würde, so wäre sie keine unabhängige und freie Nation mehr. Sie verlöre, und zwar mit Recht, jedweden Anspruch auf Ehre und Achtung von Seite der ganzen Welt.

Das gesammte Schweizervolk hat sich daher erhoben, als es überlegte, was man ihm zumuthen wollte. Es sieht höher und weiter. Es ist um seine Zukunft besorgt. Es hat begriffen, daß der Augenblick gekommen ist, eine kurze und kategorische Antwort auf die Frage zu geben, die sich Jeder ängstlich stellt:

„Ist denn der Fremde Herr bei uns?" — —

Zweifeln Sie nicht daran, verehrte Herren: die immense Mehrheit der Nation theilt unsere Ansicht der Dinge und alle Kantone werden, wie wir, Ihren ehrenwerthen Beschluß lebhaft unterstützen.

Mit Schmerzen haben wir die Nachricht von dem Zwiespalt erfahren, der sich im Schooße der Kommission der Tagsatzung und später in dieser hohen Versammlung selbst über eine Frage gezeigt hat, welche, nach Abgabe der Erklärung Ihrer Deputation, nach der so bemerkenswerthen Sitzung vom 6. August, die Einstimmigkeit der Kommissionsmitglieder und die große Majorität der Stände auf den einfachen und würdigen Vorschlag dieser Minorität von zwei Mitgliedern hätte vereinigen sollen, der sich wesentlich auf Ihren Entscheid vom 22. August stützte.

Was sollen die Erklärungen, welche der Vorschlag der Kommissionsmajorität von Louis Napoleon verlangen wollte, obgleich Jener sagt, in den Augen der französischen Regierung, welcher seine Ausweisung fordert, ohne Rücksicht auf den Stand, den er hat, oder hinsichtlich seines Bürgerrechtes nehmen kann, bleibe er doch was er sei?!

Durch Spitzfindigkeiten und falsche Ausflüchte kann kein Volk, das sich respektirt, so klein es auch sei, auf ein ungerechtes Verlangen antworten, — auf ein Verlangen, auf das es ohne Verletzung seiner heiligsten Institutionen nicht eingehen kann.

Wenn sich die französische Regierung mit den Garantien, welche Sie gegeben haben und welche die hohe Tagsatzung hinsichtlich der ihr durch das Völkerrecht auferlegten Pflichten feierlichst erneuerte, nicht zufrieden stellen läßt, so hat diese Regierung, die sich unsere Freundin und Bundesgenossin nennt, keine andere Absicht, als die Schweiz zu demüthigen oder ihr Gesetze zu diktiren.

Das darf das Schweizervolk nicht dulden, wenn es nicht aufhören will, als ein unabhängiges Volk zu existiren.

Wir hoffen, daß die Ehre der Eidgenossenschaft unbeschädigt aus den Verhandlungen der Großrathsversammlungen der Kantone, welche sich über die Frage auf die Note des französischen Gesandten auszusprechen haben, hervorgehen werde; aber unterdessen beharren Sie, sehr verehrte Herren, bei Ihrem edlen Beschlusse. Zählen Sie auf die Unterstützung, welche Ihnen das ganze Schweizervolk in dieser schwierigen Lage bietet, und seien Sie versichert, daß es auch mit Ihrem geehrten Tagsatzungsgesandten, Herrn Kern, sagen wird:

„Thue deine Pflicht, komme was da wolle!"

Sehr geehrte Herren und liebe Eidgenossen! Wir haben die Ehre, unter Versicherung unserer vollsten Hochachtung und Ehrerbietung zu sein

Ihre ergebensten und gehorsamsten Diener

G. H. Düfour,
General-Quartiermeister.
L. Rilliet-Constant,
Eidg. Oberst.

Genf, den 18. September 1838.

Von Woche zu Woche gewann die Ansicht, daß sich diesmal die Mehrheit der Kantone energisch gegen die Forderungen Louis Philipp's aussprechen werde, an Wahrscheinlichkeit und war schon vor der Wiedervereinigung der Tagsatzung zur Gewißheit geworden. Dadurch wuchs die Spannung und Frankreich nahm jetzt nicht nur in Worten eine noch drohendere Haltung an, sondern zeigte bereits durch Truppenzusammenziehungen und umfassende Kriegsrüstungen, daß es vor keinem Mittel zurückschrecke, seinen Willen gegen die Schweiz durchzusetzen; ja die Regierungsorgane predigten bereits mit gewaltiger Stimme den Feldzug gegen das „widerspenstige" Ländchen.

Im Geheimen aber geschahen Schritte zur Abwendung eines unheilvollen Krieges. Viele hofften, der Prinz werde seinem so oft zur Schau getragenen Republikanismus durch die feierliche Erklärung des Verzichts auf sein Franzosenthum den Stempel der Aufrichtigkeit aufdrücken; er erhielt auch bezügliche Winke; geißelte doch gerade der Waadtländer Monnard, der eifrigste Verfechter der schweizerischen Selbstständigkeit, an der Tagsatzung förmlich das Benehmen eines „jungen Menschen, der die schweizerische Gastfreundschaft so schlecht belohne und, um ein wenig Lärm zu machen, nicht fürchte, die Ruhe der Eidgenossenschaft zu stören, auch ein so ärmlicher Republikaner sei, um nicht allem Andern die Ehre vorzuziehen, als freier Mann in einem freien Lande zu leben." Mit einer solchen Erklärung aber rückte Napoleon nicht heraus, warum? das sollte dereinst seine Zukunft zeigen. Es fehlte daher nicht an verschiedenen andern wahrhaft freundschaftlichen Rathschlägen, die dem Prinzem brieflich zukamen. Düfour selbst schrieb ihm u. A.:

„Es ist wahrscheinlich, daß Sie in Ihrem Asyl nicht beunruhigt werden. Dennoch aber, und erlauben Sie meiner Freundschaft, es Ihnen anzurathen, werden Sie einen großen

Entschluß zu fassen haben, und Ihr Herz wird Ihnen denselben eingeben."

Dieser aufrichtige und taktvolle Rath wurde befolgt; denn am 22. Sept. kündigte der Prinz in einem Schreiben an den Präsidenten der Thurgauer Regierung, Landammann Anderwert, selbst den Entschluß an, die Schweiz in keine Verlegenheiten zu stürzen und sich freiwillig zu entfernen. In diesem Schreiben sagte er u. A.:

„Die Schweiz hat seit einem Monate durch ihre kräftigen Protestationen und durch die Beschlüsse der bis dahin versammelten Großen Räthe gezeigt, daß sie bereit wäre, ihre Würde und ihr Recht aufrecht zu erhalten. Sie wußte ihre Pflicht als unabhängige Nation zu erfüllen. Ich werde meine Pflicht zu thun wissen und der Stimme der Ehre treu bleiben. Man kann mich verfolgen, aber nicht erniedrigen. Da die französische Regierung erklärte, daß die Weigerung der Tagsatzung, ihrer Forderung nachzukommen, das Zeichen zu einem Brande sein würde, der Unheil über die Schweiz bringen könnte, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als mich aus einem Lande zu entfernen, wo meine Gegenwart die Unterlage zu höchst ungerechten Forderungen ist, wie sie der Verwand wäre, großes Unglück anzurichten. — — —

„Indem ich also demnächst das einzige Land der Erde, wo ich Hülfe und Schutz gefunden, freiwillig verlasse, indem ich mich von den Gegenden entferne, die mir aus so vielen Gründen theuer geworden, glaube ich, dem schweizerischen Volke zu beweisen, daß ich der Zeichen der Liebe und Achtung würdig war, die es mir so oft gegeben hat. Ich werde die edle Haltung der Kantone nie vergessen, welche sich so muthig zu meinen Gunsten ausgesprochen haben, und namentlich wird der edelmüthige Schutz, den mir der Kanton Thurgau hat zu Theil werden lassen, stets tief in meinem Herzen eingegraben bleiben."

Der Prinz reiste nach England ab, sobald er die Pässe erhalten hatte, und ging damit jeder Erklärung aus dem Wege, ob er Prätendent der französischen Krone oder einfacher Schweizerbürger sein wolle; von den Herzen der schweizerischen Landesväter aber nahm er einen drückenden Alp; denn sie erachteten nun mit seiner Entfernung aus dem Gebiete der Schweiz die ganze Angelegenheit als erledigt.

Diese Freude schien aber verfrüht zu sein, als die Dinge in Frankreich, ungeachtet des eben genannten Ereignisses, eine stets kriegerischere Gestalt annahmen und schon ein Heer von 27,000 Mann, dessen Musterung der König in Paris selbst vorgenommen, gegen die Schweizergrenze heranmarschirte. Von Lyon aus erließ General Aymard, der Oberbefehlshaber dieser Truppen, einen Tagesbefehl, der eben so prahlerisch als für die Schweiz verletzend war. „Bald werden unsere turbulenten Nachbarn einsehen, daß es besser gewesen wäre, Frankreich zu entsprechen, als mit Deklamationen und Beleidigungen zu antworten," — sagte er unter Anderem darin und ließ, trotzdem die Abreise des Prinzen in ganz Frankreich bekannt geworden war, das Heer immer näher rücken und bereits die Landschaft Gex, unmittelbar an der Grenze von Genf, mit einigen Bataillonen besetzen. Es schien also, als wollte man die Schweiz zwingen, nachträglich noch ein für alle Zeiten gültiges Verbannungsurtheil gegen Napoleon auszusprechen!

Aber die Eidgenossen waren unterdessen nicht müßig gewesen. Gleich bei den ersten direkten Kriegsdrohungen stand das Volk von Genf, Waadt und andern Gebieten unserer Westgrenze wie ein Mann auf und setzte sich in vollsten Vertheidigungszustand, ohne den Befehl dazu von der Tagsatzung abzuwarten. Die Regiernngen dieser beiden Kantone französischer Zunge erließen zündende Proklamationen, stellten die Kontingente auf's Piket und riefen bereits Truppen unter die

Waffen. Angefeuert durch Düfour, bot ganz Genf, Alt und Jung, alle Kräfte zum Dienste für's Vaterland an; Alles arbeitete an den Schanzen, um unter der Leitung von Düfour und Massé die gefährdete Stadt zu befestigen. Die noch nicht dienstpflichtige Mannschaft, bis zum Knabenalter herab, trat in Reih' und Glied, übte sich täglich in den Waffen und bildete unter dem schönen Namen »Enfants de Genève« (Kinder Genfs) in weniger als drei Wochen ein Freikorps, das alle Beachtung verdiente. In 14 Tagen hatten Düfour und Massé mit Hülfe dieser Tausende von rührigen Händen, die vom Morgen bis znm Abend um die Wette mit Axt und Schaufel, mit Hebel und Karren thätig waren, Faschinen banden, Verhaue anlegten, Gräben auswarfen und Sandsäcke aufthürmten, die Stadt in eine Festung umgewandelt, von deren Wällen gegen hundert Feuerschlünde zum allfälligen Empfange des Feindes bereit standen. Auch hatte Düfour einen guten Operationsplan entworfen; andere Offiziere schulten die Mannschaft ein. Patrouillen streiften Tag und Nacht bis an die Grenze hin, um den Wacht- und Sicherheitsdienst in und außer der Stadt gehörig einzuüben; Massen von Proviant wurden herbeigeschafft, — kurz, ganz Genf war wie im Belagerungszustande. Gleichzeitig hatten die energischen Waadtländer von ihren unter Oberst Guiguer stehenden 16,000 wohlausgerüsteten Kriegern 2000 Mann bis an die Grenze vorgeschoben; auch die andern waren bereit, jeden Moment in den dunkeln Wäldern und Engpässen des Jura den Feind zu empfangen. Diesem Beispiele folgten die meisten der andern Kantone; organisirten sich doch schon an der Ostgrenze der Schweiz, in St. Gallen und Thurgau, zahlreiche Freikorps, bevor die eidgenössische Regierung nur irgend einen Schritt für den Kriegsfall gethan hatte. Die Entschlossenheit und allgemeine Bereitwilligkeit, Gut und Blut für die Ehre des Vaterlandes einzusetzen, dieses herrliche Beispiel von Genf

und Waadt, riß jetzt auch die Herzen derjenigen Eidgenossen fort, die Anfangs zur Vermeidung eines Krieges ihren Nacken unter das Joch Frankreichs beugen wollten; ja es stellte sich sogar eine Anzahl Berner Offiziere, welche kurz zuvor den Fahneneid verweigert hatte, dem eidgenössischen Militärkommando zur Verfügung. Der Patriotismus feierte seine Triumphe wie zur Zeit der Burgunderkriege.

Unter solchen Aussichten kam der 1. Oktober heran, an welchem Tage sich die Vertreter der Kantone wieder vereinigten, um endlich auf die französische Note zu antworten. Die bezüglichen Berathungen nahmen selbstverständlich einen kurzen Verlauf, indem man der Regierung Louis Philipp's erwiderte, daß sich die Stimmen der Großen Räthe über die Nationalität Louis Napoleon's getheilt haben; einig dagegen seien sie über den Grundsatz, daß das Begehren um Ausweisung eines Schweizerbürgers unzulässig sei, da es der Unabhängigkeit eines souveränen Staates zuwiderlaufe. Die freiwillige Abreise des Verfolgten mache indeß jede weitere Berathung der Tagsatzung überflüssig. Doch könne die Schweiz nicht umhin, ihr peinliches Erstaunen darüber auszudrücken, daß von Seite Frankreich's vor der endlichen Schlußnahme der Tagsatzung kriegerische Drohungen und feindliche Maßregeln in's Werk gesetzt worden seien; man lebe indeß der Hoffnung, daß die früheren Beziehungen guter Nachbarschaft und gegenseitiger Zuneigung wieder hergestellt und nicht von Neuem gestört werden möchten. — Man sieht, daß die Mehrheit der Tagsatzung sehr zum Frieden geneigt war und daher in der Antwort ängstlich jeden scharfen Ton vermied, trotz der entschlossenen Stimmung in den meisten Kantonen und in vollständiger Ignorirung des herausfordernden Tagesbefehls General Aymards. Um aber Frankreich zu zeigen, daß man vor seinen Drohungen nicht erschrocken sei, wurde sofort die Grenze von Basel bis Genf mit 10,000 Mann besetzt, die

ganze Militärmacht in Bereitschaft gestellt und den Kantonen Genf und Waadt für ihr muthvolles, entschlossenes Vorgehen der Dank des Vaterlandes ausgesprochen.

Da die französische Regierung mit ihrer Gegenantwort und mit dem Rückzuge ihrer Truppen außergewöhnlich lange zögerte, so wurde der schweizerische Patriotismus auf's Neue angespornt. Bereits fing der eidgenössische Schützenverein an, sich militärisch zu organisiren, — da, am 12. Oktober, kam eine Note, worin Louis Philipp sich vollständig befriedigt erklärte, indem er sich ungefähr folgendermaßen äußerte: „Nie hat die französische Regierung von der Schweiz verlangt, daß diese einen ihrer Bürger ausweise; denn so sehr wie irgend eine andere Nation achtet Frankreich die Unabhängigkeit und Würde seiner Nachbarn, wacht aber zugleich über die Aufrechthaltung der eigenen Ehre und Ruhe. Die Eidgenossenschaft wird ihre großmüthige Gastfreundschaft nicht mehr von Demjenigen mißbrauchen lassen, dessen seltsame Ansprüche auf Frankreich hinreichend beweisen, daß die Schweiz ihn nie unter ihren Söhnen zählen wird. Mit wahrer Befriedigung nimmt die Regirung den Wunsch der Tagsatzung entgegen, daß sich Verwicklungen dieser Art nicht erneuern mögen. Was die Demonstrationen betrifft, welche die Tagsatzung feindlich nennt und die ihr ein so peinliches Erstaunen verursachten, so hat die Regierung nicht einen Augenblick aufgehört zu hoffen, daß die von der Klugheit eingegebenen Maßregeln baldigst einen andern Charakter annehmen werden, was jetzt eingetreten ist, da Louis Bonaparte die Schweiz verläßt und in Folge dessen das auf der Westgrenze aufgestellte Observationskorps aufgelöst wird. Wie zu allen Zeiten seiner Geschichte, ist Frankreich immer bereit, der Schweiz zu bezeugen, daß es ihr treuester Verbündeter und aufrichtigster Freund, wie der beständigste Vertheidiger ihrer Unabhängigkeit ist. Ihrerseits wird aber hoffentlich auch die Schweiz darüber wachen, daß

kein Grund zum Mißverständniß oder zur Unzufriedenheit künftig die gute Eintracht und die Beziehungen einer so alten Freundschaft stört."

In Genf verschwanden alsbald die Kanonen von den Wällen, um in den düstern Räumen des Arsenals ihre alten Plätze einzunehmen; die Mannschaft zog sich von der Grenze zurück und ging wieder ihrer friedlichen Beschäftigung nach; — Alles athmete frisch und frei auf nach der glücklichen Abwendung der ernsten Prüfung. Die nun verschwundene Gefahr hatte aber für die Eidgenossenschaft einen großen moralischen Gewinn gebracht; denn die Deutschschweizer erhielten dabei einen hohen Begriff von der großartigen Opferwilligkeit ihrer Bundesbrüder französischer Zunge in vaterländischen Dingen; ein innigeres Band umschlang von jetzt an die deutschen und welschen Kantone. Eine Deputation patriotischer Zürcher beschenkte das Genfer und Waadtländer Militär mit zwei prachtvollen Ehrenfahnen, die mit rauschenden Dankesbezeugungen entgegengenommen wurden, und hunderfältig wurde der alte Bundesspruch „Alle für Einen, Einer für Alle" von den Ufern des Leman bis zu denen des Bodan hin in Rede und Lied erneuert.

Von der französischen Regierung erhielt die Schweiz dann noch die Genugthuung, daß der prahlerische General Aymard, der in seinen drohenden Aeußerungen so verletzend gewesen war, „aus Gesundheitsrücksichten" seine Entlassung vom Kommando nehmen mußte und der Gesandte, Herzog von Montebello, der jedenfalls die Hauptursache am ganzen Konflikt gewesen war, aus der Schweiz abberufen und nach Neapel versetzt wurde. Louis Philipp aber hatte sich in seinem eigenen Reiche durch diese Streitsache sehr geschadet; denn einestheils zog er sich den beißenden Spott seiner Gegner über die zur Schau getragene Angst für seine Dynastie zu; anderntheils erhob er den abenteuerlichen Kronprätendenten durch seine

Maßnahmen in den Augen des französischen Volkes zu einer Wichtigkeit, die diesem später sehr zu Statten kam, als er wieder an die Realisirung seiner Herrscherpläne schritt.

Immer war das in Frage stehende thurgauische Bürgerrechtsverhältniß des Prinzen vor den Augen der Welt noch nicht aufgeklärt, da weder dieser noch die Regierung hierüber öffentlich klaren Wein eingeschenkt hatten. Erst später erfuhr man, daß ihm der Große Rath, im Einklange mit der Gemeinde Salenstein, das wirkliche, reine Bürgerrecht geschenkt hatte, daß dieses aber auf Wunsch des Prinzen in der vom Kleinen Rathe ausgefertigten Urkunde zu einem bloßen Ehrenbürgerrechte gemacht wurde, wodurch ihm immer die Hinterthüre offen stand, um sich in seiner Prätendentenrolle nichts zu vergeben, wie er denn auch in seinem bezüglichen Dankschreiben bemerkt hatte: „Seien Sie versichert, daß ich in allen Umständen meines Lebens als Franzose und Bonaparte stolz sein werde, Bürger eines freien Staates zu sein.“ In den Verhandlungen der Tagsatzung hatte Dr. Kern nur den Beschluß mitgetheilt, wie er ihn im Protokoll des Großen Rathes gefunden, da ihm damals wahrscheinlich die erwähnte Umwandlung unbekannt war.

Düfour's Freundschaft für den Prinzen hörte mit der Uebersiedlung desselben nach England keineswegs auf; das sollte dieser bei seinem nächsten Unglücke wieder erfahren. Nach dem Unternehmen in Boulogne (1840) gefangen genommen und vor den Gerichtshof der Pairs gezogen, fand er nämlich in Düfour einen unermüdlichen Fürsprecher, der sich bei Berryer und mehreren der einflußreichsten Mitgliedern der Pairskammer schriftlich für den Angeklagten verwendete, dabei dessen Schuld freilich nicht in Abrede stellte, aber mit den Versuchungen im Exil entschuldigte, dann aber des Prinzen vortreffliche Eigenschaften besonders hervorhob und seine Sache überhaupt mit einer Wärme vertheidigte, die nicht ohne Wirkung

blieb, sonst hätte es für den kühnen Jüngling diesmal leicht eine härtere Strafe absetzen können, als nur eine mehrjährige Haft in Ham, die ihm überdies volle Muse zu ernsten Studien gab, welche er später wohl zu verwerthen verstand, vide den weitern allbekannten Lebensweg dieses merkwürdigen Mannes.

Düfour's Briefwechsel mit dem Prinzen nahm trotz dieser Gefangenschaft (— und auch der spätern auf Wilhelmshöhe —) seinen ungestörten Fortgang und hat überhaupt nie aufgehört, bis der Tod dazwischen trat. Davon werden uns spätere Kapitel noch Manches erzählen.

Des Lebens Unbestand zeigt sich nirgends augenfälliger als bei Königsthronen. Es vergingen nicht viele Jahre, so war die Dynastie Louis Philipp's gestürzt und in's Exil getrieben, und wieder trat ein junger Herzog von Chartres in das Schloß Reichenau; er suchte Trost und Hoffnung in der stillen Kammer, wo sein Großvater sie auch einst gefunden. Louis Napoleon aber stand jetzt an der Spitze Frankreichs!

XV.

Düfour und die politischen Wirren in Genf.

Oberst Düfour, der Patriot von ächtem Schrot und Korn, der gefeierte Mann, dessen Herz für Alles glühte, was zur Ehre und Wohlfahrt seines engern und weitern Vaterlandes diente, konnte selbstverständlich der Politik in seinem eigenen Kanton nicht fremd bleiben. Seit 1819 war er stets Mitglied des Repräsentativrathes (Großen Rathes), auch fast immer Mitglied der Legislatur und zwar fortwährend einer der hervorragendsten Vertreter der liberalen und Fortschrittspartei gewesen. Er wurde daher auch in die mehr und mehr stürmischen Ereignisse und Umgestaltungen, die sich zu Anfang der Vierzigerjahre in Genfs Politik vollzogen, hineingerissen, machte dabei aber seine ganze Kraft als ruhiges, versöhnendes Element geltend.

Die genferische Staatseinrichtung hatte nämlich seit dem Jahre 1815 wenig fortschrittliche Veränderungen erfahren und stand in manchen Stücken noch im Stadium illusorischer Rechtsgleichheit der Bürger, da die Stellen der Staatsräthe einerseits lebenslänglich, anderseits mit Sitz und Stimme im Großen Rathe, der alleinigen Initiative und bedeutender richterlicher

Gewalt ausgerüstet waren, wodurch sich eine Art Familien-regiment ausbildete. Als dann der billige Volkswunsch, einen eigenen, selbst zu wählenden Gemeinderath für die Stadt zu erhalten, von obgenannter Behörde wiederholt zurückgewiesen wurde und diese auch mit den Katholiken sowohl als mit den strenggläubigen Protestanten in Zerwürfnisse gekommen war, so bildete sich unter dem geistreichen, kühnen Journalisten James Fazy und dem in militärischer Hinsicht hervor-ragenden Obersten Rilliet-Constant ein großer Reform-verein (die s. g. Association du 3 Mars), welcher sich die Umänderung der Verfassung im Sinne der Volksherrschaft zum Ziele setzte. Dieser Vereinigung aller freisinnigen Genfer gehörte auch Oberst Düfour an und galt als eines der ein-sichtigsten Häupter derselben. Leider aber mußte er zu seinem großen Schmerze sehen, daß die Politik James Fazy's, nicht verlegen in den Mitteln, leidenschaftlich zu Werke ging und nicht davor zurückschreckte, die Fahne der Revolution und des Bürgerkrieges aufzupflanzen, weshalb er sich aus diesem Lager zurückzog und sich fortan auf den Standpunkt der gemäßigt konservativen Partei stellte. Denn nichts ver-abscheute er mehr, als Bürgerblut zu vergießen.

Im Oktober und November 1841, nachdem sich die oberste Kantonalbehörde im verlangten Revisionswerke nicht nachgiebig genug gezeigt hatte und eben den Repräsentanten-rath zur Besprechung der drückenden Angelegenheit zusammen-rief, machten sich bereits alle Anzeichen eines drohenden Auf-trittes von Seite der aufgereizten Arbeiterbevölkerung bemerkbar, weshalb die Regierung Truppen aufbot, um die Ruhe und Autorität zu behaupten. Diese voreilige Maßregel aber ver-fehlte ihren Zweck gänzlich, da sie nur Oel in's revolutionäre Feuer goß. Die Soldaten, die glücklicherweise weder Munition noch Bayonnette erhalten hatten, vermochten das Volk nicht zurückzuhalten, das zur Belagerung des Rathhauses schritt, in

welchem der Staatsrath versammelt war und die ganze Nacht aushalten mußte. Die Drohungen nahmen von Stunde zu Stunde einen ernsteren Charakter an; schon ertönte die Marseillaise aus tausend Kehlen und die Erstürmung des Hauses sollte beginnen, da endlich bildete sich nach verzweifelter Redeschlacht eine Mehrheit für die Gewährung der Forderung des Volkswillens. Es war nur der unermüdlichen Anstrengung und allgemeinen Hochachtung Düfour's, der sich muthvoll zwischen die erregten Parteien warf, zuzuschreiben, daß es diesmal nicht zum Aeußersten gekommen war.

Das Volk ging nun triumphirend auseinander. Kurz darauf wurden die Verfassungsräthe gewählt, die aber in Folge der im Schooße des Märzvereins ausgebrochenen Uneinigkeiten zwischen den gemäßigten Liberalen und den Umsturzmännern nicht für die radikale, sondern für die konservative Partei den Sieg sicherten, da die alte ruhige Bürgerschaft, selbst die freisinnige und fortschrittliche vor dem Schreckbilde einer rohen Volksherrschaft zurückbebte. Während der Verhandlungen über den Entwurf der neuen Verfassung ging leider die nun wieder erstarkte Regierungspartei sehr schroff vor, wodurch der Brand unter J. Fazy's Anhängern aufs Neue geschürt wurde und jene abermals eine Revolution heraufzubeschwören schien. Die Regierung bot daher wieder Truppen auf, die sie unter das Kommando Düfour's stellte, welchem es denn auch gelang, die Ruhe und Ordnung in allen Theilen der Stadt zu behaupten, während unter dem vermittelnden Einflusse der Brüder Rigaud endlich ein Verfassungswerk zu Stande kam, das vorläufig alle Parteien mit ein wenig gegenseitiger Rücksichtnahme mehr oder weniger befriedigen konnte.

Die Ruhe wurde aber bald wieder gestört; denn die radikale Partei, die ihre Wünsche nicht verwirklicht sah, strebte weiter und wollte bei Behandlung des Gesetzes über den neueingerichteten Gemeinderath zur vollen Geltung kommen. Die

leidenschaftliche Aufregung im Großrathssaale ging auf die Straße über und bald sammelte sich eine unruhige Menge im Rathhause, um auf die dritte und letzte Berathung einen Druck zu Gunsten der Radikalen auszuüben. Auf der Zuhörertribüne erhob sich mehrmals Geschrei; da ließ der Großrathspräsident dieselbe räumen. Volkshaufen, die sich nun wieder mit Gewalt hinaufdrängen wollten, wurden von den Bayonnetten der Gensdarmen zurückgetrieben. Da plötzlich ertönte der Ruf: „Zu den Waffen!“ durch die Straßen, und noch in der Abenddämmerung gerieth das ganze Quartier St.-Gervais, wo die Arbeiter wohnten, in vollen Aufruhr. Leider konnte Düfour diesmal einen nächtlichen Zusammenstoß zwischen den schleunigst aufgebotenen Milizen und den planlos mit blanker Waffe dreinfahrenden Revolutionären nicht verhindern; mehrere Bürger blieben todt auf dem Platze, andere kamen mit Verwundungen davon; „durch Klugheit und Mäßigung wurde indessen weiteres Unglück vermieden,“ sagt der Oberst in seinen Notizen. Die Regierung, obgleich Siegerin, ließ sich nämlich in Unterhandlungen ein, worauf das Quartier St.-Gervais die Waffen niederlegte und volle Amnestie erhielt. Wäre die Erhebung nicht nur eine improvisirte, führerlose gewesen, so hätte es ein großes Blutbad absetzen könen.

Bei dieser steten Gährung, die früher oder später zum vollen Ausbruche kommen mußte, hatten Leute von dem Charakter und tiefen Gemüthe eines Düfour einen unangenehmen Stand; denn wo sich zwei Parteien, von denen die eine durch Besitzthum, Bildung und Intelligenz, die andere durch stets wachsende numerische Stärke und rastloses Ringen nach dem Ziele über die andere hervorragt, — zwei Parteien, von denen jede wähnt, das Regiment der andern sei voll Ungerechtigkeit und gleichbedeutend mit dem Ruin des Staates, — so schroff gegenüberstehen, daß jede alle Kräfte anspannt,

um die Oberhand zu erhalten, da kann der ächte Patriot nur mit Besorgniß in die Zukunft blicken. So eifrig sich Düfour auch der Sache annahm, um das schwankende Schiff der Politik seines Kantons in's richtige Fahrwasser lenken zu helfen, so wollte er doch im Jahre 1846 die Verantwortlichkeit für die sich vorbereitenden Ereignisse, die auf den Aufstand vom 7. Oktober hinausliefen, nicht übernehmen. Da diese letztere Revolution durch die matte, zweideutige Haltung der Genferregierung in der Sonderbundsfrage heraufbeschworen wurde und Vieles dazu beitrug, den Gang der Dinge im Sinne des Sonderbundskrieges zu beschleunigen, so werden wir die Erzählung derselben mit dem folgenden Kapitel verweben.

XVI.

General Düfour besiegt den Sonderbund.

Die That Düfour's, welche seinen Namen mit einem Male bei allen Schweizern, von dem Bewohner des Palastes bis zu demjenigen der ärmsten Hütte des Alpenthales, populär machte und ihm die Hochachtung und Bewunderung von Seite der Großen der Erde zuzog, ist die unglaublich rasche und glückliche Besiegung des Sonderbundes und die großmüthige Behandlung der unterworfenen Partei der irregeleiteten Bundesbrüder, die er wieder zurückführte in die Arme der gemeinsamen Mutter Helvetia. In Spruch und Reim wurde sein Ruhm gefeiert; jede Stube schmückte sich mit seinem Bilde; und wo wäre ein junger schweizerischer Wehrmann gewesen, der noch aus was Anderem geraucht hätte, als aus einem „Düfourli", jenem Pfeifenkopfe, der des Feldherrn Züge auf glänzendem Porzellan trug! — kurz, der General Düfour wurde von Alt und Jung als der »pater patriae« verehrt, in welches Lob selbst die besiegten Miteidgenossen einstimmten. Und das mit Recht!

Bevor wir aber Düfour's glorreichen Feldzug gegen den Sonderbund beschreiben, müssen wir in aller Kürze erzählen,

wie und warum die Zwietracht die Schweizer in zwei feindliche Fraktionen schied.

Der Bund der zweiundzwanzig eidgenössischen Freistaaten, der 1815 in's Leben trat, ruhte auf einem sehr unsoliden Fundamente; denn dieser Staatsvertrag schloß eine einheitliche Leitung selbst der allerwichtigsten Dinge, welche die materielle und geistige Volkswohlfahrt bedingen, aus und legte alle Gewalt in die Hände der einzelnen Kantone, was für die Ausbildung des eidgenössischen Staatswesens und die gesunde Existenz des Volkes um so hemmender war, als die meisten unserer vierundzwanzig Regierungen unter dem Einflusse der „heil. Allianz" standen, die jedes geistige Erwachen und die drei Wohlstandsquellen: Industrie, Handel und Verkehr, ängstlich darniederhielt, um einer einst bevorrechtet gewesenen Klasse die Herrschaft wieder zu erobern und für die Dauer zu sichern. So war durch List und Gewalt dieser letztern aus dem blutigen Grabe des Jahres 1798 das morsche Skelet der alten Eidgenossenschaft hervorgezogen und wieder in dem Lande freigewordener Schweizer zur Geltung gebracht worden; es fehlte ihm, wie es der Wunsch der Reaktionäre war, an starken Sehnen und Bändern, um die Glieder zusammenzuhalten, und an gesunden Muskeln, Nerven und Adern, um Bewegung, Gefühl und pulsirendes Leben zu erzeugen. Denn nur in einer zersplitterten Schweiz und bei hartnäckiger Vermeidung jeder bundesstaatlichen Centralisation konnten sie ihr mittelalterliches Willkürregiment entfalten und aufrecht erhalten. Die Uebelstände und Sünden, welche den alten lockern Staatenbund in die Gruft gestürzt hatten, machten sich daher alsbald auch hier wieder geltend; denn abermals boten die Tagsatzungen das Schauspiel öden Gepränges und fruchtlosen Gezänkes dar. Mit Ausnahme der Gründung der Düfour'schen Kriegsschule in Thun ist in der That aus den ersten Jahren dieses Bundes von 1815 nichts zu verzeichnen,

was eine bedeutende Frucht eidgenössischen Zusammenwirkens genannt zu werden verdiente; brachte man sich doch nicht einmal so viel gegenseitiges Vertrauen entgegen, daß man über die Einführung eines gleichen Münzfußes einig werden konnte, obschon Jeder, der nur ein paar Tagreisen weit im Lande herumkam, sich nur mit Mühe in dem Wirrwarr der verschiedenwerthigen Batzen, Blutzger, Bießli, Groschen, Rappen, Kreuzer, Angster, Oertli, Böcke und wie diese kleinen finanziellen Ausgeburten eines ängstlich bewahrten Kantonesenthums alle heißen, zurechtfand und beim Betreten eines Nachbarkantons Verluste über Verluste erleiden mußte, wodurch besonders der Kleinverkehr großen Schaden litt. Ebensowenig kam Einheit in die in ähnlicher Ungleichheit existirenden Maß- und Gewichtsverhältnisse; auch war es trotz wiederholten rühmlichen Anläufen unmöglich, die kantonalen Zollschranken zu brechen, ein geordnetes Postwesen und dergleichen in allernächster Nähe liegende, für Handel und Wandel absolut nöthige Dinge einzurichten, von gemeinsamer Regelung tieferliegender Mißverhältnisse und Gründung neuer, fortschrittlicher Institutionen gar nicht zu reden. Die kleinen Völkerschaften der Alpenthäler, die noch in den geringen Bedürfnissen und Mitteln aufgewachsen waren, wie ihre Ahnen vor Jahrhunderten schon, fühlten allerdings keinen Drang nach eidgenössischen Neuerungen; geistig abgeschlossen von aller Welt weideten sie ihre Heerden, von deren Ertrag sie fast ausschließlich lebten, und gaben alljährlich an den Landsgemeinden blindlings ihre Stimme zu Wahlen und Gesetzen nach dem Willen ihrer Vertrauensmänner ab; das Uebrige stellten sie dem Wohlgefallen ihrer geistlichen und weltlichen „Herren“ anheim, welche ihnen die hohle Phrase, sie seien „das freieste Völklein der Erde“, als Speckschwarte durch den Mund zogen, um ihre geistige und materielle Knechtung jeweilen um so leichter auf's Neue zu befestigen. In den bevölkerten Ländern der Hochebene aber,

wo größerer Verkehr und Wohlstand, Gewerbe und Handel, Kunst und Wissenschaft ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, waren ganz andere Bedürfnisse erwachsen. Da fing man an, sich gegen die Bevormundung des Volkes aufzulehnen; man wollte den durch Gewalt und hinterlistige Verdrehungen lange genug mit Füßen getretenen Grundsatz von der Rechtsgleichheit der Bürger wieder zur Geltung bringen, durch zeitgemäße Institutionen dem Handel und Wandel unter die Arme greifen und vor Allem durch Verbesserung der allgemeinen Volksbildung eine gesunde Basis für den Staat legen. Doch waren diese Anstrengungen zu vereinzelt und der starre Widerstand der Aristokraten zu mächtig, als daß im ersten Jahrzehnt ein augenfälliger Erfolg aufzuweisen gewesen wäre. Wohl schlossen einige Kantone über diesen oder jenen Punkt Konkordate ab, aber dadurch entstand erst ein unentwirrbares Chaos von Verträgen, Einwendungen und Protestationen. Wie spröde aber die Häupter dieser kleinen Freistaaten einander jedesmal widerstrebten, wenn es ein Opfer für das Heil der gesammten Nation galt, so dienstgefällig folgten sie „um Geld und gute Worte" den Wünschen und Winken fremder Höfe (Frankreich, Neapel, Rom, Niederlande ꝛc. ꝛc.) bezüglich Lieferung von Söldnerheeren zum Schutze ihrer Kronen gegen das eigene Volk. Bis tief in die Zwanzigerjahre hinein bot das ganze eidgenössische Staatswesen ein Bild erschreckender Lahmheit, Unselbstständigkeit und Uneinigkeit. Wohl fehlte es auch auf Regierungssesseln nicht an einsichtigen, edeldenkenden Männern, welche unter dem süßen Namen „Vaterland" die Schweiz in ihrer Gesammtheit und nicht nur ihren Kanton verstanden und denen das Wohl der ganzen Eidgenossenschaft eben so sehr am Herzen lag als dasjenige ihres Ortes, aber sie vermochten zur Zeit noch nirgends durchzudringen. Indessen gewann unter dem Volke der Gedanke immer festere Gestalt, daß der Unfreiheit und Ohnmacht

des Schweizerlandes ein Ende werde; denn die erhabenen Ideen, die in den zwei vorhergehenden eidgenössischen Verfassungen hätten verwirklicht werden können, wenn das Volk die geistige Reife dazu besessen hätte, waren noch in vielen Köpfen vorhanden; sie fanden besonders im Schooße der „helvetischen Gesellschaft", an den damals in's Leben tretenden großen Freischießen, wo die liberalen patriotischen Gedanken in feurigen Reden und Toasten gefeiert wurden, in den jährlichen Zusammenkünften des Zofingervereins, einem seit 1819 bestehenden Verbande der akademischen Schweizerjugend, beredten Ausdruck, führten hie und da wahre Vaterlandsfreunde speziell zu bezüglichen ernsten Berathungen zusammen und gingen auch aus der Militärschule in Thun, wo Düfour das eidgenössische Gefühl mit bisher ungekannter Wärme unter den Offizieren und Soldaten belebte, in alle Kantone hinaus, wo sie weitere Wurzeln schlugen und bald auch Blüthen und Früchte hervorbrachten. Wie aber dieses Regen und Ringen der Geister weiter um sich griff und anfing, an den mittelalterlichen Staatseinrichtungen zu rütteln, so suchte auch die Reaktionspartei die Freiheits- und Fortschrittsideen wieder im Keime zu ersticken. Die Lostrennung der katholischen deutschen Schweiz vom Bisthum Konstanz, um diese dem Einflusse des freisinnigen Bischofs v. Wessenberg zu entziehen, die Vertreibung des edlen Pädagogen Pater Girard aus den Schulen Freiburgs und die Uebergabe dieser letzteren in die Hände der Jesuiten, die im Kanton Wallis schon längst eine feste Burg hatten, waren vorläufige Maßnahmen gegen die Aufklärungs- und Einigungsbestrebungen. Unter dem Deckmantel der Religion und Jugendbildung drangen die Jesuiten von hier aus nach und nach in aller Stille, unmerklich, aber stetig, weiter in unsere Ebenen und Thäler ein, um durch Bestechung und Ueberredung, durch Schliche und Ränke die Kirche, Schule und Regierung der ganzen katholischen Schweiz in ihre Hand

zu bekommen, alsdann das Feuer der konfessionellen Zwietracht so lange zu schüren, bis ein allgemeiner Brand den Liberalismus in die Wurzel hinein zerstöre und der Jesuitismus durch Handreichung einer gefügigen Aristokratie seine Herrschaft im Umfange der ganzen Eidgenossenschaft für immer befestige und allein maßgebend mache. In unzivilisirten Ländern haben die Jesuiten durch ihre Energie und ihre unversiegbaren Hülfsquellen in kürzester Zeit Wunder der Kultur gewirkt; auch in ganz streng römisch-katholischen Ländern mögen sie in gewissem Sinne in Schule und Kirche Großes leisten; in Gegenden aber, wo schon freisinnige Fraktionen bestehen, und gar unter paritätischer Bevölkerung, da hatte ihr Erscheinen noch stets die unglücklichsten Folgen nach sich gezogen. Das bedachten Wallis und Freiburg viel zu wenig, als sie sich den Jüngern Loyola's in die Arme warfen, und auch die andern eidgenössischen Stände schenkten dieser gefährlichen Invasion nicht die gehörige Beachtung, was sich übrigens leicht erklären läßt, da die Sache auf Schleichwegen und in aller Stille vor sich ging.

Vom Bunde konnte man in Anbetracht seiner Ohnmacht vorläufig keine Initiative zum Fortschritt erwarten; die Reform mußte sich zuerst in den einzelnen Kantonen Bahn brechen und, war die Mehrheit derselben für die gute Sache gewonnen, so konnte auch zur gründlichen Bundesrevision geschritten werden. Der leidenschaftlichen Parteiherrschaft, des Gönnerschaftswesens, der fahrlässigen Verwaltung öffentlichen Gutes, der Unterdrückung des freien Wortes und all' des Unfugs des mit demokratischem Goldschaum verzierten Aristokraten-Regiments müde, begann die Volksbewegung in mehreren Kantonen und nahm mit dem Jahre 1830, als die Julirevolution in Paris ein Hauptglied der eisernen Kette der heiligen Allianz, welche Europa gefesselt hielt, gebrochen hatte, einen so erfreulichen und raschen Fortgang, daß innerhalb dreier Jahre nicht

weniger als dreizehn Kantone ihre Freiheit herstellten und zwar Tessin, Zürich, Bern, Luzern, Thurgau, Freiburg, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Waadt auf friedlichem Wege, wenn auch nicht ohne gewaltiges Aufeinanderplatzen der Geister in Wort und Schrift, während die Verfassungsänderung in Basel, Schwyz und Schaffhausen von ernsten Wirren begleitet war und nur durch eidgenössische Intervention bewerkstelligt werden konnte. Es war eine bewegte Zeit, die durch die in einem frühern Kapitel erwähnte drohende Haltung der legitimen Höfe gegen diese schweizerischen Freiheitsbestrebungen sogar zu einer sehr ernsten, aber für die ächten Patrioten und insbesondere für die Volksredner, Dichter und Staatsmänner unter denselben auch zu einer überaus dankbaren Epoche wurde. Da begann der silberne Quell der Freiheits- und Vaterlandslieder zu sprudeln, an denen die Schweiz jetzt so reich ist. Ein freisinniges Blatt um's andere tauchte auf und machte von der Freiheit der Presse vollen Gebrauch; das Volk nahm an den Gemeinds- und Kantonal-Angelegenheiten rührigen Antheil und war stolz darauf, diese zu gestalten, wie es ihm beliebte. Das Vereinsleben begann sich zu entfalten; das Schulwesen erfreute sich der möglichsten Aufmerksamkeit, — mit einem Worte, es tagte und die aufgehende Freiheitssonne erwärmte mit ihren belebenden Strahlen das Streben nach allem Schönen und Guten und verscheuchte Wolke um Wolke am kurz vorher noch so verdüstert gewesenen Himmel.

Dieser Sieg der Freiheit war und blieb jedoch ein unvollständiger, so lange eine Bundesverfassung bestand, welche nicht nur nicht fähig war, die fortschreitenden Kantone in ihren Errungenschaften gegen die keineswegs zu unterschätzende Macht der feindlich gesinnten Elemente zu schützen, sondern vielmehr als würdige Mutter der soeben gestürzten Kantonsverfassungen, vermittelst der Gleichberechtigung der größeren und kleineren Kantone, der Ohnmacht des Bundes und des

schleppenden Geschäftsganges der Tagsatzung, den Keim fortdauernder Uneinigkeit unter den Gliedern der schweizerischen Eidgenossenschaft in sich trug. Die volksthümliche und auf der Höhe der Zeit stehende Gestaltung der Bundesverhältnisse war daher die nächste Aufgabe, mit deren Lösung sich nun die hervorragendsten Geister Helvetiens beschäftigten und wofür beinahe zwei Jahrzehnte lang ein ununterbrochener Kampf geführt wurde, bis endlich der Sieg errungen war. Ein Entwurf um der andere erschien und wurde angefochten; denn die einen der Kantonsrepräsentanten wollten nur die Centralisation des Münz-, Maß- und Gewichtswesens, andere wünschten auch noch diejenige des Post- und Militärwesens dabei, die dritten einen alle Zweige umfassenden festen Bundesstaat, die vierten wollten nichts von alledem und protestirten gegen jede Neuerung und Umgestaltung, ja Uri, Schwyz und Unterwalden und zum Theil auch Wallis verweigerten sogar den sämmtlichen neuen Verfassungen der andern Kantone ihre Anerkennung und thaten sich mit dem royalistischen Neuenburg und mit Baselstadt, das sich mit den freisinnigen Eidgenossen wegen deren Unabhängigkeitserklärung Basellands verfeindet hatte, zu einem reaktionären Vereine, dem „Sarnerbunde", zusammen, gaben sich gegenseitig das Versprechen, am Bunde von 1815 festzuhalten, und bildeten eine eigene Tagsatzung, indem sie die andern als bundesbrüchige Glieder betrachteten. Um so fester knüpfte sich das Band um die freisinnige Schweiz, wo man trotz mehrmaligen Verwerfens der von den eidgenössischen Verfassungsrevisions-Kommissionen ausgearbeiteten Entwürfe unverdrossen auf neue Grundzüge und Formen sann, um schließlich doch noch ein fortschrittliches Werk herzustellen, das die Mehrheit der Stände auf sich vereinigen würde.

Kriegerische Ereignisse in den Kantonen Schwyz und Basel unterbrachen aber diese Reformarbeiten, indem sie die ganze Aufmerksamkeit der Eidgenossenschaft auf sich zogen.

Der alte Stand Schwyz, als Haupt des Sarnerbundes, war nämlich mit bedeutender Kriegsmacht in die äußern Bezirke von Schwyz eingefallen, welche sich kurz vorher mit moralischer Hülfe der freisinnigen Schweiz von der Knechtschaft des Hauptortes befreit hatten, und zu gleicher Zeit hatte auch ein anderer Genosse jenes Bundes, Baselstadt, den Landfrieden gegenüber Baselland gebrochen (s. Kapitel XIII); allein beide Expeditionen mißglückten und gaben dem Sarnerbunde, diesem Vorläufer des unheilvollen Sonderbundes, den Todesstoß. Der gegen die junge Eidgenossenschaft geführte Schlag blinder Verstocktheit war in die leere Luft gefahren. Wie taktvoll und erfolgreich Düfour die Mission der Pacifizirung der betheiligten Kantone ausführte, haben wir bereits erzählt. Nach diesem Siege des fortschreitenden Schweizerelements glaubte man im freisinnigen Lager die Hauptschwierigkeiten überwunden zu haben und nahm die Bundesverfassungsrevision wieder auf, hielt zu diesem Zwecke großartige Volksversammlungen und lange Tagsatzungen, kam aber noch zu keiner Einigung; denn ein neuer Feind war im Anzuge, ein Feind voll Hinterlist, Falschheit und großer Macht. Wir haben schon erzählt, daß sich die Jesuiten in Wallis und Freiburg festgesetzt hatten und da ihre finstere, unheimliche Arbeit zur Untergrabung des Liberalismus begannen. In schlauer Benutzung der bestehenden Verhältnisse, wie sie die Freisinnigen für ihre Zwecke geschaffen, gingen sie, Hand in Hand mit dem in Luzern residirenden Stellvertreter des Papstes, dem Nuntius, mit den Insassen der 59 schweizerischen Klöster und vielen Weltgeistlichen und auch mit den zahlreichen reformirten Pietisten aller Kantone vor, um durch die Zurückführung des Volkes unter den blinden Gehorsam des Glaubens die einstige mittelalterliche Kirchenherrlichkeit wieder herzustellen. Die volksthümlichere Gestaltung der Verfassungen und Gesetze eröffnete ihnen unerwarteter Weise noch größeren Einfluß auf die große, ungebildete Masse als

zuvor. Die Volkswahlen, das Vereinsrecht, die Freiheit der Presse, diese Waffen für die Freiheit, wurden, listig angewendet, zu Waffen wider sie. Mit unermüdlicher Thätigkeit ward nun der Parteikampf, der doch nur rein bürgerlichen Dingen galt, auf das kirchliche Gebiet hinübergezogen. Ehe man sich's im liberalen Lager versah, spannte sich bald ein großes Bündniß der Gleichgesinnten wie ein Netz über das ganze Vaterland. Als mächtiges Gegengewicht wider die liberalen Schutzvereine schaarten sich festgegliederte katholische Volksvereine mit Priestern an der Spitze um das Panier der Kirche und laut erging der Ruf der „Religionsgefahr", wo noch vor Kurzem Freiheit und Verfassung die Losung im Munde Aller gewesen war.

Im aargauischen Freiamte, im Bernerjura und in einigen Bezirken des Kantons St. Gallen brachen die geheimen Agitationen zuerst in offene Kundgebungen aus, die sich bald zu förmlichen Widersetzlichkeiten der Pfarrer und Bischöfe gegen die Ordnung des Staates gestalteten. Da nahm selbstverständlich die Nachsicht der liberalen Regierungen ein Ende und es traten deshalb die Abgeordneten von acht Kantonen mit katholischer Bevölkerung in Baden zusammen und verständigten sich über die Rechte des Staates in kirchlichen Dingen. Der Amtseid der Priester auf die Verfassungen, das Placet bei Erlassen kirchlicher Behörden, das Recht gemischter Ehen und solche Bestimmungen, wie sie in den meisten Nachbarstaaten bereits bestanden, waren die Hauptgrundsätze, über die man sich da einigte und die nach der Hoffnung Aller zur Ruhe führen sollten. Zugleich wurde eine Unterhandlung mit dem päpstlichen Stuhle angebahnt über Errichtung eines schweizerischen Erzbisthums, eines Priesterseminars mit staatlicher Oberaufsicht und finanzieller Unterstützung durch Klostergut u. s. w. Während ein großer Theil der Weltgeistlichen mit diesen Bestimmungen einig ging, enstand aber in den

Klöstern ein wahrer Sturm gegen dieselben und der Papst sprach geradezu sein Verdammungsurtheil über das ganze Konferenz-Protokoll aus, wodurch er die Brandfackel des Bruderzwistes in unser Alpenland warf. Als die Artikel der Badenerkonferenz den einzelnen Kantonen zur Genehmigung vorgelegt wurden, begann die Opposition allerwärts. Die st. gallischen Volksversammlungen verwarfen sie, in Solothurn wagte die Regierung nicht damit vor das aufgehetzte Volk zu treten, Thurgau und Luzern nahmen an, obschon in letzterem Kanton von Seite der Klöster und katholischen Vereine alle Hebel dagegen in Bewegung gesetzt wurden. In Bern und im Aargau aber kam es zur offenen Empörung, indem besonders im sogenannten Freiamte des letzteren Landes, vom Kloster Muri aus, das Volk durch allerlei Blendwerk zur bewaffneten Widersetzlichkeit aufgeregt wurde, welche von der Regierung mit militärischer Gewalt niedergehalten werden mußte und eine tiefe Spaltung zwischen den Bürgern hervorrief. Auch im Jura konnte die Autorität der bernischen Regierung nur durch Waffengewalt aufrecht erhalten werden. Unterdessen war der päpstliche Nuntius erzürnt von Luzern nach Schwyz übergesiedelt und gleich darauf hielten dort auch die Jesuiten ihren Einzug, um sich der Kirche und Schule zu bemächtigen und von der Centralschweiz aus gierig ihre Polypenarmee um die andern Länder zu schlingen. Alle Vaterlandsfreunde erschracken darüber, aber Niemand erhob Einsprache dagegen; denn einestheils hatte die nachgiebige Haltung der Bernerregierung gegen den Klerus bei der versuchten Durchführung der Badener Konferenzartikel den Muth der liberalen Katholiken erschüttert, anderseits nahm die drohende Haltung des Auslandes bei den Nachwehen des berüchtigten Savoyerzuges (s. Kap. XII) und dem Louis-Napoleon-Handel, sowie auch der s. g. „Hörner- und Klauenstreit“ in Schwyz die Aufmerksamkeit der Eidgenossen in Anspruch; sodann versetzte der im Kanton Zürich

vom dortigen „Glaubenskomite" unter Vergießung von Bürgerblut durchgeführte Regierungswechsel und Austritt aus dem Konkordate der sieben entschieden freisinnigen Kantone dem schweizerischen Liberalismus einen neuen, schweren Schlag. Das hier gegebene und mit so augenscheinlichem Erfolg durchgeführte Beispiel („Züriputsch"), den verfassungsmäßigen Behörden in wohlorganisirten Vereinen eine zuerst kontrolirende und dann dominirende Gewalt an die Seite zu setzen, war nun für die Leiter der religiös fanatisirten Volksmasse einiger Theile der Kantone Solothurn, Aargau und Luzern zu verlockend, als daß sie nicht auch daran dachten, ähnliche Versuche zu machen. In Solothurn, wo gerade die Verfassung revidirt wurde, mußten sich Regierungs- und Verfassungsrath vor den Angriffen des vom Kloster Mariastein aus organisirten Glaubenskomite's unter dem Schutze der Bayonnette in der Kaserne zu ihren Berathungen und Verfügungen versammeln; allein fester als Kaserne und Bayonnette stand da der ächte Patriotismus in der Mehrheit des Volkes; mit jubelndem Mehr wurde das Freiheitswerk angenommen. Weit ernster und selbst für das Gesammtvaterland drohender gestalteten sich die Verhältnisse im Aargau, wo sich ein Glaubenskomite über alle katholischen Gemeinden ausgebreitet hatte. Sein Hauptsitz war im Freiamte, jenem Kantonstheile, der vor dem Bau der Eisenbahnen sozusagen nur mit Zug und Luzern in Verbindung stand, mit der Hauptstadt Aarau dagegen fast keinen Verkehr hatte und also von der Centralschweiz aus für regierungsfeindliche Einflüsterungen sehr zugänglich war, um so mehr, als ein großer Theil der Freiämtlerbevölkerung auch ökonomisch von den Klöstern abhängig war und die Regierung in Anbetracht der unverantwortlichen Mißwirthschaft mit den Klostergütern (— mit 7 Millionen Vermögen auf 137 Ordensleute schlugen die aargauischen Klöster alljährlich zurück —) diese letzteren unter bessere Verwaltung gestellt

hatte.[1]) — Die zur Sprache kommende Revision der aargauischen Staatsverfassung gab willkommenen Anlaß zur Bewegung, indem das katholische Komite in herausforderndem Tone nicht nur die Wiedereinsetzung der Klöster in die Selbstverwaltung ihrer Güter, sondern geradezu die konfessionelle Trennung des Kantons mit zwei abgesonderten Großraths-Kollegien verlangte. Einmüthig aber erhoben sich der Kanton und alle diesem mit Liebe zugethanen unbefangenen Bürger beider Konfessionen gegen den unseligen Trennungsgedanken, der die Auflösung des ganzen Gemeinwesens zur Folge gehabt hätte. Zur Beruhigung der aufgehetzten Katholiken wurde indessen sowohl der Grundsatz der Parität bei den Großrathswahlen beibehalten, wodurch diese gegenüber den zahlreichen Reformirten im Vortheile waren, als auch eine besondere Zusicherung der kirchlichen Freiheit in die Verfassung aufgenommen. Allein das war den Irregeleiteten zu wenig; sie wiesen diese noblen Anträge höhnisch zurück. Nun aber stellte sich der Verfassungsrath auf den Grundsatz der Rechtsgleichheit und bestimmte, daß die Vertreter in dem Großen Rathe fortan nach der Zahl der stimmfähigen Bürger, ohne jede Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß, zu wählen seien. Da erhob sich das laute Geschrei der Religionsgefahr durch das Freiamt und das Baderbiet und gewaltig wurde die Werbetrommel zu einer großen katholischen Volksversammlung in Baden gerührt, an welcher auch auswärtige Vorkämpfer dieser Sache, selbst Abgesandte des Nuntius, Theil nahmen und viele Stimmen für gänzliche Losreißung des katholischen Landestheils von Aargau laut wurden. Vor Allem aber ward zur Verwerfung der „religionsgefährlichen" Verfassung aufgefordert. Durch diese Demonstration wurden aber die Freisinnigen auch zu größerer Einigung angetrieben, und diese

[1]) Vergl. S. Abt, der Aufruhr im Freiamt. Aarau 1841.

führte denn bei der erfolgenden Abstimmung die Annahme der Verfassung herbei. Damit war jedoch die Ruhe noch nicht hergestellt; denn nun predigten die Agenten der Klöster und der Jesuiten geheim und offen den Aufruhr und versahen das bis zum Wahnsinn aufgereizte Volk in aller Stille mit Waffen, Munition und Branntwein. Allein die aargauische Regierung hatte ein wachsameres Auge, als seiner Zeit die zürcherische; sie ließ sofort mehrere Rädelsführer in sichern Gewahrsam bringen, auch stellte sie, da die beunruhigende Kunde einlief, daß den Freiämtlern aus den innern Kantonen fanatisirte Freischaaren zu Hülfe ziehen werden, sämmtliche Truppen in den zuverlässigen Bezirken auf's Piket und erließ eine ruhig gehaltene Proklamation an das Volk. Die ganze Schweiz harrte in ängstlicher Spannung des Ausganges der Sache und erfuhr nur zu bald, daß der Aufruhr ein planmäßig vorbereiteter vorläufiger Versuch der Jesuitenpartei der ganzen Schweiz war, ob der Kampf mit dem Liberalismus schon zu wagen sei oder ob es klüger wäre, noch zuzuwarten bis zu festerer Schließung ihrer Reihen. Ob dabei die mißbrauchte Bevölkerung einer ganzen Gegend in's Unglück gestürzt werde, das kümmerte die Verführer nichts. Auf ein vom Kloster Muri aus gegebenes Allarmzeichen erstürmten die berauschten Volkshaufen plötzlich das Amtshaus, um die Gefangenen zu befreien und den Regierungs-Abgesandten (Regierungsrath Waller), sowie die Polizeimänner und andere getreue Staatsangestellte nach furchtbaren Mißhandlungen und Todesdrohungen an deren Stelle einzukerkern. Gleiches geschah in Bremgarten, wo sich sogar Raub und Diebstahl niederträchtigster Art zu den politischen Verbrechen gesellten und wahnsinnige Glaubenshelden zur Schaustellung ihrer Courage auf offener Straße Schnee und Pulver fraßen und ihre Säbel an den Wehrsteinen wetzten, indem sie unter Beifallsgebrüll Tausender den grausigen Ruf ausstießen, alle Liberalem müssen „zu

Kutteln verhauen, oder verhackt, verwurstet und den Hunden zu fressen gegeben werden“ [1]) mit noch viel entsetzlicheren Variationen, wie sie nur der gewissenloseste, religiöse Fanatismus in durch Branntwein erregten, teuflisch boshaften Seelen erzeugen kann. Zur nämlichen Zeit brach der Tumult auch in Wettingen und im Bezirk Zurzach aus, und es mehrten sich von Stunde zu Stunde die Anzeichen, daß er sich alsbald auch über die aargauischen Kantonsgrenzen hinaus verzweigen werde und ein allgemeiner Brand das ganze Land zu verschlingen drohe. Durch finstere Nacht und Schneegestöber war aber Oberst Frei-Herosé, dem die Regierung unbegrenzte Vollmacht zur Herstellung der Ordnung gegeben hatte, mit seiner Militärmacht in's Freiamt geeilt. Die Empörer, vom Geheul der Sturmglocken zusammengerufen, hatten sich in Villmergen postirt, zerstreuten sich aber bei dem ersten Donnerkrach der Kanonen in wilder Flucht. Mit einem Schlage folgte eine unsägliche Ernüchterung auf den Rausch, um so mehr, als die aus dem Taumel Erwachten nun sahen, daß sie von ihren Aufhetzern auf schmählichste Art im Stiche gelassen wurden, indem sich diese bereits über die Grenze salvirt hatten, bevor es zum Kampfe gekommen war. Nachdem das Kloster Muri und die umliegenden Ortschaften, sowie Bremgarten ꝛc. besetzt und die verwundeten Gefangenen befreit worden waren, rückten auch die den Regierungstruppen zu Hülfe kommenden Berner- und Basellandschäftler-Kompagnien ein, und es gelang alsdann ohne Mühe, den ganzen Aufstand, der bei

[1]) Siehe die verhöramtlichen Protokolle in den Gerichts-Archiven von Muri und Bremgarten und insbesondere die aus diesen Quellen hervorgegangene Schrift S. Abt's: „Der Aufruhr im Freiamte“ Seite 41 u. ff. — Die Feder sträubt sich zwar, der jüngern Generation, für welche „Das Buch vom General Düfour“ bestimmt ist, solche Verirrungen unter Schweizerbrüdern mitzutheilen, aber „die Geschichte ist eine Lehrmeisterin“ und solche „Früchte der Volksverführung“ bilden eine Warntafel für alle Zeiten.

weniger Energie von Seite der Regierung leicht für die ganze Schweiz sehr verhängnißvoll hätte werden können, in kurzer Zeit ohne Schwertstreich niederzudrücken. Aus den erfolgten Verhören ging zur Evidenz hervor, daß die Klöster Muri, Wettingen 2c. der Herd des Unheils gewesen waren; gegen sie richtete sich daher die gerechte Entrüstung des Volkes und der Regierung, und laut forderte die allgemeine Volksstimme, daß diese Quelle der Zwietracht für immer verstopft werde. Im Schooße des Großen Rathes gab denn Seminardirektor Augustin Keller, selbst ein Freiämter Katholik, dieser Stimmung beredten Ausdruck. Seiner zu allen Zeiten denkwürdigen Rede entnehmen wir folgende Stellen:

„Die Heimat, in welcher meine Wiege stand, die Heimat, in welcher ich eine alte Mutter und liebe Geschwister habe, ist abermals ein Herd des Aufruhrs geworden, abermals ist sie von den eigenen Mitbürgern mit Gewalt der Waffen genommen und besetzt. Die Ursache des Uebels sind die Klöster. Die Klöster haben schon frühe mit Müssiggang und Intriguen begonnen, mit Müssiggang und Intriguen werden sie enden. Es ist in vielen Ländern dahin gekommen, daß der Mönch in der Regel für ein schlechtes, verdorbenes Geschöpf gilt, das nicht mehr in unser Leben paßt und sich in allem Widerspruch mit der Gegenwart und deren Institutionen befindet. Stellen Sie einen Mönch in die grünsten Auen des Paradieses, so weit sein Schatten fällt, versengt er jedes Leben, wächst kein Gras mehr! — Und nun, was soll mit den Klöstern geschehen? Die Klöster im Kanton Aargau sollen aufgehoben werden. Die Aufhebung derselben ist eine Nothwendigkeit geworden, vor Allem aus eine moralische Nothwendigkeit. Die Klöster haben sich überlebt an sich selbst. Wenn Sie wollen, daß der Kanton Aargau, und namentlich das katholische Volk, in Hinsicht auf Moralität, Religion, Rechtlichkeit und Gesetzlichkeit nicht von Jahr zu Jahr rückwärts

schreiten soll; wenn es Ihnen Ernst ist, mit den Schulen und der Kirche, mit einem Wort, wenn Sie das Volk sittlich haben wollen, so müssen sie allervorderst die Klöster aus dem katholischen Landestheile wegschaffen. Durchgehen Sie diesen von den Klöstern umgarnten Landestheil und ich frage Sie dann: Wo finden Sie eine solche Rohheit des Volkes, eine solche Barbarei, Irreligiösität, Aberglauben, Fanatismus, wie in jenen Gegenden? — Auch aus politischen Gründen müssen Sie die Klöster aufheben und warum? Damit Sie einmal im Lande Ruhe haben; Sie wollen doch gewiß nicht von fünf zu fünf Jahren, oder, wenn man nachsichtig ist, bald alle Jahre Aufruhr in Ihrer Nähe haben; Sie wollen gewiß nicht Jahr für Jahr einen großen Theil Ihrer Mitbürger in den tiefsten Kummer und in die größten Besorgnisse versetzen, ja um Leib und Leben bringen! nein, das kann nicht in Ihrem Willen liegen! — Sehen wir auf die politische Gesinnung der Bevölkerung, welche unter klösterlichem Einfluß steht, so muß man wirklich zurückschaudern; das Volk wird theils durch die Pfarrer und Mönche von der Kanzel herab, theils im Beichtstuhle auf verderbliche Pfade geführt. Wie steht es da mit dem Gemeinsinn der Bevölkerung, mit der Achtung gegen Gesetze und Ordnung? Werden nicht gerade in jenen Gegenden Verfassung, Verordnung, Gesetze, Behörden und Beamte fortwährend gehöhnt? Finden Sie nicht daselbst Nachahmung der Klöster, nämlich gegen alles Gute und Ersprießliche, was angeordnet wird, feindselig aufzutreten? — Es ist die Aufhebung der Klöster auch aus einem andern Grunde eine Nothwendigkeit geworden; es ist der entschiedene Volkswille, der dies verlangt. Ich appellire an das aargauische Volk; legen Sie demselben die Frage über die Aufhebung jener Anstalten vor und zwei Drittheile werden sich dafür aussprechen. Wenn auf diese Weise über jene Institute das Volksgericht ergangen, wenn der Stab über

ihrem Haupte gebrochen ist, wollen Sie dann diesen Richterspruch nicht vollziehen? Gleichviel, ob Sie ihn vollziehen oder nicht, vollzogen wird er. Vollziehen Sie ihn, so leisten Sie der Ruhe Vorschub; vollziehen Sie ihn nicht, so werden ihn Andere vollziehen, aber nicht auf dem Wege des Gesetzes, sondern das Urtheil wird an den Bayonnetten und an den Mündungen der Kanonen geheftet sein. Durch den Beschluß, die Klöster sollen aufgehoben sein, werden Sie den äußersten Anstrengungen und der Gewaltthat des Volkes zuvorkommen. — Dieser Zustand kann nicht mehr bleiben; Sie haben Augen zu sehen und Ohren zu hören; sehen Sie zurück auf das Jahr 1835. Schon damals glaubten Mitglieder derjenigen Kommission, welche zur Untersuchung und Berichterstattung über die in jener Zeit im Freiamte stattgefundenen aufrührerischen und widersetzlichen Handlungen niedergesetzt war, es sei Grund und Ursache genug vorhanden, die Klöster aufzuheben; es wurde jedoch dafür gehalten, einstweilen noch zuzuwarten und sie reif werden zu lassen. Seit 5 Jahren nun haben sie gewaltig gereift, so gereift, daß der Apfel fallen muß. Ich schließe mit den Worten Cato's: Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam. Zu deutsch: „Die Klöster müssen aufgehoben sein!"

Ergriffen von der nur zu augenfälligen Wahrheit und der zündenden Kraft dieser Worte, sowie von der verhängnißvollen Gewalt des Augenblicks, hob der Große Rath mit einem an Einstimmigkeit grenzenden Mehr die Klöster im Gebiete des Kantons Aargau auf und beschloß, daß die Vollziehung dieser Maßregel bis in acht Tagen durchzuführen sei. So endete das vielhundertjährige Dasein dieser zur Zeit ihrer geistigen Blüthe segenspendenden, nun aber zum Unheil des Landes gewordenen Stiftungen des Mittelalters, dieser Institute, welche nach dem Sinn und Geist ihres edlen Vorbildes und Gesetzgebers, des heiligen Benediktus, als Sitz

eines Vereins ehrwürdiger geistlicher Männer, die einzig der werkthätigen Frömmigkeit, der Kunst und Wissenschaft und der Volksbelehrung hätten leben und in allen Zweigen äußerer und innerer Kultur als Leuchte für die Umgebung dastehen sollen, leider aber nach kurzer Zeit solch' ächt christlichen Lebens und Strebens sich immer mehr in die personifizirte Habsucht, Intrigue, Unmäßigkeit, Faulheit, Irreligiösität metamorphosirten und (— immerhin einige ehrenwerthe Ausnahmen der Conventualen vorbehalten —) in der letzten Zeit geradezu in allen Stücken als abschreckendes Beispiel dastanden, wozu dann noch die politischen Wühlereien und die flagrante Verführung des Volkes zu Hochverrath, Rebellion und Bürgerkrieg besonders schwer in die Waagschale fielen. Es waren die reichen Abteien Muri und Wettingen, sodann die Kapuzinerklöster in Baden und Bremgarten und endlich vier Frauenstifte, welchen mit diesem Beschlusse der Lebensfaden abgeschnitten wurde. Die ausgewiesenen Ordensleute erhielten Gnadengehalte; das übrige Klostergut sollte zum Staatsvermögen geschlagen werden, um katholischen Kirchen-, Schul- und Armenzwecken zu dienen. Freudige Zustimmung erscholl durch die ganze Schweiz, ja durch fast ganz Europa, als die Würfel dieser kühnen Entscheidung gefallen waren; aber noch lauter erhob sich der Schrei der Entrüstung aus den Reihen der Gegner, aus welchen feierliche Protestationen einliefen, zuerst von den Vorständen der Klöster, dann von den Urkantonen und vom Nuntius, bald auch vom Hause Oesterreich, das noch ehemalige Rechte auf das Kloster Muri geltend machen wollte; andere katholische Orte riefen laut nach einer sofortigen außerordentlichen Tagsatzung, welche denn auch zu Stande kam und der Aargauer Regierung allererst gewaltthätigen Bruch der Bundesverfassung, die das Bestehen der Klöster ausdrücklich gewährleistete, vorwarf. Allein der hartbeschuldigte Kanton erklärte: „Die Staatswohlfahrt

geht über Klösterbestand; sie ist das höchste Gesetz, dem sich alles Andere unterordnen muß. Von der Ansicht der Gemeinschädlichkeit und staatsfeindlichen Richtung geleitet, hat Papst Clemens sogar den mächtigen Jesuitenorden aufgehoben. Warum sollte Aargau nicht thun, was gebieterische Nothwendigkeit für den Fortbestand des Kantons erheischt. Wenn erwiesen ist, daß eine Korporation eine systematische, prinzipmäßige feindselige Opposition gegen die Freiheit und das Recht des Staates bildet und der Fortbestand der ersten gleichbedeutend ist mit dem Untergang der andern, so hat letzterer die Pflicht, erstere nicht mehr länger in seinem Schooße zu dulden. Die Wiedereinsetzung der aargauischen Klöster müßte den Todesstreich auf den Staat Aargau führen.“ — Ein gewaltiger Redekampf erhob sich im Sitzungssaale und endete durch die plötzliche Sinnes-Aenderung des liberalen Landammanns Baumgartner von St. Gallen mit der Erklärung von 12 Standesstimmen: Der Aufhebungsbeschluß läuft dem Bundesvertrage zuwider. Aargau aber war nicht gewillt, von seinem guten Rechte zu weichen und legte in einer besondern Denkschrift die Verschuldungen der Klöster in ihrem ganzen Umfange vor den Augen der Welt bloß, wodurch das Billigkeitsgefühl der Miteidgenossen bedeutend zu Gunsten dieses Kantons angeregt wurde. Auch machte dieser noch das Zugeständniß, drei Frauenklöster, die sich an dem Aufstande weniger betheiligt hatten, wieder einzusetzen, wodurch sich acht und zwei halbe Kantone befriedigt erklärten, während noch zehn und zwei halbe Stimmen die Wiedereinsetzung sämmtlicher Klöster verlangten und zwei, nämlich Zürich und Genf, noch um das Frauenstift Hermetschwyl markteten. So blieb die Sache unentschieden, aber je länger dieser Zustand der Zwietracht unter den eidgenössischen Ständen andauerte, um so weiter und grauenerregender klaffte der Spalt, der die Parteien trennte.

Während dieses Parteikampfes hatten die Jesuiten von Schwyz aus auch unter der Landbevölkerung von Luzern gewaltig gearbeitet und der liberalen Regierung den Boden unterwühlt. War es dieser schon sehr schwer geworden, die „Badener-Artikel“ zur Annahme zu bringen, so schürte der Aargauer Klosterstreit den Radikalenhaß der um des Glaubens willen Geängstigten zur hellen Flamme, die alles Zutrauen zu den weltlichen Behörden verzehrte. Um diese Popularität zu erreichen, hatten die Jünger Loyola's den angesehensten, einflußreichsten und hablichsten Bauersmann des Kantons, Joseph Leu von Ebersol, eine biedere, kräftige Natur, aber in streng katholischer Anschauung engherzig, zu ihrem Werkzeuge erkoren und durch dringende Bitten und Vorstellungen, daß er die gefährdete Religion der Väter mit allen Kräften schütze, erfolgreich für diese Mission vorbereitet, die er mit fanatischer Begeisterung erfaßte. Schon zwei Jahre vor dem Ausbruch des aargauischen Bürgerkrieges hatte er im Großen Rathe den Antrag gestellt, Luzern solle sich aus den Reihen der freisinnigen Kantone zurückziehen und für die Leitung des öffentlichen Unterrichts des Jesuitenordens bedienen. Allein damals wurde ein solches Ansinnen mit Entrüstung zurückgewiesen. Die Jesuiten verstanden es aber von jeher, ihre gefährlichsten Feinde in energische Förderer ihrer Sache umzuwandeln, wenn sie die Entdeckung gemacht hatten, daß deren Herzen voll falschen Ehrgeizes und Geldgier, aber arm an männlicher Ehre waren. So gelang es ihnen auch hier, den eifrigsten Streiter für die Rechte des Staates in kirchlichen Angelegenheiten, den Staatsschreiber Constantin Siegwart, durch gewisse Mittel auf ihre Seite zu bringen. Dadurch war ihre Sache gewonnen; denn diese plötzliche „Bekehrung“ des Saulus in einen Paulus wirkte mächtig auf die große Volksmasse. Laut ertönte jetzt aus allen Kantonstheilen der Ruf nach einer Revision der Verfassung. Die Regierung, ganz

perplex durch diese Ereignisse, sah sich machtlos. Es wurde ein Verfassungsrath gewählt, in dem natürlicherweise das jesuitenfreundliche Element die Oberhand bekam. Das nun entstehende Grundgesetz spielte unter dem Scheine wahrer Volksherrschaft die ganze Leitung des Staates in die Hände Weniger und öffnete der finstern Macht der Jesuiten Thür und Thor. Um öffentlich zu zeigen, weß Geistes Kind dies neue Regiment sei, legte dies die Verfassung dem Papste zu Füßen, um sie von ihm als Oberherrn bestätigen zu lassen!

Ein ähnlicher Anlauf der finstern reaktionären Partei, wie in Luzern, wurde auch im Kanton Tessin in Szene gesetzt, endete jedoch mit vollständiger Niederlage der Insurgenten, trotz ihres wohldurchdachten blutigen Operationsplanes und ihres Mordanschlages auf die Häupter der Liberalen, welch' letzterer mit der öffentlichen Füsilirung des Führers der Ultramontanen, des Advokaten Nessi, in schrecklicher Weise gesühnt wurde und dem Radikalismus zu einer noch festeren Grundlage verhalf, als er zuvor besaß. So groß aber die Freude der Liberalen der ganzen Schweiz über diesen Sieg war, so groß war auch deren Abscheu vor dieser blutigen Rache!

Auch im Kanton Zürich gährte es in dieser Zeit wieder gewaltig. Die offenkundige Verbindung der pietistischen Partei (welche bekanntlich seit dem berüchtigten „Putsch" die Herrschaft an sich gerissen hatte) mit der ganzen römischen Agitation mußte das protestantische Bewußtsein der Bevölkerung tief verletzen; es lag klar vor Augen, daß Zürich's Haltung eine Hauptschuld an dem Unglücke des Aargau's trug, und als dann die Regierung sogar wagte, ihre Spitze gegen das blühende Volksschulwesen zu richten, da brach der Sturm los, jedoch nicht in der Weise wie unter den heißblütigen Bundesbrüdern jenseits der Alpen, sondern in ruhiger, klarer Enthüllung des Trugbildes, durch welches das Volk bethört

worden war. Volksversammlungen, an denen bei 20,000 Männer Theil nahmen, verurtheilten einstimmig die unnatürliche Politik der Regierung und des ganzen Systems; es trat daher in der Entwicklung dieses Kantons wieder eine bedeutungsvolle Wendung ein; die feindliche Haltung gegen den freisinnigen Aargau fiel dahin und damit auch der lähmende Einfluß Zürichs auf die freiheitliche Gestaltung der eidgenössischen Dinge.

Der aargauische Klosterhandel war noch immer nicht erledigt, ging aber jetzt doch langsam einer Entscheidung entgegen, um so mehr, als nun auch die Bevölkerung Genfs ihren Einfluß so kräftig geltend machte, daß ihre Tagsatzungsgesandten entschieden zu Gunsten Aargau's instruirt werden mußten und selbst die zaghaftesten und ruhigsten Männer der ganzen freisinnigen Schweiz durch die stets gewaltthätigern Kundgebungen der römischen Partei die Ueberzeugung gewannen, daß es sich nicht blos um Klöster handle, sondern darum, den Aargau konfessionell zu zerreißen und dessen liberales Element unter das Joch der Reaktion zu zwingen. Auch in Schaffhausen und Waadt siegte daher durch das feste Zusammenhalten der liberalen Kräfte die günstige Stimmung für den Aargau, so daß nun, trotz erneutem Verdammungsbreve von Seite des Papstes und wiederholter drohender Noten des habsburgischen Hauses, bereits $11^2/_2$ Stände sich um Aargau schaarten und nur noch $9^2/_2$ Kantone die Wiederherstellung aller Klöster verlangten. Diese günstige Wendung der Dinge war vorzüglich dem energischen Auftreten des Berner Schultheißen Neuhaus zu verdanken, der sich dem ungestümen Verlangen der Klosterfreunde als felsenfester Wall entgegenstemmte und deren Begehren mit schlagendster Ueberzeugung als unstatthaft hinstellte. Doch war eine definitive Lösung auch jetzt noch nicht möglich. Mit dem Anfange des Jahres 1843 kam aber die Bundesleitung von Bern nach Luzern. Sofort suchte das dortige

priesterfreundliche Regiment sein vorörtliches Gewicht in die Waage zu werfen, und trat in hochmüthig-diktatorischen Befehlen gegen den Aargau auf, dessen Regierung aber diese vorörtliche Einmischung als unbefugt auf das Entschiedenste zurückwies. Unterdessen war der päpstliche Nuntius wieder von Schwyz nach seiner alten Residenz Luzern übergesiedelt und hier mit großem Gepränge empfangen worden. Nun sollte die Ausführung großartiger Pläne in's Werk gesetzt werden. In zornglühendem Kreisschreiben rief der Vorort zum endlichen Entscheidungskampfe in der Klosterfrage die Tagsatzung zusammen. Auf Anrathen guter Freunde und um des lieben Friedens willen verstand sich endlich Aargau noch zu dem Opfer, nebst den drei genannten auch das Frauenkloster Hermetschwyl wieder herzustellen. Damit wurde die noch fehlende Stimme St. Gallens gewonnen und der ganze Klosterstreit fiel jetzt mit einer Mehrheit von 12²/₂ Ständen aus Abschied und Traktanden. So blieben also durch diesen endgültigen Spruch der Eidgenossen die Hauptklöster Aargau's, die den eigentlichen Herd des Aufruhrs gebildet hatten oder sonst in Sittenlosigkeit verfallen waren, aufgehoben und der unheilvolle Streit schien endlich geschlichtet. Die freisinnige Schweiz athmete frisch und kräftig auf; der Sieg war errungen!

Aber, aber! Anstatt den Wahrspruch der Mehrheit der Bundesstände und den Willen der erdrückenden Majorität des Schweizervolkes zu achten, rüsteten sich die vom Klerus beherrschten Kantone sofort auf's Neue zum erbittterten Kampfe und qualifizirten den eidgenössischen Beschluß geradezu als Bundesbruch. In einer feierlichen Verwahrung erklärten nämlich die Gesandten von Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis, „daß sie an dem durch die 12 Stände verübten Bundesbruche keinen Theil haben, noch irgendwie nehmen können; daß sie denjenigen Ständen, welche

ihn verübt, die Verantwortlichkeit für alle daraus entstehenden Folgen überbinden und insbesondere den Stand Aargau für Alles verantwortlich machen, was er in Folge des Mehrheitsbeschlusses in Widerspruch mit Bund und Recht in Betreff der Klöster auf seinem Gebiete vornehmen werde.“ Ja die eifrigsten dieser klerikalen Kämpen, Constantin Siegwart an der Spitze, hatten in einer Vorberathung während der Tagsatzung sogar darauf gedrungen, die Sitzung mit dieser Verwahrung förmlich zu verlassen, und es gelang nur dem Rathe einiger ernster Staatsmänner ihrer Partei, sie von diesem gefährlichen Schritte zurück zu halten. Als Antwort auf jene Verwahrung erklärten die Stände der Majorität: „Seit drei Jahren sei die Tagsatzung in einer Menge von Verhandlungen als die zur Entscheidung der Streitfrage einzig befugte Behörde anerkannt; nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen könne nun für denselben Gegenstand eine und dieselbe Behörde nicht zugleich befugt und unbefugt sein; dem Entscheid der bundesmäßigen Mehrheit müsse daher jetzt unzweifelhaft die rechtliche Gültigkeit zur Seite stehen, wie immer der Einzelne über den Inhalt des Entscheides urtheilen möge.“

Aber damit waren die sich „bundesgetreu“ nennenden Stände nicht befriedigt, bildete ja doch die Klosterfrage nur den Vorwand, die Unterwerfung der Schweiz unter eine finstere Reaktion aber das wirkliche Ziel, auf das sie lossteuerten. Sie zeigten sich in der That fest entschlossen, ihrer Verwahrung furchtbaren Nachdruck zu geben; denn nun wurde von ihnen ein starrer Widerstand geplant und Alles zu einem Kampfe auf Leben und Tod gerüstet. Große Geschäftigkeit der kirchlichen Parteiführer ward überall bemerkbar; Reisen, heimliche Zusammenkünfte und Verabredungen fanden zahlreich statt; tiefstes Stillschweigen und ein geheimnißvoller Schein umhüllte all' ihre Reden und Treiben, und kein Uneingeweihter wußte

die Bedeutung dieses unheimlichen Gebahrens zu enträthseln, jedermann aber fühlte, daß etwas Gewichtiges im Wurf sei. Es blieb selbst noch Jahre lang Geheimniß, daß schon Anfangs September 1843 in einer klerikalen Parteiversammlung im Bade Rothen bei Luzern der Grund zu jenem Sonderbündnisse gelegt wurde, das unser Vaterland einem allgemeinen Bürgerkriege in den Rachen trieb. Am 2. September erließ alsdann Luzern eine Einladung zu einer Konferenz an die sieben protestirenden Kantone, sowie an Appenzell J.-Rh. und die durch den herrschenden Freiheitsgeist in ihrem aristokratischen Gefühle beleidigten reformirten Stände Neuenburg und Baselstadt, um sich über „weitere Schritte zur Wahrung der verletzten und bedrohten Rechte der Katholiken in der Schweiz" zu berathen. Die drei letztgenannten Orte nebst Wallis leisteten indessen diesem Rufe keine Folge, während die Gesandten der andern sechs Stände, mit ihren Instruktionen ausgerüstet, am 12. in der Leuchtenstadt, in der es so finster geworden war, einrückten und sich folgenden Tags im Regierungsrathssaale zur ersten Sitzung unter dem Präsidium des Schultheißen R. Rüttimann vereinigten. Zunächst sprachen sie sich über Inhalt und Umfang ihrer Instruktionen aus, in welchen sich eine große Verschiedenheit ergab; denn nicht alle dieser Kantone waren von ausgesprochenem Fanatismus beseelt, sondern gaben neben den römischen auch noch den eidgenössischen Stimmen Gehör und dachten an die Zukunft, die trotz der „frommen" Wünsche der Versammlung und der Selbstüberschätzung ihrer Kräfte doch sehr zweifelhaft schien. So war besonders Zug der Meinung, daß „bei der exponirten Lage des Kantons und der fast sichern Aussicht auf größeres Unglück" das Zugervolk schwerlich geneigt sein werde, einen Zustand friedlichen Glückes den ungewissen Folgen weiterer Schritte zum Opfer zu bringen: auch Niedwalden mahnte zum Frieden und sagte, man solle die Klosterangelegenheit nun

ruhen lassen, indem das Volk dieselbe als eine isolirt stehende betrachte und durch schwere Erfahrungen belehrt, sich wahrscheinlich nicht wieder leichten Kaufs in Händel von solcher Tragweite stürzen wolle. Schwyz dagegen, wo die Jesuiten eben ihre Prachtbauten ausführten, erklärte von vorneherein, daß es zu allen entschiedenen Maßregeln stimme, sofern sie mit Einmuth zu Stande kommen; ihm schloß sich Uri an, welches voll Zuversicht auf die Opferfreudigkeit des Volkes in dieser gottgefälligen Streitsache pochte.

Sodann ergriff Constantin Siegwart (oder Siegwart-Müller, wie er sich seit seiner politischen Metamorphose nannte) das Wort und führte, zum Hauptgegenstande der Konferenzverhandlungen übergehend, in bilderreicher, schwungvoller Rede aus, wie die „Bedrückungen, welche die Katholiken in so mannigfaltigen Akten der neuern Zeitgeschichte erlitten, die katholischen Stände längst berechtigt haben, zum Aeußersten zu schreiten, allein es sei Pflicht, selbst dem offenbarsten Bundesbruche gegenüber so lange als möglich auf dem Wege des Friedens zu bleiben und erst, wenn die friedlichen Mittel erschöpft seien, weiter zu gehen. Sein Vorschlag gehe deßhalb dahin, zunächst ein Manifest an die gesammte Eidgenossenschaft zu erlassen, worin nach Darstellung der Bedrückungen, die Rechte der Katholiken zurückgefordert werden unter der Drohung: daß im Falle fortdauernder Verweigerung den bundesgetreuen Ständen nichts übrig bleibe, als die Gemeinschaft mit den übrigen aufzugeben, ferner auf die Zusammenberufung einer außerordentlichen Tagsatzung zu dringen. Dabei solle man aber nicht stehen bleiben, sondern eine beständige Konferenz erwirken, der die Leitung der Angelegenheit wie die Anordnung militärischer Vertheidigungsmaßregeln übertragen werde! Wenn die katholischen Stände fest auftreten, so werde es Niemand wagen, sie

anzugreifen; denn ein einzelner Stand werde gegen sie nicht zu Felde ziehen und ein Tagsatzungsbeschluß wohl niemals zu Stande kommen, auch werden sich bei ernsthaften Aussichten auf eine Kollision einflußreiche Vermittler zur Genüge finden, z. B. Baselstadt, Neuenburg und St. Gallen. Wagen dagegen die konservativen Stände ihrer Protestation keine weitere Folge zu geben, so werden nicht nur die konservativen und katholischen Elemente in den großen Kantonen erdrückt werden, sondern der Radikalismus werde neugestärkt mit seinen antisozialen und antikirchlichen Tendenzen auch in die von ihm bisher wenig berührten Kantone dringen." Dieser Rede pflichteten nicht nur die andern Vertreter Luzerns, sondern auch diejenigen von Uri, Schwyz und Obwalden im Wesentlichen bei, sie erinnerten an die alten Eidgenossen, die oft gegen einen überlegenen Feind gekämpft, überhaupt den Feind nie gezählt haben; eine anscheinende Uebermacht sei also auch von den Söhnen der wackern Ahnen, von den würdigen Söhnen der Gründer des Schweizerbundes, der ruhmbekränzten Sieger von Morgarten, Sempach, St. Jakob nicht zu fürchten, wenn Einigkeit und Entschlossenheit Alle beseele. Auch Freiburg war der Meinung, daß ein entschiedener Schritt gethan werden müsse, wies jedoch mit unverkennbarer Angst auf seine territoriale Isolirtheit hin. Dagegen mahnten Zug und Nidwalden abermals eindringlich von allen Maßregeln ab, indem sie auseinandersetzten, daß man sich doch nicht dem Wahne hingeben solle, durch Einnehmung einer Separatstellung die übrigen Kantone zu schrecken; man dürfe durchaus nicht vergessen, daß nicht die Radikalen allein, sondern das allgemeine Gefühl des Bedürfnisses der Ruhe und des Friedens den Beschluß über die Aufhebung der Aargauer Klöster zu Stande gebracht habe; mit diesen zwei wichtigsten Faktoren hätte man auch hier zu rechnen und noch mehr mit der nicht zu unterschätzenden Gefahr der Ausscheidung der Schweiz in ein

katholisches und reformirtes Lager, durch welche ja eine Vermittlerstellung der Kantone Baselstadt und Neuenburg illusorisch würde. Unter diesem Meinungsaustausch ging der erste Sitzungstag vorüber. Bis spät in die Nacht hinein aber konferirten Siegwart-Müller, der Nuntius und andere Vorkämpfer der römischen Hierarchie, um die Durchführung ihrer Pläne für die morgige Versammlung vorzubereiten.

In der zweiten Sitzung wiederholten sich die am Vortage geäußerten Voten. Siegwart-Müller hatte seine Vorschläge schriftlich abgefaßt und nochmals unter Aufbietung all' seiner Beredtsamkeit zur Annahme empfohlen, bis die Opponenten Zug und Nidwalden, überwältigt von der Ueberredungskunst der Eiferer, endlich nachgaben und Hand boten zur Bildung eines Sonderbundes. Die drei Beschlüsse lauteten:

1) Auf Grundlage der an der Tagsatzung erlassenen Protestation soll eine gemeinschaftliche Erklärung an alle Eidgenossen erlassen werden, worin das an dem Bunde verübte Unrecht dargestellt, die garantirten Rechte der katholischen Religion zurückgefordert, die Wiederherstellung aller Klöster im Aargau, die Wiedereinsetzung der Klöster Thurgau's in ihre selbstständige Verwaltung und in das Recht der Novizenaufnahme und endlich die Wahrung der Rechte der katholischen Konfession in allen paritätischen Kantonen verlangt werden sollen. In der Erklärung sei anzudeuten, daß, falls diesen gerechten Forderungen nicht entsprochen werde, die besagten Stände diese Verweigerung als eine Beharrung im Bundesbruche betrachten und demnach ihrerseits sich genöthigt sehen müßten, um dem Bundesvertrage die unbedingte Handhabung zu sichern, die Bundesgemeinschaft mit denjenigen Ständen abzubrechen, welche den Bundesbruch nicht wieder gut machen.

2) Eine Konferenz soll obige Erklärung verfassen, zu geeigneter Zeit die Einberufung einer außerordentlichen Tagsatzung veranlassen und überhaupt Alles anordnen und leiten,

was die Angelegenheit zu einem dem Rechte der Katholiken und den Forderungen des Bundes angemessenen Ziele führen könne.

3) die Regierungen der Konferenzstände seien mit den erforderlichen Mitteln und Vollmachten zu gemeinschaftlichen militärischen Maßnahmen für Wahrung und Vertheidigung ihres Gebiets, ihrer Unabhängigkeit und ihrer Rechte zu versehen.

Dies Protokoll wurde aber noch lange selbst vor den getreuen Anhängern der römischen Partei in den eigenen Kantonen geheim gehalten, wie überhaupt der ganze Sonderbund ohne Wissen und Vollmacht von Seite des Volkes zu Stande kam und diesem erst im Laufe der Jahre in wohlberechneter Weise Schritt für Schritt mit dem durch falsche Vorspiegelungen stets eifriger genährten und wachsenden Glauben an das Schreckensgespenst der Verfolgung der katholischen Kirche mitgetheilt wurde. Insbesondere schreckte man vor der offenen Drohung mit der Trennung noch zurück, um so mehr, als von Baselstadt, wo die Regierung auf geheimen Wegen vertrauliche Mittheilungen über die Konferenzverhandlungen erhalten hatte, sofort zwei einflußreiche Abgeordnete die Runde bei den Vorständen der Sonderbunds-Kantone machten, um mit eindringlichen Worten vor dem verhängnißvollen Schritte zu warnen. Die „goldene Pforte der Schweiz“ wollte das in der berüchtigten Sarnerei gegen den Bund begangene Unrecht wieder gut machen.

Während in den Sonderbunds-Kantonen von den zur Agitation ausersehenen Elementen in aller Stille tüchtig im Sinne der Konferenzbeschlüsse gearbeitet wurde und ängstliche Seelen bereits selbst da, wo der schönste konfessionelle Friede herrschte, das blasse Phantom der Katholikenverfolgung hin und her huschen sahen und Joseph Leu von Ebersol durch den gewaltigen Erfolg seiner Thätigkeit in den Augen Vieler

als das Werkzeug Gottes zur Rettung der Kirche galt und verehrt wurde, beschloß der Große Rath von Luzern, im Einklange mit der Regierung, es sei nochmals eine gemeinschaftliche Erklärung der „bundestreuen" Stände an sämmtliche Kantone, sowie an alle Eidgenossen zu erlassen, worin „man sich die ferneren gutfindenden Schritte vorbehalte", sofern die Mehrheit der Stände im „Bundesbruch" beharre; zugleich wählte er in Siegwart-Müller, Leu von Ebersol und Bernh. Meyer eine Abordnung, die mit den Gesandtschaften der sämmtlichen „bundestreuen" Glieder zur gemeinschaftlichen Berathung der Angelegenheit sich vereinigen solle; ja trotz der energischen Opposition der kleinen freisinnigen Fraktion, an deren Spitze Altschultheiß Kopp und Dr. Kasimir Pfyffer standen, wurde sogar die Regierung beauftragt, sofort die Vertheidigungskräfte des Kantons zu organisiren. Dadurch war der erste Schritt zum folgenden Bürgerkriege gethan.

Mit Staunen vernahm man in den freisinnigen Gegenden der Schweiz und selbst im Auslande diese herausfordernde Sprache des Vorortes. Alles gerieth in Allarm. Nicht nur die liberale Presse, sondern auch die Kantonsregierungen ließen es aber an ernsten Antworten nicht fehlen. So erklärte Bern in einer energischen Zuschrift an Luzern, es werde, so viel in seinen Kräften liege, verhindern, daß die Schweiz einigen Uebelgesinnten zum Spielball diene, und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln jeder Gefährung der bundesgemäßen Existenz der Eidgenossenschaft und jedem Trennungsversuche entgegentreten.[1]) Zu gleicher Zeit erwiederte Zürich, es erwarte von Luzern als Vorort die Einberufung einer außerordentlichen Tagsatzung, falls dieses den innern Frieden der Schweiz gefährdet halte; sonst würde sich Zürich in Folge der Vorgänge in Luzern berufen und verpflichtet fühlen,

---

[1]) S. Feddersen, Regeneration. S. 362.

unverzüglich eine Konferenz sämmtlicher Kantone in seine Stadt einzuladen, worauf von der Luzerner Regierung die Antwort zurückkam, das Recht der Zusammenberufung einer außerordentlichen Tagsatzung komme keinem andern Stande zu als dem Vororte und dieser werde wohl wissen, wann die Umstände dazu nöthigen. Als dann am 24. Januar 1844 die sonderbündlerische Konferenz unter vollständiger Geheimhaltung der Verhandlungen wieder getagt hatte, erließ sie an sämmtliche eidgenössische Stände ein Manifest, worin auf der Wiederherstellung aller Aargauer Klöster beharrt und der feste Entschluß angekündigt wurde: „keine vom Bunde, von der Treue am gegebenen Worte, von der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, von der Verehrung für die Grundsätze der Väter, von der Pflicht der Erhaltung der Eidgenossenschaft gebotenen und angerathenen Mittel und Schritte unversucht zu lassen, um die in Frage liegende Konfessions- und Bundesangelegenheit einer bundesgemäßen Erledigung zuzuführen.“ Trotz dieser hochtönenden Phrasen beharrten jedoch die frühern 12²/₂ Stände dabei, die Aargauer Klösterangelegenheit als erledigt zu erklären. Nun erfolgte abermals eine heftige Protestation der Sonderbündler.

Obwohl nun das Organ des Sonderbundes, die „katholische Staatszeitung“, den alten klösterlichen Kohl immer wieder aufwärmte und in einer endlosen Reihenfolge energischer Artikel die Vortheile einer Trennung der fünf katholischen Orte vom Bunde, in Hinsicht auf Religion, Politik, Handel und Finanzen, zu beweisen suchte und Siegwart-Müller zum Ehrenamte eines Schultheißen von Luzern vorgerückt, also auch Präsident der eidgenössischen Tagsatzung geworden war, erlosch doch die Opposition gegen die Aargauer Regierung im eigenen Kanton in Folge der Energie und Wachsamkeit derselben nach und nach. Aber plötzlich schreckten unheilverkündende Berichte aus dem Kanton Wallis, der bald als siebentes Glied in den

Sonderbund trat, die gesammte Eidgenossenschaft auf's Neue. In diesem wunderbaren Lande, das ringsum von den höchsten Gebirgen Europa's eingeschlossen ist, wo die goldene Weintraube hart neben dem ewigen Gletscher reift und glühende Granaten die Felsen zieren, hatten, wie schon erwähnt, die Jesuiten seit mehr als zwanzig Jahren festen Fuß gefaßt und Schule und Kirche unter ihr hartes Szepter gebracht. Die in Sprache und Sitte mit den lebhaften, freisinnigen Nachbarn im Waadtlande verwandten Unterwalliser, von Alters her Unterthanen des klerikalen obern Landestheiles, hatten mit den liberalen Fraktionen dieses letztern einen fortschrittlichen Verein, die „junge Schweiz“, gegründet und nach mehrjährigem Wortkampfe schließlich im Jahre 1840 mit Waffengewalt der Rechtsgleichheit und einer freiern Richtung Bahn gebrochen. Die Triumphe der „jungen Schweiz“ waren aber nicht von langer Dauer. Ermuthigt durch die Vorgänge in Luzern und empört über die neue Verfassung, welche die Priesterschaft in Bezug auf deren Vermögensversteuerung und Gerichtsbarkeit vollständig dem Bürgerstande gleich hielt, wuchs plötzlich ein von ultramontanem Geiste vollständig beherrschter, über das ganze Land sich verzweigender Gegenverein, die „alte Schweiz“, aus dem Boden und zog gegen den Freisinn in geschlossenen Massen zu Felde. Der Bischof verhängte die Exkommunikation gegen sämmtliche Glieder (und deren Familienangehörige) der „jungen Schweiz“, so daß ihnen überall Taufe, Ehe und Beerdigung verweigert wurde, worauf selbstverständlich eine tiefe Erbitterung in den Herzen der Betroffenen Platz nahm, die sich leider in einer Menge gewaltthätiger Handlungen Luft machte, welche aber den Jesuiten nur willkommenen Anlaß boten, in ihren nun in allen Gemeinden des Landes abgehaltenen Missionen den Haß zu schüren. Ein Dorn im Auge der Geistlichkeit war besonders auch die im Staatsgesetz vorgesehene Verbesserung des Volksschulwesens, welche sogar den

Probst vom Kloster St. Bernhard veranlaßte, in seiner Pfingstpredigt gewaltig über den Schaden des Schulunterrichts beim gläubigen Volke zu eifern. Als es wieder an die Wahlen ging, standen sich bereits beide Parteien, bewaffnet organisirt, gegenüber, doch vermochten die angesehensten Männer des Kantons noch den offenen Bürgerkrieg zu verhindern. Der neue Große Rath fiel natürlicherweise ultramontan aus, da von dieser Seite kein Mittel zur Beeinflussung der Wähler unversucht gelassen wurde und selbst Bestechung durch Geld, ja sogar Meuchelmord zum Ziele führen mußten. Leider blieben auch die Liberalen nicht in den Schranken der Mäßigung. Die neue, schwache Regierung sah sich endlich genöthigt, Truppen aufzubieten und den Gr. Rath einzuberufen, welcher, um des Friedens willen, eine ehrenwerthe Versöhnungspolitik einschlug. Doch umsonst! Der Einmarsch der Oberwalliser Freischaaren mit den Regierungstruppen in Sitten und andere drohende Anzeichen aus den ultramontanen Zehnten her riefen die Jungschweizer bewaffnet nach Ardon, von wo sie aber, vom Staatsrathe beruhigt, wieder heimkehrten. Die Exzesse dauerten indessen auf beiden Seiten fort, weßhalb der Vorort Luzern einen eidgenössischen Kommissär in der Person des Staatsschreibers Bernhard Meyer hinsandte, der vermitteln sollte, aber seine Stellung in verrätherischer Weise dazu benutzte, durch heimliche fanatische Rathschläge zur Unterdrückung der Freisinnigen anzufeuern, durch seine Unthätigkeit dem Ultramontanismus zum vollständigen Siege zu verhelfen und dadurch den Eintritt des Kantons in den Sonderbund herbeizuführen. Zugleich bot der Vorort Truppen in den benachbarten Kantonen auf, die er unter den Oberbefehl des spätern Sonderbundsgenerals U. v. Salis-Soglio stellte. Bern und Waadt aber, wohl einsehend, daß diese Truppen nur zur Unterdrückung der Liberalen verwendet werden sollten, verweigerten nicht nur die Folgeleistung dieses Aufgebots, sondern sperrten auch den

andern Truppen ihr Gebiet. Unterdessen ließ der eidg. Kommissär Bernhard Meyer, ohne ein Wort dagegen zu sagen, zu, daß sich in Oberwallis ein Freischaarenzug organisirte und in Bewegung setzte, um die Stadt Sitten zu überfallen.

Höhere Amtspersonen hatten waffenfähige und wehrpflichtige Mannschaft für diesen zusammengerufen, vollständig militärisch organisirt und in Siders zum Marsche nach der Hauptstadt angeleitet. Durch diesen ersten eigentlichen „Freischaarenzug" in der Schweiz gaben die Ultramontanen den Liberalen das Gegenrecht in die Hand (wovon letztere bekanntlich später gegen die ultramontane Regierung in Luzern vollen Gebrauch machten); es sammelten sich daher auch die Freiwilligen des Unterwallis unter ihrer Fahne, so daß sich alsbald von beiden Landestheilen her zwei Heere, die reaktionären Oberwalliser unter Wilhelm von Kalbermatten, die freisinnigen Unterwalliser unter Moritz Barmann, gegen Sitten bewegten, wo sich der bestürzte Große Rath eiligst auflöste, während der Staatsrath an beide Parteien Kommissäre absandte, gegenüber denen sich beide verpflichteten, ohne Befehl der Regierung nicht vorzurücken. Dadurch wurden die Unterwalliser aufgehalten; die Oberwalliser aber, wortbrüchig, zogen unterdessen in Sitten ein. Bei dieser Nachricht wurden die Liberalen so erbittert, daß sie sich gleich auf die Verräther losstürzen wollten. Um ein großes Blutbad zu verhindern, kommandirte sie Barmann zum Rückzuge nach Ardon, wobei ihnen jedoch von ihren eigenen, mit den Oberwallisern im Einverständnisse handelnden ultramontanen Landsleuten, die sich hinter ihrem Rücken bewaffnet hatten, der Weg verlegt wurde und sie sich also zwischen zwei feindlichen Feuern sahen. Als sie sich eben zerstreuten und zur Heimkehr anschickten, da sie einer solchen Situation gegenüber machtlos waren, harrte ihrer dort, wo der Trientbach in tiefer Schlucht aus rauhem Bergthale herabrauschend die Landstraße durchschneidet, um

sich dann in die Rhone zu ergießen, ein furchtbarer Schlag. Mit Geschrei stürzten sich plötzlich die im Hinterhalt liegenden „Altschweizer" auf die sorglos Heimkehrenden. Aus der bedeckten Brücke, hinter Felsen und Gebüschen hervor donnerten ihre tödtlichen Geschosse. Die Verrathenen stellten sich zur Wehre. Bald stritt Mann gegen Mann; es war kein Kampf mehr; es war ein Morden. Schon verbluteten über 30 „Jungschweizer" im Engpaß; die andern konnten sich durch die Wellen der Rhone retten. Dieser Brudermord am Trient, von auf Wagen herumfahrenden Jesuiten angefeuert und durch die ruchlose Mißhandlung und Ermordung Verwundeter und Gefangener zum schwärzesten Schandfleck in der neuern Schweizergeschichte gestempelt, wurde vom Staatsrathe und dem eidgenössischen Kommissär Bernhard Meyer gutgeheißen! So tiefe Wurzeln hatten die jesuitischen Grundsätze im ultramontanen Lager der Schweiz schon gefaßt! Die weitern furchtbaren Strafen, die gegen die „junge Schweiz" und deren Häupter erlassen wurden, waren ganz geeignet, den Liberalismus im Wallis bis in die Wurzel hinein zu zerstören und die Erbitterung bei den Freisinnigen der andern Kantone so sehr zu steigern, daß die Oberwalliser Schützenfahne bei dem kurz darauf in Basel stattfindenden eidgen. Freischießen als „blutbefleckt" mit Schimpf und Schande die Fahnenburg verlassen und der verrätherische eidgenössische Kommissär zeitlebens den bekannten furchtbaren Spitznamen, der ihm das am Trient vergossene Bruderblut zur Last legte, auf sich nehmen mußte.

Während die Häupter der freisinnigen Unterwalliser und deren Angehörige aus Furcht vor Mißhandlung, Kerker und Tod auf savoyisches und waadtländisches Gebiet flüchteten; während in fast allen Kirchen des Landes ein feierlicher Gottesdienst zu Ehren „des Sieges der Gesellschaft des Glaubens" gehalten und selbst von den Kanzeln herab mit triumphirendem Hohn auf das noch rauchende Bruderblut am Trient

hingewiesen wurde; während die Jesuiten nun lachend ihre Hand über Alles im ganzen Kanton schlugen und nur mehr einzig ihr Wort in Familie und Gemeinde, Gericht und Rath, Schule und Kirche galt, in Folge dessen den Protestanten sogar ihre häusliche Andacht und den „Jungschweizern“ das kirchliche Gebet für die Seelen der am Trient Gefallenen untersagt wurde; während jene überdies vollständig entwaffnet, mit schweren Geldkontributionen und langen Einquartirungen belastet wurden: Da schrieen die Freisinnigen der ganzen Eidgenossenschaft laut auf über diese Ungerechtigkeiten. Im Berner Großen Rathe verlangte der greise Pädagog Fellenberg in einer von jugendlichem Feuer durchglühten Rede sofortiges Einschreiten in Wallis „zur Befreiung der dortigen Menschheit von der Schmach der Jesuiten“; im aargauischen Großen Rathe trat Aug. Keller auf, der schon den Klöstern so kühn zu Leibe gegangen war und nun direkt für Ausweisung dieses gefährlichen Ordens von Bundeswegen seine Stimme erhob. Mit Flammenworten schilderte er dessen Macht und unheilvolles Wirken im Vaterlande und bewies klar und deutlich, daß er unverträglich mit der öffentlichen Wohlfahrt sei. Sein Antrag wurde von dieser Behörde fast einmüthig zum Beschluß erhoben und den andern Kantonen durch ein Zirkular mitgetheilt. Allein bei der folgenden Tagsatzung zeigte sich außer Aargau und Baselland Niemand zu dieser Maßregel bereit; um so lauter aber zollte das freisinnige Volk derselben seinen Beifall, was sich an dem erwähnten Schützenfest in Basel, wobei zugleich die vierhundertjährige Gedächtnißfeier der Heldenschlacht von St. Jakob begangen wurde, in unzweideutiger Weise manifestirte.

Das schreckte aber die Jesuiten in ihren Plänen nicht zurück. Ermuthigt durch die Erfolge in Wallis, Freiburg und Schwyz, wo sie sich buchstäblich Alles dienstbar gemacht hatten, streckten sie ihre Hand nun auch über Luzern aus.

Schon seit Jahren waren ihnen von Dorf zu Dorf mit Hülfe ihres allmächtigen Werkzeuges, des Rathsherrn Leu, die Kirchen für ihre Missionen geöffnet worden, zum größten Verdrusse der meisten Ortsgeistlichen. Ihre Vorträge voll berauschender Sinnlichkeit und fanatischen Hasses wider Andersdenkende rissen bald die unwissende Menge so sehr hin, daß diese in den Jüngern Loyola's die Retter und Engel der „bedrängten" katholischen Kirche sah. Durch diese Missionen wurde der eigentliche Grund zu ihrer s. g. „Berufung" nach Luzern gelegt, die eigentlich eine fortgesetzte Aufdrängung war.

Wie wir bereits gesehen, hatten von Zeit zu Zeit Anläufe dazu stattgefunden, waren aber in Anbetracht der Gesetze dieser Gesellschaft, welche durchaus keine staatliche Kontrole ihrer Thätigkeit zulassen, so daß also ihre Aufnahme einen Verfassungsbruch herbeigeführt hätte, von der Regierungs- und der Großrathsmehrheit energisch zurückgewiesen worden. Allein die Jesuiten wußten Rath; was sie auf geraden Wegen nicht erreichten, suchten sie auf krummen zu erlangen. Sie verschafften zunächst ihren affiliirten Orden, vornehmlich den Ursulinerinnen, die Verwaltung der Armen- und Waisenhäuser, des Spitals und anderer öffentlicher Anstalten und ließen sich sodann durch Siegwart-Müller das geistliche Konvikt des Priesterseminars indirekt in die Hände spielen, worauf die Beschlagnahme des Unterrichts an der theologischen Abtheilung dieses Instituts folgte. Der Zurückweisung eines neuen Antrages auf ihre Berufung, der vor dem Großen Rathe lag, kam Siegwart-Müller schließlich dadurch zuvor, daß er den schlauen Mittelvorschlag machte, man wolle den Antrag nicht definitiv ablehnen, sondern an die Regierung zurückweisen, um vorerst genaue Erkundigungen über die jetzige Tendenz und Thätigkeit des Jesuitenordens einzuziehen. Damit war die Sache für diesen gewonnen, zugleich aber „der Anfang eines nicht zu berechnenden Unglücks für den Kanton

Luzern“ und die ganze Schweiz gemacht, wie der Präsident Eutych Kopp vergebens vorher warnend erklärte.

Diese Erkundigungen holte Siegwart-Müller begreiflicherweise nur da ein, wo er zum Voraus günstige Berichte erwartete, und so wurde dann nach vielen Kreuz- und Querzügen und Scheingefechten, ohne das Volk zu fragen, die förmliche Berufung ausgesprochen, das höhere Schulwesen und verschiedene, für ganz andere Zwecke bestimmte Fonds und Stiftungen in die Hände der Jesuiten gelegt und damit — nach der öffentlichen Erklärung des Altschultheißen Kopp — „der Verrath am Vaterlande“ besiegelt. So lag die Verfassung gebrochen und die bürgerliche Freiheit zertrümmert am Boden und darüber schritten triumphirend die schwarzen Gestalten des geistbedrückenden Ordens, um da ihr eigennütziges, herzloses Trugsystem aufzurichten. Die Ortsgeistlichen, von denen sich nicht weniger als 167 gegen die Bevormundung durch solche Zuchtmeister ausgesprochen hatten, wagten, mit Ausnahme des kühnen Stadtpfarrers Siegrist, nun keine Opposition mehr und mußten sich zu willfährigen Werkzeugen derselben erniedrigen. Ein großer Theil des Volkes widerstrebte zwar und ergriff das Veto; doch umsonst; die finstere Macht behielt die Oberhand. In tiefen Spaltungen zerriß alsbald der ganze Kanton; Söhne eiferten gegen ihre Väter, Brüder gegen Brüder; Mißtrauen, Verleumdung, Streit waren in Familien und Gemeinden an der Tagesordnung; der Schrecken von oben aber beherrschte alle Gemüther. Immer lauter wurde zwar der Regierung in Erinnerung gebracht, daß sie selbst vor ein paar Jahren die Berufung der Jesuiten als Verfassungsbruch erklärt, also nun einen Verrath am Vaterlande begangen habe, den sie nur durch den Umsturz des Vertrages mit dem verhaßten Orden und die Ausweisung dieses letztern wieder sühnen könne. Umsonst; als Antwort erfolgten nur Schmähungen, Verfluchungen und Verfolgungen

der „Widersacher der frommen Gesellschaft". Unter diesen Umständen traten liberale Führer zu einer Besprechung in Luzern zusammen. Die Mehrheit wollte auf streng legalem Boden bleiben; die Minderheit sprach sich dafür aus, daß sie in Anbetracht des offenen Verfassungsbruches von Seite der Regierung und des Großen Rathes das Recht einer Schilderhebung besitze. Diese entschiedenere Partei, die das Wohl des Vaterlandes nicht dem Verrathe preisgeben wollte, beauftragte ein Komite, den Gang der Dinge zu beobachten und nöthigenfalls in Aktion zu treten.

Da das selbst von Rom aus dringend abgerathene und sogar in klerikalen Blättern als die Losung zum Bürgerkriege qualifizirte, allem Ehrgefühl spottende Eindringen der Jesuiten in Luzern allgemein als eine höhnische Herausforderung gegen die ganze liberale Schweiz aufgenommen werden mußte, so wurde die Jesuitenfrage alsbald als eine Lebensfrage nicht blos für den Kanton Luzern, sondern für die Zukunft der ganzen Eidgenossenschaft angesehen. Eine starke Sympathie fing an, sich über die Schranken der Kantone hinwegzusetzen, um gemeinsam zu wirken, wo die gleichen Interessen der Freiheit, des konfessionellen Friedens und der nationalen Zusammengehörigkeit bedroht waren. Es war daher dem freisinnigen Luzerner Komite nicht schwer, Verbindungen mit Patrioten in den benachbarten Kantonen anzuknüpfen, um sich deren Mithülfe bei einem projektirten Unternehmen zu sichern. Das böse Gewissen der Regierung, aufgeschreckt durch die sich von Tag zu Tag mehrenden Zeichen der Erbitterung, ließ eine nahe Schilderhebung ahnen, weshalb diese Behörde die eifrigsten Vorbereitungen machte, sie zu vereiteln. Der Ausbruch wurde durch eine besonders herausfordernde Maßregel beschleunigt. Die Regierung wurde nämlich bei ihrer Arsenal-Inventarisation darauf aufmerksam gemacht, daß in dem liberalen Städtchen Willisau seit dem Jahre 1831 grobes

Geschütz sammt Munition liege, welches bei einem allfälligen Aufstande Dienst leisten konnte. Anstatt nun dasselbe durch Truppen regelrecht abholen zu lassen, ordnete die Behörde heimlich die Organisation einer bewaffneten Bande glaubenstreuer Nachbarn dieser Gemeinde an, welche das Städtchen bei Nacht und Nebel (5. Dezember 1844) urplötzlich überfielen, um die Kanonen fortzuführen. Die erstaunten Bürger aber, vom Lärm erwacht und im Augenblick allarmirt, wehrten den Ueberfall mannhaft ab und hielten durch Errichtung von Bürgergarden die Ordnung und Sicherheit aufrecht. Wie ein Lauffeuer ging diese Kunde von Ort zu Ort. Bern warf sofort Truppen an die Grenze. Jetzt glaubte das freisinnige Komite, das am 7. Dezember tagte, daß jedes Zaudern gefährlich werden könnte, und beschloß daher in völliger Ueberstürzung der Sache den Aufstand schon auf den folgenden Tag. In der Stadt sollte derselbe beginnen, sich des Zeughauses und der Kaserne bemächtigen und, sobald die Zuzüge vom Lande eingerückt wären, die Regierung zur Abdankung nöthigen. Boten flogen nun die ganze Nacht nach allen Richtungen; selbst die Befreundeten im Aargau, Baselland und Solothurn wurden noch vor Tagesanbruch zu schleuniger Hülfe gemahnt.

Die durch allerlei unbestimmte Gerüchte beunruhigte Regierung verstärkte die Besatzung der Stadt um 400 Mann, erklärte sich permanent und durchwachte die Nacht, in welcher sie den Ausbruch befürchtete, während zahlreiche Patrouillen vom Abend bis zum Morgen die Straßen durchzogen. Morgens 5 Uhr rückten die Verschwornen verabredetermaßen auf dem Mühleplatz ein und wollten sich eben gegen das Zeughaus wenden, als sie auf eine Abtheilung der Regierungstruppen stießen, worauf beide Parteien Feuer gaben, aber alsbald unter Zurücklassung einiger Verwundeter und Todten erschrocken auseinander stoben. Eine zweite Abtheilung, die das Baslerthor

besetzen sollte, um den vom Lande her ziehenden Schaaren den Weg frei zu halten, wurde von den Regierungstruppen überrumpelt und gefangen genommen. Zuzüger aus den nächsten Gemeinden zerstreuten sich bei dieser entmuthigenden Nachricht sofort wieder. Die Hunderte der gerüsteten Verschwornen in der Stadt wagten sich nicht mehr auf die Straße; denn in der kopflosen Ueberstürzung war kein einheitliches Allarmzeichen, kein genaues Kommando verabredet worden. Die Regierung nahm alsbald zahlreiche Verhaftungen vor, darunter auch diejenige Dr. Steiger's, der als Haupt der Aufständischen galt. Unterdessen nahm aber die Erhebung auf der Landschaft einen ernstern Charakter an. Aus dem Hitzkircher und Hochdorfer Amte waren schon in der Morgenfrühe einzelne Züge auf dem Emmenfelde eingetroffen, erhielten aber von der Besatzung der Emmenbrücke die Nachricht von dem Fehlschlagen der Sache in der Stadt, weshalb sie nicht wagten, weiter vorzurücken. Bald stieß auch ein aargauisches Freikorps von 150 Mann, befehligt von Regierungsrath Waller, der sein Amt niedergelegt hatte, um dem Rufe seiner Luzerner Freunde folgen zu können, zu ihnen. Eine vom Lande her kommende Regierungstruppe, die sich den Weg in die Stadt frei machen wollte, wurde sofort unter bedeutenden Verlusten derselben in die Flucht geschlagen. So standen sie also gegen Mittags als eine bis zu 1200 Mann angewachsene Streitmacht nur eine halbe Stunde von der unbefestigten Stadt entfernt, waren im Besitze des zu ihr führenden Hauptpasses und hätten also bei raschem energischem Vordringen leicht auf Erfolg rechnen können, um so mehr, als die Regierung auf die Nachricht von diesen Vorgängen in Angst und Schrecken gerathen war und bei dem unsichern Stande der Dinge in der Stadt selbst keinen ernstlichen Widerstand hätte entgegenstellen können. Im Kriegsrathe drängten die entschiedeneren Führer zur raschen That, besonders Waller; die Mehrzahl

aber schrack vor einem Angriff auf die Stadt zurück und hatte den Muth vollends verloren, als die Nachricht kam, Oberst Göldlin sammle in ihrem Rücken eine feindliche Macht. Man beschloß daher, auf den kürzesten Wegen heimzukehren. Die Solothurner, Berner und Basellandschäftler Freiwilligen, die bereits die Grenze überschritten hatten, kehrten auf diese Kunde hin auch um. So endete der erste Freischaarenzug gegen Luzern in kläglicher Rathlosigkeit. Alle benachbarten Kantone aber waren durch diese Volkserhebung in Allarm gerathen. Bern besetzte die ganze Grenze von Langenthal bis auf den Brünig, Zürich bot 3000 Mann auf und untersagte jeden Zuzug von Freischaaren, Aargau hielt ebenfalls Truppen bereit, während anderseits Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug der Luzerner Regierung ihre Hülfe anboten. Der rasche Ausgang des Aufstandes machte indessen jede Truppenbewegung überflüssig.

So kleinmüthig die Regierung an diesem Tage gewesen, so gebieterisch trat sie nach überstandener Gefahr auf. Schon am folgenden Tage rief sie die ganze glaubenstreue Militärmacht unter die Waffen und verhängte eine Art Kriegszustand über den ganzen Kanton, worauf ein riesenhafter Untersuchungsprozeß gegen die „Mörder" und „Banditen", wie die Aufständischen offiziell genannt wurden, den Anfang nahm. Hunderte der Verfolgten retteten sich durch die Flucht; ihr Vermögen ward sofort mit Beschlag belegt. Härte und Willkür bezeichneten den Weg der Untersuchungsrichter; alle Kerker wurden gefüllt und selbst die Schulstuben zu Gefängnissen umgewandelt, einzelne Gemeinden unter starke militärische Okkupation gestellt, die liberalen Organe und die sämmtlichen nicht klerikalen Vereine vollständig unterdrückt und dadurch alle Opposition gewaltsam niedergeschlagen. Wie weit die herrschende Partei darin ging, zeigte kurz darauf der Antrag im Großen Rathe, den Dr. Kasimir Pfyffer aus dieser Behörde zu stoßen, weil er gewagt hatte, zu sagen, die Aufständischen

seien allerdings nach den positiven Gesetzen strafbar, im Uebrigen aber halte er sie nicht für Bösewichte. Um fürderhin vor den Freischaaren sicher zu sein, erließ sie ein Gesetz, nach welchem in Zukunft alle Führer von solchen unerbittlich mit dem Tode bestraft werden sollten und Jedermann im ganzen Kanton verpflichtet wurde, auf fremde Theilnehmer loszuziehen und diese „als Gebietsverletzer, Räuber und Mörder zu vertilgen“. Schließlich wurde zur Ehre der seligsten Jungfrau Maria, deren Fürbitte das Volk, nach dem Wortlaute von Siegwart-Müller's Erzählung, die glückliche Errettung des Kantons aus der Gefahr des Liberalismus zuschrieb (— der mißglückte Aufstand hatte am Feste der unbefleckten Empfängniß Mariä stattgefunden —) eine e w i g e Gedächtnißfeier auf diesen Tag angeordnet! Dr. Steiger, auf den man durchaus kein Vergehen erheben konnte, mußte indessen entlassen werden. Er entfernte sich aus dem Kanton und mit ihm viele andere Patrioten. Nun kehrte die Luzerner Regierung ihre Spitze auch noch gegen diejenigen Kantone, aus welchen Freischaarenzuzüge stattgefunden hatten, um durch Bestrafung der Theilnehmer volle Genugthuung für den Landfriedensbruch zu verlangen, welches Ansinnen indessen zurückgewiesen wurde, weshalb sich ein sehr gespanntes Verhältniß zwischen diesen eidgenössischen Ständen entspann. Eine Deputation der Zürcher Regierung, welche Luzern ersuchen wollte, den Jesuiten-Beschluß zurückzunehmen, den sie als Ursache des Aufstandes betrachtete, wurde höhnisch abgewiesen.

Unter den Freisinnigen der Schweiz aber gährte es gewaltig. Soll der patriotische Geist in den katholischen Kantonen durch den Jesuitismus in der Wurzel vernichtet werden? Soll eine fremde, vaterlandslose Propaganda fortwährend den konfessionellen Frieden untergraben und das biedere Schweizervolk in fanatische Aufregung gegen jeden geistigen Fortschritt versetzen und verhetzen? Soll sich die Eidgenossenschaft in

eine katholische und protestantische Hälfte spalten? Soll alle Eintracht im Bunde schwinden und jede Verbesserung der schweizerischen Zustände zur Unmöglichkeit werden? So fragten sich die Liberalen aller Kantone gegenseitig, und immer kräftiger erschallte die Antwort zurück: Nein, das soll und darf nicht geschehen! Es ist die erste und heiligste Pflicht Aller, dies zu verhindern! Aber wie? Augustin Keller hatte durch den Antrag auf Ausweisung des Jesuitenordens die erste und einzig richtige Antwort gegeben. Sein Vortrag, den er darüber im aargauischen Großen Rathe und in der eidgenössischen Tagsatzung zu Luzern gehalten, machte die Runde durch die ganze Schweiz und fand in allen freisinnigen Kreisen begeisterte Zustimmung und Unterstützung. Mit historischer Treue zeichnete er in demselben die Gemeingefährlichkeit des Ordens von seiner Entstehung bis auf die heutigen Tage und fügte bei [1]): Die Gesellschaft Jesu sei mit unbedingtem Gehorsam einem fremden Ordensgeneral unterworfen und dürfe kein anderes Vaterland kennen, als Rom. Durch die Grundsätze ihrer öffentlichen Moral gefährde sie jede staatliche und gesellschaftliche Ordnung. Auch die verwerflichsten Mittel, Alles, was nur zum Ziele ihrer unersättlichen Herrschsucht führe, sei der Gesellschaft erlaubt. Ueber vierzig Male sei der Orden aus den verschiedensten Ländern ausgewiesen und vom Papst selbst einmal „als ausgeartet, unverbesserlich und mit dem Frieden, der Wohlfahrt und dem Segen der Kirche und Religion unverträglich“ (nach dem Wortlaute der Bulle) aufgehoben worden. Nirgends sei er gefährlicher als in einem konfessionell gemischten Staate, da er die Bekehrung der Ketzer und die Ausrottung des Protestantismus als das eigentliche Ziel mit allen Mitteln

---

[1]) Vergl. Feddersen, Regeneration, S. 368 u. ff. — A. Keller, Ueber Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens aus der Schweiz. Aarau 1844.

verfolge. Ueberall habe er blutige Spuren des Religionshasses zurückgelassen. In der Schweiz selbst sei seine Wirksamkeit eine stets nur unheilvolle gewesen. Mehr als einmal habe er da zu blutiger Entzweiung, Religionskriegen und Mordgräueln geführt. Das Erziehungs-System der Jesuiten tödte jeden republikanischen und vaterländischen Sinn. Seit der Wiederherstellung des Ordens habe sich derselbe nicht im Mindesten geändert, sondern sei in Form, Geist und Tendenz immer der gleiche geblieben. Die Behauptung einer Umgestaltung könne nicht schlagender widerlegt werden als durch die Worte des Ordensgenerals, der die Aufhebung überlebte: »Sint ut sunt, aut non sint!« [1]) Die Befugniß zur Aufhebung und Ausweisung des Ordens in der Schweiz liege im Wesen des Bundes. Das Gesammtvaterland werde in seiner innern Ruhe und Sicherheit gefährdet. Nach dem Bundesvertrage habe die Tagsatzung alle erforderlichen Maßregeln zur Wahrung dieser innern Ruhe und Sicherheit zu treffen. Wenn die Eidgenossenschaft wiederholt Vorkehrungen in Bezug auf die Presse und die Fremdenpolizei getroffen habe, so sei sie hiezu noch weit mehr in Bezug auf einen fremden Orden befugt. Den Rechten der katholischen Kirche laufe die Aufhebung nicht zuwider; denn diese habe so viele Jahrhunderte hindurch ruhmvoll ohne den Orden bestanden und andere Länder können auch jetzt ohne Jesuiten ganz gut katholisch sein rc. — Diese auf Thatsachen gestützten Sätze konnte keine ultramontane Feder entkräften; der Ruf: „Fort mit den Jesuiten!“ ertönte daher angesichts der Ereignisse in Wallis und Luzern immer kräftiger und voller in die Ohren der lahmen Regierungen. Der Anblick der hülfeflehenden Flüchtlinge aus diesen beiden Unglückskantonen entflammte den allgemeinen Ingrimm gegen ihre unheimlichen Verfolger stets höher; überall bildeten sich

---

[1]) „Sie (die Jesuiten) sollen sein, wie sie sind, oder gar nicht sein.“

Gegenjesuitenvereine; überall berieth man sich, trotz Schnee und Eis, in Volksversammlungen auf freiem Felde, über die gründlichste Abhülfe der schreckenerregenden Landplage, so in Fraubrunnen, Ins, Lausanne, Montreux, Langenthal, Summiswald, Wimmis, Liestal, Herzogenbuchsee, Gais, Lugano, Unterstraß bei Zürich, an welch' letzterem Orte über zwanzigtausend Mann, unter wehenden Fahnen der Schützenvereine, dem entschiedenen Volkswillen Ausdruck gaben und dies in kurzer Zeit durch 34,000 Unterschriften bekräftigen ließen, worauf die zürcherische Regierung in diesem Sinne vorgehen mußte. In Bern war der gleiche Entschluß schon früher durchgedrungen, so daß jetzt von diesen mächtigsten Orten gemeinschaftlich gehandelt werden konnte.

Im Waadtlande wurde die Jesuitenfrage geradezu der Anstoß zu einer vollständigen Staatsumwälzung. Die herrschende Partei daselbst, nach Ansicht Derjenigen, welche im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen mußten, allzu streng kirchlich gesinnt und deshalb von der großen Volksmasse als »Momiers« verspottet, hielt die freien Regungen des Staats-, Kirchen- und Schulwesens in „frömmelndem Hochmuth" darnieder. Als sich die Regierung dann gegen die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz aussprach, wurde sie sammt ihrer ganzen „aristokratischen" Partei in allzugroßer Leidenschaftlichkeit geradezu als mit diesem Orden in der Tendenz der Volksknechtung einig gehend verschrieen und von den Radikalen, die über die an ihren Nachbarn am Trient verübten Mordgräuel und die Klagen der flüchtigen Unterwalliser über die jesuitische Schreckensherrschaft noch in voller Wuth waren, mit harten Vorwürfen überhäuft. Zweiunddreißigtausend Unterschriften im Sinne des Vorgehens von Zürich, Bern und Aargau gaben die unzweideutige Antwort auf jenen Beschluß, daß das Volk anderer Ansicht sei; radikale Volksversammlungen, die an allen bedeutenden Orten

des Kantons stattfanden, bereiteten eine gemeinsame Erhebung gegen das herrschende System vor und als die Führer, darunter der Staatsrath Druey, die Sache für reif hielten, gab in der Nacht vom 13./14. Febr. 1845 ein Feuer auf der Anhöhe des Signals das Zeichen zum Aufstande. Der Staatsrath rief Truppen unter die Waffen, die aber nicht zahlreich erschienen, in desto größeren Kolonnen aber rückten die Aufständischen in Lausanne ein, welche in erster Linie die Entlassung der Truppen und die Einberufung des Großen Rathes verlangten. Als nicht sofort entsprochen wurde, zogen die Radikalen, bewaffnet und von Eytel und Delarageaz geführt, vor das Schloß und bearbeiteten die Truppen in klaren Auseinandersetzungen mit solchem Erfolg, daß diese in den Ruf: »Vive la liberté!« einstimmten und den weitern Maßnahmen kein Hinderniß in den Weg legten. Nun zog Alles auf den Montbenon, wo die Führer, besonders Druey, von einer Leiter herab das Volk über den Stand der Dinge belehrten und in begeisterten Reden für Fortschritt, Freiheit und Vaterland entflammten. Mit Einmuth wurde jetzt die Instruktion auf Ausweisung der Jesuiten und die Einsetzung einer radikalen provisorischen Regierung mit vorläufig diktatorischer Vollmacht beschlossen und das Landvolk sodann über Nacht auf Staatskosten bewirthet, wobei hundertundein Kanonenschüsse und viele Freiheitsbäume den Anbruch der neuen Aera verkündeten. So war in wenigen Stunden ohne Blutvergießen das bisherige System gestürzt und alsdann auf den Trümmern in ganz kurzer Zeit eine volksthümliche Ordnung aufgebaut. Das kirchliche Zerwürfniß, das dieser Umwälzung folgte, brachte aber noch manche bittere Stunde für den Kanton.

Nun waren die vier größten und volkreichsten Kantone der Eidgenossenschaft: Bern, Zürich, Aargau und Waadt, unbedingt für die Vertreibung der Jesuiten gewonnen und über hunderttausend Unterschriften bedeckten die gegen diesen

Orden gerichteten Adressen. Die Sonderbundsstände konnten darüber nicht im Zweifel sein, daß ein gewaltiger Ernst hinter diesen Kundgebungen stehe; die Tragweite dieser Umstände fühlend, versammelten sie wiederholt den Kriegsrath, um gemeinsame Vertheidigungsmaßregeln zu berathen; umfassende Rüstungen in Wallis und Freiburg, besonders aber in Luzern, in welch' letzterem Orte unaufhörlich Truppen-Bewegungen stattfanden und bald das ganze Land einem einzigen Feldlager glich, sollten den Freisinnigen Furcht und Respekt einflößen. In der stets wachsenden Angst vor den Freischaaren wies die Luzerner Regierung ihren Brigaden, die unter L. von Sonnenberg standen, bereits ihre Vertheidigungslinien gegen Bern und Aargau an und organisirte den Landsturm, der von Leu von Ebersol befehligt wurde. Auf diese Zeichen hin riefen auch die Urkantone jeden wehrfähigen Mann zum Landsturme und reihten in vorläufig ein; Schwyz bewaffnete sogar einen Theil mit Morgensternen und Sensen! Dem fast bis zum Wahnnsinne aufgestachelten Volke wurde vorgespiegelt, daß es sich um die ganze Freiheit und Unabhängigkeit, vor Allem aber um die gefährdete Religion, also um alle höchsten idealen Güter der Schweiz handle. Wer daher in diesen Kantonen irgendwie des Freisinns verdächtig war, schwebte stets in größter Gefahr; es mehrte sich in Folge dessen die Zahl der Flüchtlinge von Tag zu Tag und diese ermangelten nicht, in den benachbarten freisinnigen Kantonen, wo sie Schutz suchten und fanden, von den Verfolgungen und noch immerfort stattfindenden neuen Einkerkerungen von Seite des mit inquisitorischer Strenge waltenden außerordentlichen Verhörrichters in Luzern zu erzählen und die Miteidgenossen zur Rache anzufeuern.

Bei dieser bedenklichen Sachlage rief der damalige Vorort Zürich eine außerordentliche Tagsatzung zusammen, wozu er um so mehr Grund hatte, als auch vom Auslande her

drohende Anzeichen kamen. Die fremde Diplomatie machte nämlich ernstlich Miene, gegen allfällige Wirren zu interveniren; ja in Vorarlberg sammelte Oesterreich bereits bedeutende Truppenmassen an, wodurch sich die Sonderbundskantone ermuthigt fühlten; zugleich lag außer verschiedenen unfreundlichen Zuschriften anderer europäischer Mächte eine Note des französischen Ministers Guizot vor, in welcher in herrischem Tone geboten wurde, wirksame Maßregeln gegen die „anarchischen Bewegungen" (Freischaaren) zu ergreifen, wenn gewisse Kantone nicht der gesammten Schweiz Unannehmlichkeiten von außen her auf den Hals laden wollen. An dieser Tagsatzung erklärten sich trotz des deutlich genug ausgesprochenen Volkswillens doch erst 10²/₂ Stände (Zürich, Bern, Glarus, Solothurn, Schaffhausen, Graubünden, Aargau, Thurgau, Tessin, Waadt, Appenzell A.-Rh. und Baselland) dafür, daß die Jesuiten-Angelegenheit den Charakter einer Bundessache trage und daß zunächst die Aufnahme des Ordens in Luzern zu untersagen sei. Selbst nicht einmal über eine ernstliche Einladung an Luzern zu milderem Verfahren wider die Gefangenen war eine Einigung möglich; die Bundesbehörde erschien mitten in dieser Gefahr rath- und thatlos. Das Freischaaren-Verbot jedoch ward mit 13 Stimmen beschlossen nicht etwa aus Furcht vor den fremden Drohungen, denn diesen wurde ernst und würdig, aber entschieden geantwortet, die innern Angelegenheiten der Schweiz gehen sie nichts an, man verbitte sich hier also jede Einmischung auf das Bestimmteste; die Eidgenossenschaft sei stark genug, die Ordnung in ihrem Innern mit eigener Kraft zu erhalten. Schultheiß Neuhaus von Bern unterwarf diese Zuschriften einer besonders scharfen Kritik und erklärte schließlich sogar, unter dem äußern Zwang von seiner Instruktion gegen die Freischaaren keinen Gebrauch machen zu können; denn da es der Mehrheit der Tagsatzung nicht beliebt habe, der Ursache des Uebels

abzuhelfen, so sei es auch nicht nöthig, gegen die Wirkungen einzuschreiten, die Jesuiten seien auch eine Freischaar und diese vor Allem sollte man entfernen. Die Aargauer Gesandtschaft erklärte zu Protokoll, sie bedaure auf's Schmerzlichste, daß an dieser Tagsatzung weder die Hauptfrage der Zeit, noch die Lage des Vaterlandes, noch die Stimme der Nation ihre Würdigung gefunden habe, und wies von ihrem Kanton alle Verantwortlichkeit ab, welche die Politik der Bundesversammlung gegenüber der Nation auf sich genommen habe. Unverrichteter Dinge ging sodann die Tagsatzung auseinander, während neue, von Jesuitismus und Volkstyrannei inspirirte Noten schweren Inhalts vom Auslande her auf die freisinnigen Kundgebungen der Schweiz losstürmten.

Gegen zweitausend Luzerner, darunter die durch Bildung, Ansehen und Verdienste ausgezeichnetsten Männer, hatten sich bereits vor den Verfolgungen von Seite der ultramontanen Schreckensherrschaft aus dem Kanton geflüchtet; fast täglich flohen selbst Soldaten der Regierungstruppen über die Grenze, so daß schon über der zwölfte Theil der erwachsenen Bürger, der eigentliche freisinnige Kern, außer Landes war. Da alle Bitten und Ermahnungen für eine friedliche Politik an dem kalten, rachsüchtigen Jesuitenregimente Luzerns abprallten, die Noth und das Hülfeflehen der Flüchtlinge aber immer lauter und dringender wurden und die eidgenössische Behörde ohnmächtig war, so erreichte die Aufregung der freisinnigen Gemüther bald den höchsten Grad. Der Entschluß, den Knoten mit dem Schwerte zu lösen, reifte von Tag zu Tag mehr, da kein anderer Weg zum Ziele führen konnte; des Verbotes ungeachtet wurden eifrig und offenkundig Freischaaren geworben, deren Zahl außer den Luzernerflüchtlingen noch zirka zwölfhundert Aargauer, sechshundert Berner, dreihundert Basellandschäftler, ebensoviel Solothurner und etwas über hundert aus andern Kantonen, zusammen viertausend Mann mit zehn

Kanonen umfaßte, welch' letztere aus den betreffenden Kantons-arsenalen entwendet worden waren. Mit einer solchen Macht hofften die Begeisterten, die Flüchtlinge an ihren heimischen Herd zurückzuführen, den Jesuitenbeschluß zu vernichten und das Vaterland von der Schmach der geistigen Knechtung zu retten. In Anbetracht des schönen Zieles setzten sich die Theilnehmer über alle Skrupeln bezüglich der projektirten bundeswidrigen Gewaltthat hinweg. Die Seele der Unternehmung war Dr. Steiger; den Oberbefehl über die Truppen übernahm Ulrich Ochsenbein, der einen guten Operationsplan entwarf. Da aber die Rollen der anderen Führer in größter Ueberstürzung ausgetheilt wurden und die zusammengewürfelte Mannschaft weder Zeit noch Gelegenheit hatte, sich gehörig einzuüben, so korrespondirten die einzelnen Kolonnen-Bewegungen schon von Anfang an nicht vollständig. Zofingen war der Sammelplatz der Hauptmacht, welche in der Morgendämmerung des 30. März unter Oberst Rothpletz aus dem Thore dieses Städtchens auszog, während die aus den Luzerner Flüchtlingen gebildete Vorhut schon am Vorabend bis Dagmersellen vorgedrungen war und gedruckte Proklamationen zur Aufklärung des Projektes an das Volk vertheilen ließ. Der Feldzugsplan ging dahin, auf dem kürzesten Wege und durch Gewaltmärsche durch die nicht von feindlichen Truppen besetzten Gebietstheile des Kantons und mit Umgehung des gefährlichen Engpasses bei der Emmenbrücke in die Stadt Luzern einzudringen, welcher Hauptplatz noch vor dem nämlichen Abend erreicht und zur Uebergabe gezwungen werden mußte, wenn der Zweck erreicht werden sollte; denn es war anzunehmen, daß ihr Feind, der jetzt nur 7000 Mann zählte und theils auf der Linie von Sursee bis Münster, theils hinter der Emme und Reuß lag, schon am folgenden Tag durch den Zuzug der Urkantönler auf mehr als 10,000 Mann anwachsen werde. In Ettiswil, wo die zweite Kolonne, unter Major Billo von

Huttwyl herkommend, sich mit der ersten vereinigte, ging schon viel Zeit verloren, so daß der gemeinsame Vormarsch erst gegen Mittag stattfinden konnte. Von Ferne zeigten sich viele Landsturmhaufen, dem Zuge schlossen sich aber nur wenige Bürger an; die Dörfer standen leer. So drangen sie ungehemmt bis Hellbühl vor, wo eine kleine Abtheilung der Luzerner Regierungstruppen in die Flucht geschlagen und eine schwache Reserve zur Deckung eines allfälligen Rückzuges zurückgelassen wurde. Während nun Billo gegen die Emmenbrücke zu einem Scheinangriff auf das Bad Rothen abging, schwenkte die Hauptkolonne rechts ab, erreichte auf schlechten Wegen die Thorenbergbrücke, die eben abgebrochen wurde, als die Vorhut dabei ankam. Da bei den hohen reißenden Fluthen der Emme nur dieser Uebergang möglich war, so stürmten die Freischärler trotz des mörderischen Feuers der Luzerner Regierungstruppen sofort mehrmals auf die Brücke an, bis es endlich den Scharfschützen gelang, an den noch stehenden Balken und Geländern hinüberzuklettern und alsdann die Brücke wieder soweit herzustellen, daß die Kolonne passiren und die gutvertheidigte Anhöhe von Littau mit Sturm nehmen konnte, wodurch die feindliche Linie an der Emme durchbrochen war. Ochsenbein und Dr. Steiger hielten nach diesem Erfolge den Sieg bereits gesichert; es galt jetzt nur, rasch auf der offenen Straße in die fast truppenlose Hauptstadt vorzurücken und vorher den untern Sonnenberg und den Gütsch, den Schlüssel Luzerns, zu besetzen, von welch' letzterem Punkte aus einige Kanonenschüsse auf das Regierungsgebäude zur raschen Uebergabe der Stadt führen mußten. In der Abenddämmerung war dieser Bergvorsprung in den Händen der Freischaaren; sie hatten ein Korps Unterwaldner und die Regierungstruppen in vollständige Flucht geschlagen und sahen nun die Straßen der Leuchtenstadt direkt zu ihren Füßen, während andere Kolonnen auf der Hauptstraße bis an die Vorstadt im Lädeli vorgedrungen

waren. In diesem Augenblicke schwankte das Schicksal Luzerns und der Eidgenossenschaft auf der Schicksalswaage.

Dieses plötzliche Erscheinen der Freischaaren vor und über der Stadt und die in wilder Flucht daher eilenden Regierungs- und Hülfstruppen verbreiteten in Luzern eine namenlose Bestürzung. General Sonnenberg, der sich in dem Angriffsplan seiner Gegner vollständig getäuscht sah, glaubte sich trotz der Eile, womit er veränderte Dispositionen traf, doch nicht im Stande, die Stadt halten zu können, und rieth der Regierung, nöthigenfalls unter dem Schutze seines Heeres nach Meggen oder an die Kantonsgrenze bei Küßnacht zu retiriren, daselbst den Zuzug der Hülfstruppen aus Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug abzuwarten und alsdann von dort aus die verlorenen Positionen wieder einzunehmen. Siegwart eilte in die Kanzlei und steckte das Staatssiegel in die Tasche; Regierung und Kriegsrath machten sich zur Flucht bereit.

Aber die Bewegungen der Freischaaren kamen unterdessen zu einem verhängnißvollen Stillstande. Der größte Theil der Mannschaft war todtmüde und hungrig; die einzelnen Kolonnen konnten den nöthigen Kontakt unter sich nicht herstellen; es fehlte vollständig an Nachrichten aus dem Innern der Stadt, aus der sich kein Bürger zeigte; die Kolonne Billo war von den Regierungstruppen nach mörderischem Kampfe auf Hellbühl zurückgeworfen worden; Ochsenbein zauderte, die Stadt zu beschießen; je länger man sich berieth, desto schwieriger wurde die Lage; denn die Nacht brach herein und die Schüsse der zahlreichen Landstürmer, von den durch das ganze Land heulenden Sturmglocken begleitet, jagten manchen Abtheilungen der Freischaaren Angst und Schrecken ein. Während die Vorposten auf dem Gütsch und anderwärts muthig aushielten, wurden andere wichtige Plätze unter dem finstern Schleier der Nacht ängstlich verlassen, ohne davon beim Oberkommando Meldung zu machen; kein Befehl konnte mehr durchdringen;

mit jeder Stunde wuchs die Unordnung. Um nicht im Rücken angefallen und abgeschnitten zu werden, traten die meisten Abtheilungen den Rückmarsch in gedeckte Stellungen an, der aber durch Mißverständnisse sich theilweise zu einer regellosen Flucht gestaltete. Durch die eingerissene Verwirrung war die Sache rettungslos verloren. Um Mitternacht erreichte die Hauptkolonne das Dorf Malters, in welchem 350 Mann Regierungstruppen und viele Landstürmer lagen, wovon die Freischärler aber keine Kenntniß hatten, da sie alle Vorsichtsmaßregeln und den ganzen Marschsicherheitsdienst außer Acht ließen. Ein Vortrab mit einer Kanone war glücklich durchgekommen, da eben Alles in den Wirthshäusern lag, um sich für den Weitermarsch nach Luzern zu stärken. Aber plötzlich gerieth der Ort in Allarm. Aus allen Fenstern, hinter Holzhaufen, Mauern, Zäunen, Bäumen krachten Schüsse; alle Lichter wurden ausgelöscht, nur eine geschickt angebrachte Laterne warf ihre Strahlen über die Straße hin, so daß die Freischärler im Lichte, ihre Feinde aber vollständig im Dunkeln standen. Am Ausgange des Dorfes, an finsterer Stelle, war der Weg in aller Eile verbarrikadirt worden. Dort wurde der Wirrwarr in Folge der in höchster Eile Nachdrängenden grenzenlos. Kanonen, Pferde, Pulverwagen, Mannschaft, Alles bildete einen Knäuel, in welchem die Kugeln der Regierungstruppen furchtbar hausten, die von allen Seiten mit vernichtender Gewalt einschlugen. Die Klagetöne der Verwundeten und Sterbenden, der Ruf der Kommandirenden, das Rachegeschrei der Landstürmer erfüllten die Luft; doch finstere Nacht umhüllte die Schauerszene. Längst hatten die Freischärler die Waffen gestreckt, als ihr Feind noch immer in den blutigen Haufen hineinschoß, aus welchem Bitten, Flehen und Todesröcheln hervordrang. Ueber 300 wurden gefangen gesetzt, zu welchen im Laufe des Tages noch halb so viele kamen, welche von den Bauern in der Umgegend

aufgefangen worden waren; fünfundzwanzig waren todt und dreißig schwer verwundet. Auch anderwärts fanden während der Nacht kleinere Gefechte statt. Die Kolonne Billo, die bei Buttisholz beinahe ein ähnliches Schicksal erlebt hätte wie diejenige in Malters, kam gegen Morgen mit geringen Verlusten auf Aargauer Boden an.

In Luzern hatte man bis zum Tages-Anbruche keine Ahnung von dem Rückzuge der Freischärler; Sonnenberg erwartete vielmehr den Angriff auf die Stadt und war deshalb die ganze Nacht thätig, die Truppen, die mittlerweile durch Hülfsschaaren aus den Urkantonen ansehnlich vermehrt worden waren, zu einem energischen Offensivstoße zu ordnen. Im ersten Morgengrauen rückte er mit 4000 Mann und 10 Geschützen aus. Allein der Feind war fort. Nur im Lädeli, am Gütsch und untern Sonnenberg stand noch der Vortrab unter Oberst Rothpletz, der keine Kenntniß von dem Rückzug und Schicksal seiner Kampfesgenossen hatte. Diese kleinen muthigen Schaaren hielten trotz der erdrückenden Uebermacht über zwei Stunden lang tapfern Widerstand, bis sie theils gefangen genommen, theils zersprengt worden waren. Viele, die durch die hochangeschwollene Emme schwimmend sich retten wollten, fanden den Tod in den Wellen; nur ein Häuflein, das fest zusammenhielt, konnte sich durchschlagen und langte auf einsamen Pfaden und Irrwegen endlich bei Melchnau auf Bernerboden an. Um 10 Uhr Morgens war auch der letzte schwache Widerstand der Freischaaren gebrochen. Tausende von Flüchtlingen irrten nun ohne Nahrung, Rettung suchend, der Gegend unkundig, in den pfadlosen Bergweiden und Wäldern umher, wie wilde Thiere verfolgt von unbarmherzigen Landstürmern, die in ihrer fanatischen Wuth vor keinen Grausamkeiten gegen die Unglücklichen zurückschreckten. Mehr als 50 wurden elendiglich massakrirt, Hunderte furchtbar mißhandelt, alle Gefangenen vollständig ausgeraubt und sodann

geknebelt und einzeln oder rottenweise an Stricken gebunden im Triumphe nach Luzern geführt. Im Ganzen wurden 104 Freischärler getödtet, 68 lagen schwer verwundet und über 1800 waren gefangen genommen, darunter viele hochgestellte Männer wie Dr. Steiger, Oberst Rothpletz, der solothurnische Polizei-Direktor Gugger, der Berner-Oberländer Pfarrer Weiermann 2c. 2c. Hätte General Sonnenberg nicht einen energischen Tagesbefehl erlassen, der eine würdige Behandlung der Gefangenen befahl und jede Ausschreitung verbot, so hätte der verwegene Zug bei dem gesetzlichen Gebot der „Freischaarenvertilgung“ noch ein viel traurigeres Ende genommen. Da die Gefängnisse in Luzern nicht ausreichten, so wurden die Gefangenen in die Franziskaner- und in die Jesuitenkirche eingesperrt, die Führer aber in die moderigen Thürme der Stadt geworfen.

Die Familien und Freunde der Zweitausend, die in den nächsten Tagen nicht heimkehrten, waren in Verzweiflung; denn bei dem wohlbekannten Fanatismus der Landstürmer und dem oben erwähnten obrigkeitlichen Gebot konnte kein anderer Gedanke als derjenige an grausame Ermordung in ihnen aufkommen. Nur mit Mühe gelang es daher in den betreffenden Kantonen, die regulären Truppen von einem sofortigen Einmarsche in den Kanton Luzern abzuhalten. Bei den ersten Nachrichten von diesen Ereignissen bot der Vorort bedeutende Truppen auf, so daß die Luzerner Grenze alsbald von zirka 14,000 Mann fest umschlossen wurde. Oesterreich und andere Mächte beglückwünschten die Regierung Luzerns und Rathsherr Leu unternahm mit viertausend frommen Gesinnungsgenossen eine Dankeswallfahrt nach Einsiedeln. Die sofort einberufene außerordentliche Tagsatzung trat unter dem Präsidium des neugewählten Bürgermeisters Furrer in Zürich zusammen, der den Tagherren in seiner Eröffnungsrede warm an's Herz legte, die Wichtigkeit der Stunde in's Auge zu

fassen und Beschlüsse herbeizuführen, welche endlich den Frieden im Vaterlande wieder herstellen, nicht aber einen nutzlosen Streit über die Ursache des Geschehenen zu beginnen. Allein die Sieger, ermuthigt durch die zahlreichen Beglückwünschungen, von Seite der meisten europäischen Höfe, traten mit unversöhnlichem Haß und übermüthig-trotziger Sprache auf. Siegwart-Müller schleuderte den Vertretern derjenigen Kantone, aus welchen die Freischaaren gekommen waren, geradezu die höhnenden Ausdrücke in's Gesicht, sein Blick treffe treulose Regierungen, meineidige Bundesbrüder, Werkstätten des Verraths; die in den Kirchen Luzerns gefangenen Horden bilden den Abschaum der schweizerischen Bevölkerung ꝛc. Aus Rücksicht für die Gefangenen, die nun einmal in der Gewalt der Sieger waren, nahmen die Gesandten der so heftig angegriffenen Kantone manch' harte, ungerechte Anschuldigung ruhig hin. Die Tagsatzung konnte bei dem Stande der Dinge nichts machen, als Luzern um ein gnädiges Urtheil gegen die Gefangenen bitten, an's Herz zu legen, die Ehre des Siegers nicht durch Todesurtheile zu beflecken, worauf Sigwart-Müller sich aber jede Vorschrift trotzig verbat. Die betheiligten Kantone suchten nun die Freilassung ihrer Landsleute zu erwirken. Dafür verlangten die Sieger eine Million alte Schweizerfranken, ließen dann aber nach langen Unterhandlungen bis auf 350,000 Franken heruntermarkten, welche Summe die Regierungen Bern, Solothurn, Baselland und Aargau sofort gemeinsam in Baar entrichteten, worauf die Gefangenen nach einmonatlicher Haft heimkehren durften. Gegen die gefangenen Luzerner Kantonsbürger aber begann nun ein peinlicher Prozeß, der denjenigen, der auf den ersten Freischaarenzug gefolgt war, an Willkür und Grausamkeit noch weit überholte. Zur Leitung der Verhöre wurde als außerordentliche Vertrauensperson der Jesuiten ein Wilhelm Ammann aus dem Thurgau berufen, der ganz nach der Maxime der alten Inquisitionen zu allen

Mitteln der Tortur griff, um Geständnisse zu erpressen. Auf seinen Namen wälzte sich der Fluch zahlreicher unglücklicher Familien; die Sünden seiner „Gerechtigkeitspflege“ bilden eines der schwärzesten Blätter in der Geschichte Luzerns.

Durch die totale Niederlage der Freischaaren schienen sogar die schönen Erfolge des Liberalismus in der ganzen Schweiz einen Moment in Frage gestellt zu sein; denn sofort erhob die Klösterpartei im Aargau wieder ihr Haupt und schon rumorte es bedenklich im Freiamte und in Baden, von wo aus die Regierung durch den ultramontanen Agitator Schleuniger zur Abdankung aufgefordert wurde. Die Energie dieser Behörde aber und das Erscheinen zürcherischer Truppen in Muri stellte die Ruhe bald wieder her, und auch anderwärts erwachte man aus der ersten Niedergeschlagenheit, ehe es zu spät war. So in Bern. Als die Berner Gefangenen heimkehrten, wurden sie zu ihrem Erstaunen von den Behörden nicht nur äußerst kühl, sondern sogar mit Vorwürfen empfangen. Schultheiß Neuhaus, welcher doch bisher ein energischer Vorkämpfer des Freisinns gewesen war und den Freischaarenzug, den er vielleicht hätte verhindern können, durch seine Unthätigkeit und auch durch seine Reden begünstigt hatte, sprach nun sein hartes Mißfallen über die Expedition aus; ja er suspendirte Beamte, die daran Theil genommen hatten, in ihren Aemtern, in erster Linie Ochsenbein; sodann wies er fremde Leiter von Volks-Vereinen aus dem Kanton und verfolgte Zeitungen, die sich mißfällig über das Gebahren der Regierung äußerten. So mächtig hatte der Mißerfolg der Freischaaren auf ihn gewirkt, daß in seiner politischen Gesinnung ein totaler Umschwung stattfand, wodurch er sich die Popularität raubte. Zürnend wandten ihm seine Freunde den Rücken, seine frühern Feinde aber schaarten sich in rascher Benutzung der für sie günstig scheinenden Umstände um ihn; die Erbitterung der Parteien wuchs von Monat zu Monat und, da sonst noch

Manches im Staatswesen nicht war, wie das Volk es sich wünschte, so kam, vorzüglich durch die Thätigkeit des jungen, geistreichen Jakob Stämpfli, eine Verfassungs-Revision zum Durchbruch, worauf die Neuwahlen folgten, welche ganz zu Gunsten der Volkspartei ausfielen und den Freischaarenführer Ochsenbein an die Spitze des Kantons stellten, der durch sein umsichtiges, aber energisches staatsmännisches Wirken alsbald die ungetheilte Volksgunst erwarb und in seiner neuen Stellung nun auch auf Mittel und Wege sann, das, was er mit dem Schwerte in höchst übereilter Weise nicht zu Stande gebracht, mit den Waffen des Geistes auf geordneterem Wege durchzufechten und zu erreichen: die Vertreibung der Jesuiten aus der Schweiz. Nachdem die Wirren im eigenen Kanton sich gelegt hatten und alle bernischen Verhältnisse bestmöglich durch Gesetze geregelt waren, die dem Volke gefielen und den ehemaligen „Herren" genehm sein mußten, so schritten die beiden kühnen politischen Reformer Ochsenbein und Stämpfli zur Realisirung ihrer schönen Idee eines reinern Volksbundes, durch den das Truggebild des Jesuitismus entlarvt und für unser Vaterland unschädlich gemacht werden sollte.

Noch vor diesen Ereignissen in Bern schlossen die Sonderbundskantone ein „Schutzbündniß" und suchten auch die katholischen Kantone Solothurn und Tessin dafür zu gewinnen; doch diese wiesen die unqualifizirbare Zumuthung in würdiger, brüderlicher Sprache zurück. Die Gesandten dieser beiden Kantone hatten ja früher mehrmals als Repräsentanten von lauter guten Katholiken feierlich dagegen protestirt, daß man den Jesuitismus mit dem Katholizismus identifizire; letzterer bedürfe des ersteren durchaus nicht zu seinem Bestande; sie und ihre Kantonsbürger wollen also auch nichts von diesem vaterlandslosen Orden wissen. Wie weit es die Sonderbündler kommen lassen wollten, geht daraus hervor, daß sie bereits genaue Verzeichnisse ihrer Streitkräfte aufgenommen

hatten und den Professor Kopp als Vertrauensmann an den Wiener Hof sandten, um „Besprechungen über die Lage der katholischen Schweiz“ zu halten.

Die Erbitterung gegen die Jesuitenberufer und Freischaarenvertilger wuchs in allen liberalen Kreisen mit dem Fortgange der Prozeduren wider die gefangenen Luzerner und insbesondere gegen das Haupt der Freischaaren und der Luzerner Freisinnigen, Dr. Steiger. Ihn für immer „unschädlich zu machen“ war das einstimmige Losungswort der Machthaber; er wurde trotz der glänzenden Vertheidigungsrede seines Freundes Kasimir Pfyffer zum Tode verurtheilt. Als der Fall vor das Obergericht kam, vertheidigte sich der mit Ketten beladene Angeklagte selbst so überzeugend, daß viele Zuhörer in Thränen zerflossen und sein Todfeind Siegwart-Müller diese Rede selbst ein Meisterstück nannte. Doch auch hier wurde das Todesurtheil bestätigt, das Steiger mit Fassung entgegennahm, das aber die Herzen aller liberalen Schweizer und selbst der gleichgesinnten Ausländer furchtbar empörte. Tausende von Zuschriften bestürmten deshalb die Luzerner Regierung mit Bitten für seine Begnadigung, sogar die Bischöfe von Lausanne und Basel und die fremden Gesandten, mit Ausnahme des österreichischen, verwandten sich in dringendernster Fürsprache für den Verurtheilten, und gewaltiger Enthusiasmus für diesen Freiheitsmärtyrer erfaßte alles Volk, das nicht aller edlen Herzensregungen baar war. Siegwart fühlte inmitten all' dieser Kundgebungen endlich doch, daß die Vollstreckung des Todesurtheils für sein Regiment die schlimmsten Folgen haben könnte; er drang daher bei seinen Mitregierungsräthen auf Umwandlung dieses Urtheils in eine andere „Unschädlichmachung“, was trotz des Widerstrebens von Seite Leu's, der auf jesuitische Inspirationen hin sogar noch weitere Todesopfer verlangt hatte, endlich gelang. — Sollte der Versuch, einen so ausgezeichneten Mann wie

Steiger mit Gewalt aus den Händen einer Regierung zu retten, die während ihrer ganzen Amtsthätigkeit nicht für das Wohl des Volkes, sondern einzig für die Interessen einer fremden, eigennützigen Glaubensgenossenschaft sorgte, ja den Kanton an dieselbe verschachert und das gesammte schweizerische Vaterland in blutigen Zwist gestürzt hatte, — sollte ein solcher Versuch nicht geradezu in der Pflicht der Freisinnigen liegen? so fragte man sich in den liberalen Kreisen immer ernster. Mit Hülfe von drei kühnen Landjägern, die von der Frau des Verurtheilten für den Plan gewonnen wurden, konnte die Flucht wirklich bewerkstelligt werden, eben als es sich bei der Luzerner Regierung darum handelte, ihn lebenslänglich auf eine sardinische Festung zu verbannen. Wie ein Lauffeuer ging diese Kunde durch die ganze Schweiz; unendlicher Jubel erfüllte alle Patrioten; die Kantone Bern und Zürich beehrten den Befreiten, der sich in Winterthur als Arzt niederließ, mit dem Bürgerrechte und zahlreiche Deputationen aus den fernsten Kantonen her feierten seine Rettung in glänzenden Festen. Die ganze freisinnige Schweiz faßte dadurch neuen Muth und entwarf neue Pläne zum erfolgreichen Kampfe gegen die geistbedrückenden Gewalten.

Die Riesenprozedur über die andern luzernischen Theilnehmer am Freischaarenzuge verhängte über nahezu 700 Personen Zuchthausstrafen; die Regierung machte die ganze Sache aber in der Folge zu einer Spekulation, indem Alle, mit Ausnahme der Komite-Mitglieder, für die Summe von 450,000 Fr. straflos ausgehen sollten, jedoch unter dem Vorbehalte des Ausschlusses derselben vom Aktivbürgerrecht. Unter den Bestraften konnte jedoch kein Uebereinkommen getroffen werden, weshalb mit jedem Einzelnen gemarktet wurde. Auch von den Komite-Mitgliedern verlangte man schließlich Loskaufssummen, so daß der ganze Handel ungefähr 300,000 Franken zu Gunsten der Staatskasse abwarf, wozu noch

150,000 Fr. aus der eidgenössischen Kriegskasse kamen, die für Schadloshaltung der Hülfstruppen aus den Urkantonen verlangt und bewilligt worden waren. So war die Sache für einmal beigelegt.

Ein höchst trauriges Ereigniß aber erschütterte die Gemüther beider Parteien auf's Neue. Rathsherr Leu von Ebersol wurde nämlich in einer Nacht während des Schlafes in seinem Bette erschossen, ohne daß man vom Thäter eine Spur hatte. Bei der ohnehin gereizten Stimmung und in Anbetracht der Rolle, welche der Ermordete gegenüber Andersdenkenden gespielt hatte, wurde die blutige That von jesuitischer Seite zum Akt politischer Rache gestempelt, so daß das eifrig geschürte Gemurmel im Volke immer lauter wurde, die Liberalen haben dabei die Hand im Spiele gehabt. Von gegnerischer Seite hinwieder wurde der Verdacht erregt, Leu habe, durch Gewissensbisse gepeinigt, selbst Hand an sein Leben gelegt. Dadurch wurde die fanatische Glut zum hellen Feuer angefacht, obschon jeder ruhig Ueberlegende diese gegenseitigen Anschuldigungen total verwerfen mußte; denn Leu konnte sich keine Vorwürfe machen, da er ein durchaus reiner Charakter war und die fanatische Verfolgung der Freisinnigen in heiligster Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache ausführte; eben so wenig wären seine politischen Gegner zu solch' einer Schandthat fähig gewesen. Es gelang indessen bald, den Mörder, ein übelbeleumdetes, verkommenes Subjekt, zu fassen, und die Untersuchung ergab, daß persönliche Rache das Motiv der schwarzen That gewesen. Um aber mit einem geringern Maß der Strafe davon zu kommen, ließ der Mörder im Verhör durchblicken, er sei von Seite gewisser Liberaler durch Geldversprechungen zur Unschädlichmachung dieses ergebensten Werkzeuges der Jesuiten veranlaßt worden, welche Andeutungen er aber bald als freche Lüge wieder zurücknahm. Dennoch schritt der berüchtigte Verhörrichter Ammann sofort zu

den gewaltthätigsten Verhaftungen und unbarmherzigsten Erpressungsmitteln mit Anwendung gräßlicher Torturen. So wurde der selbst bei seinen Feinden immer im Rufe strengsten Rechtssinnes stehende Dr. Kasimir Pfyffer 3 Wochen, Hauptmann Corragioni-D'Orelli und Amtsrath Hüsler sogar 16 Monate im finstern Kerker in Fesseln gehalten, während der alte Ineichen im Gefängnisse den Folterungen erlag, noch im Sterben seine Unschuld bezeugend, und Oberrichter Bühler, ohne sich vertheidigen zu können, in Contumaz zum Tode verurtheilt wurde! Und das Alles ohne den geringsten rechtlichen Grnnd! Der Mörder wurde hingerichtet. Leu's Name aber glänzte von nun an in den Augen vieler Landsleute als Märtyrer der Religion unter den Heiligen des Volkes; sein Grab ward zum Wallfahrtsorte der Gläubigen und sein tragisches Ende wirkte Wunder in der Befestigung seines Werkes. Sehen wir doch in dem bald losbrechenden Sonderbundskriege sein Bild neben demjenigen der Mutter Jesu auf fliegendem Schlachtenbanner der Luzerner Landstürmer!

Die in den vorhergehenden Blättern erzählten Ereignisse lenkten den Muth der innern Kantone und ihrer Alliirten auf immer kühnere Bahnen; ihr Sonderbündniß bildete sich von Jahr zu Jahr schärfer aus. Aber wie die sieben Glieder stets enger aneinander gekettet wurden, um so mehr entfremdeten sie sich von den andern Kantonen, so daß sie mit monarchischen Mächten wie Oesterreich, Sardinien, Frankreich und besonders mit Rom auf viel vertraulicherem Fuße standen als mit ihren eigenen freisinnigen Bundesbrüdern, mit deren Ahnen ihre Väter während Jahrhunderten der Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft in gemeinsamen Kämpfen Geltung verschafft hatten. Noch aber hatte die Welt über das Dasein des Sonderbündnisses keine Gewißheit; denn die Sache war wohlweislich unter den Führern geheim gehalten worden. Man hörte wohl von öftern Zusammenkünften dieser letztern, aber

kein Wort ihrer Berathungen drang über die Schwelle der Sääle; man betrachtete wohl erstaunt die mit Eifer betriebenen fortgesetzten Kriegsrüstungen, aber man konnte sich darüber so wenig eine sichere Erklärung geben, als man eine einleuchtende, ehrliche Antwort erhielt; man hörte auch immer von großartigen Wallfahrten und Jesuiten-Missionen zur Fanatisirung des Volkes — aber in unheimliches Dunkel gehüllt lag der Zweck dieses Thuns und Treibens vor den Augen der Freisinnigen und selbst vor denjenigen des Volkes der Sonderbundskantone; denn noch an keiner Landsgemeinde und in keinem Großen Rathe war die Sache zur Sprache gekommen. Es war also ein reiner Herrenbund, dessen Mitglieder in hochverrätherischer Weise keinen Volkswillen anerkannten. Außer ihnen wußte auch Niemand, daß sie während der Tagsatzung in Zürich im Dezember 1845 einen förmlichen Vertrag entwarfen, den sie darauf in Luzern definitiv abschlossen und worin sich die sieben Orte u. A. gegenseitig verpflichteten, „so wie einer oder mehrere aus ihnen angegriffen werden, zur Wahrung ihrer Souveränetäts- und Territorialrechte, den Angriff gemäß dem Bundesvertrag von 1815, sowie gemäß den alten Bünden gemeinschaftlich mit allen zu Gebote stehenden Mitteln abzuweisen.“ Im Ferneren enthielt jener Vertrag die Vorschrift, daß sich die sieben Kantone über die zweckmäßigste Weise, sich gegenseitig in Kenntniß von allen Vorfällen zu erhalten, verständigen sollen, zu welchem Zwecke eine Chiffreschrift erfunden und ein besonderer Botendienst organisirt wurde. Weiter heißt es: „so wie ein Kanton von einem bevorstehenden oder erfolgten Angriff sichere Kunde erhalte, sei er bereits als bundesgemäß aufgemahnt anzusehen und verpflichtet, die nach Umständen erforderliche waffenfähige Mannschaft aufzubieten, ohne geradezu die offizielle Mahnung des betreffenden Kantons abzuwarten. Ein Kriegsrath mit den ihm ertheilten Vollmachten solle im Falle der Noth alle zur

Vertheidigung der betreffenden Kantone erforderlichen Maßregeln treffen. Wo die Gefahr nicht so dringender Natur sei, habe er sich mit den Regierungen dieser Kantone in Rücksprache zu setzen" ꝛc. Hand in Hand mit der Unterzeichnung dieses Vertrages ging eine abermalige Organisation der Streitkräfte bis zum Laudsturm herab, so daß ihre ganze Armee stets in vollständiger Kriegsbereitschaft war. Schließlich reservirte sich Wallis in diesem Kontrakte die Sonderstellung, daß es für sein Gebiet in Folge der geographischen Isolirtheit desselben nicht von der gemeinsamen Kriegsleitung abhängig sein müsse.

Der Schleier des Geheimnisses vom Sonderbund wurde aber doch endlich gelüftet, obschon sich die Regieruugen noch immer scheuten, damit offen vor das Volk zu treten. In Zug kam nämlich die Sache im Landrathe zur Sprache; durch vorherige Ueberredungen jedes einzelnen Mitgliedes dieser Behörde wurde indeß jedem ernstlichen Widerspruche zum Voraus die Spitze gebrochen, so daß die bezüglichen Verhandlungen in weitern Kreisen vollständig unbeachtet blieben. Anders aber ging es nun in Freiburg. Als die Angelegenheit dort endlich im Juni 1846 dem Großen Rathe zur Genehmigung vorgelegt wurde, erhob sich eine starke Opposition dagegen; denn trotz des Prachtbaues, den die Jesuiten dort für ihre Schulen errichtet, und trotz des großen Einflusses, den dieser Orden auf alle Verhältnisse daselbst hatte, gab es doch in der ehemaligen „Burg der Freien" noch manch' ächte Patrioten, welche mit der protestantischen Bevölkerung des Murtenbezirks und den im Lande zerstreuten Freisinnigen eine starke liberale Minderheit bildeten, die an Bern und Waadt gute Stützen fand. Es war besonders der kühne Dr. Bussard, der in glänzender Rede die ganze Bundeswidrigkeit und Gefahr eines solchen Separatbündnisses, welches die Eidgenossenschaft vollständig zerreißen und den Kanton in die schlimmste Lage bringen müßte, bloßlegte und dann, als er sah, daß er tauben

Ohren predige, mit nicht weniger als 23 Gesinnungsgenossen eine Erklärung in's Protokoll niederlegte, welche den Sonderbund vollständig verurtheilte und mit den Worten schloß: „Treu dem Eide, der uns gegenüber dem schweizerischen Vaterlande und unserm Kanton verbindet, werden wir keinen Theil an der Berathung nehmen und überlassen die Verantwortlichkeit für das Vorgeschlagene Denen, die es treffen mag." Mitten in dieser stürmischen Sitzung gaben auch die 9 protestantischen Vertreter des Murtenbietes eine ähnliche Erklärung ab und verließen den Saal, und endlich erhob sich noch der Schultheiß Deglise mit 10 weitern katholischen Deputirten gegen den Sonderbund, so daß der Vorschlag der Regierung 44 Protestirende und 47 Annehmende zählte, also den Kanton mit nur einer Mehrheit von 3 Stimmen dem Sonderbund überlieferte. Man dachte und hoffte allgemein, daß die Regierung mit so schwachen Verhältnissen nicht wagen werde, den projektirten Schritt wirklich zu thun, um so weniger, als es in den freisinnigen Kreisen des ganzen Landes gewaltig zu gähren anfing und die gesammten Gemeinden des Murtnerbezirks energisch zu einer abermaligen Zusammenberufung des Großen Rathes zum Zwecke der Zurücknahme des unheilvollen Beschlusses aufforderten. Doch umsonst; der Staatsrath betrachtete die Angelegenheit als abgemacht. Den Murtnern kam die Sache aber sonderbar vor, daß sie, als freisinnige Protestanten, nun durch den Bürgereid verpflichtet sein sollten, bei einem allfälligen Aufgebot mit ihren Waffen und ihrem Herzblute für den Jesuitismus gegen Patriotismus, Freiheit und Fortschritt zu kämpfen —; sie riefen daher durch eine Denkschrift die eidgenössische Tagsatzung um Schutz und Hülfe an und lenkten dadurch die Augen aller Schweizer und des Auslandes auf das jesuitische Attentat wider den Schweizerbund.

Mit allgemeinem Erstaunen nahm die Welt hierdurch Kenntniß von dem Inhalte des sogenannten Schutzvertrages.

Der Großzahl der Schweizerbürger schien es kaum glaublich, daß die vaterlandslose Politik der Ultramontanen solche Blüthen und Früchte treibe. Der Vorort Zürich verlangte daher sofort von Luzern offiziell eine wortgetreue Kopie jener Bundesurkunde und fügte diesem Schreiben bei, daß er im Namen der Eidgenossenschaft zum Voraus gegen die Gefährdung der Bundesrechte, wie sie der durch die Murtner Eingabe veröffentlichte Text enthalte, protestiren müßte. Gleichzeitig mit dieser Interpellation ging ein Kreisschreiben an sämmtliche Kantone ab, worin Zürich diesen Kenntniß von der Sache gab und sie zur unverzüglichen Ertheilung von bezüglichen Instruktionen auf die nächste Tagsatzung einlud. Wenn auch ungern, so kam doch Luzern diesem Verlangen nach, sandte aber mit der Vertragskopie zugleich eine Verwahrung gegen die Anschuldigung, daß in dem Schutzbündnisse der sieben katholischen Orte eine bundeswidrige Handlung liege. Die nächste Tagsatzung hatte sich nun darüber auszusprechen, ob der Sonderbund mit dem Artikel VI der schweizerischen Bundesurkunde, welcher sagte: „Es sollen unter den einzelnen Kantonen keine dem allgemeinen Bunde oder den Rechten anderer Kantone nachtheiligen Verbindungen geschlossen werden", in Widerspruch stehe oder nicht.

Die Gesandten der Sonderbundskantone vertheidigten ihr Separatbündniß durch folgende Thesen: Unsere Verbindung entfernt sich nirgends vom schweizerischen Bundes-Vertrage; sie gefährdet die Ruhe und Ordnung der Eidgenossenschaft in keiner Weise; sie hat einzig die Abwehr ungerechter Angriffe im Auge. Nach dem schweizerischen Bundesvertrage steht es jedem Kanton frei, einen andern zur Hülfe zu mahnen und dieser ist verpflichtet, Hülfe zu leisten; wie es in einem solchen Falle mit der Kriegsleitung gehalten werden solle, darüber bestimmt die Bundes-Urkunde nichts; unsere Verabredungen haben also nur den Zweck, das Fehlende zu ergänzen. Das

Gebot der Selbsterhaltung war das Motiv, das Luzern zur Anregung unseres Bündnisses veranlaßte; denn dieser Ort mußte eine Stütze gegen die Freischaaren suchen, die er nur auf diesem Wege finden konnte. Der Schutz vor ähnlichen Ueberfällen ist auch ferner nöthig, da es immer noch Kantone gibt, welche keine Gesetze gegen Freischaaren haben. Der Gedanke einer feindlichen katholischen Verbindung gegen die protestantischen Miteidgenossen steht unserem Schutzbündnisse durchaus ferne; wir suchen nur Eingriffe in unsere Konfession abzuwehren.

Gegen diese Vertheidigung aber erwiderten die Gesandten der freisinnigen Stände: Euere Separatverbindung verstößt sich gegen den eidgenössischen Bund von vornherein schon dadurch, daß sie sich auch auf die „alten Bünde" stützt, worunter zweifelsohne der unheilvolle „Boromäische Bund" gemeint sein wird. Durch die gegenseitige Gewährleistung der Souveränetäts- und Territorialrechte maßt Ihr Euch etwas an, was nur dem gesammten Bunde zusteht. Nach Euerer Vereinbarung kann sich ein Kanton, auch ohne daß er um Hülfe angegangen worden, bewaffnet in die Angelegenheiten eines andern einmischen; das läuft aber unserm Bundesvertrage zuwider. Glaubt sich einer Euerer sieben Orte bedroht, so wendet er sich an den Sonderbund, nicht an die Eidgenossenschaft, und will letztere, um nach ihrer Pflicht Ruhe und Ordnung im Bunde aufrecht zu erhalten, eidgenössische Truppen aufbieten, so haben wir die Gefahr, daß die beiden Bünde aneinander gerathen. In Euerm Vertrage ist keine Bestimmung enthalten, welche das Ansehen des gemeinsamen Bundes wahrt und über alles Andere stellt. Die Absonderung unterhält einen fortwährenden Riß in der Eidgenossenschaft und stellt eine katholische Schweiz der protestantischen gegenüber. Euere militärische Organisation ist so eingerichtet, daß sie eben so gut zum Angriff als bloß zum Schutze dienen kann; denn

Euer Kriegsrath hat unter Umständen eine unbeschränkte Vollmacht und braucht sich an keine Bundesvorschriften zu halten.

Bei den weitern gegenseitigen Erörterungen zeigte sich zur Evidenz, daß sich das Separatbündniß direkt gegen die Autorität des eidgenössischen Bundes richtete; denn die Vertreter der sieben Stände erklärten ganz unverhohlen, daß sie Alles, was sie selbst als ihrem Rechte zuwiderlaufend finden, gemeinsam bekämpfen werden; sie maßten sich also allein die einzige legitime Auslegung des eidgenössischen Bundesvertrages an und wollten sich, als Minderheit, der Mehrheit der Bundesbehörde bewaffnet gegenüberstellen, wenn diese den Bundesvertrag anders verstand und danach Verfügungen traf. Die sieben Kantone, nach Bildung und Volkszahl in den allerletzten Reihen stehend und vom römischen Jesuitismus regiert, hatten also die Frechheit, sich die Herrschaft über die ganze Schweiz anzumaßen — kurz, es lag klar auf der Hand: Entweder mußte die Eidgenossenschaft sofort den Sonderbund brechen oder sich gefallen lassen, von diesem unterworfen zu werden. Das Sein oder Nichtsein der Eidgenossenschaft stand also auf dem Spiele!

Es läßt sich also leicht begreifen, daß die Tagsatzung bei dieser bedenklichen Lage des Schweizerbundes kein Bild der Eintracht bot. Die Gesandten der Sonderbundsstände mußten auf ihre Militärmacht wohl vertrauen können und gute Berichte von den Höfen von Wien und Paris erhalten haben, daß sie so trotzig auftreten durften. Sie führten eine so übermüthige, herausfordernde Sprache wie noch nie; ja, als der neugewählte bernische Gesandte Ochsenbein in den Sitzungssaal trat, vergaß sich der Schwyzer Abyberg so weit, denselben zu höhnen, worauf eine Herausforderung zum Zweikampfe folgte, die jedoch ohne Folgen blieb. Mit Schadenfreude sah die europäische Diplomatie, wie die „einzige Republik" aus Rand und Band zu gehen schien; sie schürte den

Brand mit all' ihren Mitteln, um durch die Erdrückung der Freisinnigen der Schweiz den auflebenden Freiheitsgeist in den eigenen Ländern desto leichter niederhalten zu können. In den weitern Verhandlungen brachte Luzern mit aller Hartnäckigkeit die Klöster-Frage abermals vor und verlangte energisch, unterstützt durch seine Trabanten, die Zurücknahme des ehemaligen Beschlusses, während es selbst jedes Ansinnen auf Amnestie der Freischärler zurückwies. Die Klösterfrage fiel aber durch einen neuen Beschluß wie früher aus Abschied und Traktanden; dagegen war es den Liberalen noch nicht möglich, gegen die Jesuiten und den Sonderbund einen Beschluß zu Stande zu bringen; denn es erhoben sich erst 10²/₂ Stimmen für den Antrag des Vorortes, der dahin ging: Das Separatbündniß als mit den Bestimmungen des Bundesvertrages unverträglich und demgemäß als aufgelöst zu erklären, ferner die betreffenden Kantone für die Beachtung des Beschlusses verantwortlich zu machen und sich auf den Fall der Zuwiderhandlung die erforderlichen Maßnahmen vorzubehalten. Diesem in Minderheit gebliebenen Antrage setzte Zug die Erklärung gegenüber, daß, so lange noch ein Wort über Jesuitenausweisung gesprochen werde, die sieben Stände jedenfalls nicht an eine Auflösung ihres Schutzbündnisses denken können; Luzern stimmte bei und verlangte noch zur Erhärtung dieser Ansicht die Erklärung zu Protokoll, „daß es unter allen Umständen an den Beschlüssen der Konferenz der sieben katholischen Stände für so lange festhalten werde, als die völkerrechts- und bundeswidrigen Bestrebungen gegen die Souveränetät und das Gebiet der 7 Stände und seines Standes insbesondere fortdauern werden“. Daraus ersah Jedermann, daß kein Vermittlungsversuch von irgend einem Erfolge begleitet sein könne, und es galt daher für die freisinnigen Kantone, als einziges Mittel zur Rettung des Vaterlandes, so schnell als möglich aus den unentschiedenen Ständen noch

zwei Stimmen für sich zu gewinnen, um dann, gestützt auf eine Majorität, den Sonderbund aufzuheben, die Jesuiten auszuweisen und die irregeleiteten Bundesbrüder zur Pflichttreue zurückzuführen. Die Kantone Genf und St. Gallen waren vom Schicksal zu diesem Ausschlage in der Lebensfrage der Schweiz bestimmt.

Schon mehrmals hatten die Liberalen einen Anlauf genommen, die Gesandtschaft Genfs aus dem Indifferentismus herauszureißen und für sich zu gewinnen, wozu sie um so mehr Hoffnung haben konnten, als, wie schon früher erwähnt, die Bevölkerung der Calvinsstadt in der großen Mehrheit freisinnig, ja zu einem starken Bruchtheile sogar radikal war. In vollem Widerspruche damit neigte sich aber der Botschafter, ein Schüler des französischen Ministers Guizot, eher dem Standpunkte der Sonderbündler zu, als demjenigen der Kämpfer gegen die römische Ligue; er fürchtete nämlich, die Schweiz möchte sonst in ungezügelter Volksherrschaft zu Grunde gehen und sah die Sache mit besonders mißtrauischen Augen an, seitdem in Bern der ehemalige Freischaaren-Chef an die Spitze der Regierung gestellt worden war. Daher betrieb er selbst den Plan, diesem künftigen Vororte, von dessen Kühnheit er einen Wagestreich befürchtete, Repräsentanten der Kantone als Aufseher an die Seite zu stellen. Als die Genfer Regierung dieses Projekt dem in aller Eile zu außerordentlicher Sitzung zusammengerufenen Großen Rathe vorlegte, erhob sich in der ganzen liberalen Schweiz lauter Unwille über ein solches Mißtrauensvotum gegenüber Bern. Eine solche Demüthigung und Bevormundung verdiene der zukünftige Vorort nicht, hieß es allgemein; deßhalb ließ der Große Rath Genfs die Sache auch wieder fallen, konnte sich aber trotz heißer Redeschlacht der Parteien nicht zu einer Instruktion auf unbedingte Auflösung des Sonderbundes entschließen, worauf aber die starke Minderheit protestirend den Saal verließ und

die Bürgerschaft der Stadt zum Entscheide anrief. Ein wilder Sturm durchtobte alsbald alle Schichten der Bevölkerung; das demokratische Organ, die »Revue de Genève«, erschien in schwarzem Rande; mehr als je regte sich der „Verein vom dritten März“ wieder und insbesondere dessen Partei, die sich um die Fahne des kühnen James Fazy schaarte. Eine von viertausend Bürgern besuchte Volksversammlung im Quartier St. Gervais beschloß auf Antrag dieses Führers, der die Auflösung des Sonderbundes als Lebensfrage für die Eidgenossenschaft hinstellte und dem Großen Rathe das Recht absprach, eine willkürliche Trennung vom Schweizerbunde gut zu heißen, eine feierliche Protestation, welche die bezüglichen Beschlüsse des Großen Rathes als null und nichtig, als einen Frevel am Kanton und der Eidgenossenschaft erklärte. Um dieser Protestation den gehörigen Halt zu geben, wurde eine Kommission von 25 Mitgliedern gewählt, welcher die Aufgabe zufiel, dieselbe dem Vororte und allen Ständen der Eidgenossenschaft zu überbringen und den Rechten des Genfervolkes Achtung zu verschaffen. Die Regierung bot sofort Truppen auf, die sie zum Zwecke der Aufrechthaltung der gefährdeten Ordnung unter den in solchen schwierigen Fällen schon oft erprobten Oberst Düfour stellte; dieser aber weigerte sich des Bestimmtesten, den Oberbefehl derselben zu übernehmen, da er sah, daß es bei der beiderseitigen Erbitterung und Unnachgiebigkeit kaum ohne Blutvergießen ablaufen werde und er die große Verantwortlichkeit nicht auf sich laden wollte. Oberst Trembley übernahm sodann das Kommando. Schon hatte die Regierung in übergroßem Eifer einen Verhafts-Befehl gegen James Fazy erlassen, welchem dieser aber nicht Folge leistete. Erzürnt über solche Maßregeln erhob sich das ganze Quartier St. Gervais in Waffen um den bedrohten Führer, errichtete während der Nacht Barrikaden und unterbrach alle Verbindungen zwischen den

beiden Rhoneufern. Kampfbereit standen sich beide Parteien gegenüber; jeden Augenblick konnte der Krieg losbrechen. Da warfen sich Vermittler, darunter vorzüglich Düfour, dazwischen, und James Fazy erklärte sich bereit, um des lieben Friedens willen, den Kanton auf einige Zeit zu verlassen. Das Volk von St. Gervais aber, das seinen allbeliebten Führer nicht aus der Hand geben wollte, widersetzte sich standhaft aller Nachgiebigkeit, worauf die Regierung den Truppen den Befehl gab, den Aufstand mit Waffengewalt niederzuwerfen.

Krachend fuhren die Kartätschen in die Barrikaden; da knatterte es auch drüben in St. Gervais, wo der Donner der schweren Geschütze anhaltend von einem wahren Kugelregen der in gedeckten Stellungen auf der Rousseau-Insel, auf dem Quai des Bergues, in den Häusern und auf den Dächern von St. Gervais, hinter den Brückenpfeilern und Barrikaden postirten aufständischen Schützen beantwortet wurde. Wohl wurden viele Barrikaden niedergeschmettert, wohl drang auch eine Abtheilung der 3000 Mann starken Regierungstruppe bis auf die Rousseau-Insel vor, aber die Nacht brach herein, der Aufstand nahm noch immer größere Dimensionen an und die Kugeln des Arbeiterquartiers, wo tüchtige Offiziere und wahre, lautergesinnte Patrioten, wie der Stifter des Grütlivereins, Galeer und die kühnen Kommandanten Janin, Bordier &c. die bewaffneten Massen leiteten, wirkten immer unheilvoller in den Reihen der Truppen. Diese zogen sich deshalb unter dem Mantel der Nacht in die Kasernen zurück, während die Demokraten die Barrikaden wieder herstellten. Als die Regierung am Morgen den Angriff erneuern wollte, so erhob sich auf einen Schlag sozusagen die ganze Stadt, erklärte sich unter Androhung der Erstürmung des Rathhauses gegen jedes weitere Blutvergießen und drängte die Oberbehörde zur Abdankung und zur Entlassung der Milizen. Diese legte in dieser kritischen Stunde ihre Gewalt nieder. Jubelnd zogen

nun die Sieger von St. Gervais über die halbverbrannte Brücke zur Vereinigung mit ihren Mitbürgern jenseits der Rhone, worauf sich Alles auf dem Platze Molard zur Landsgemeinde versammelte, welche eine provisorische Regierung, mit James Fazy an der Spitze, einsetzte und mit rauschendem Mehr und dem nicht enden wollenden Rufe: Vive la Suisse, vive la liberté, à bas le Sonderbund! in der brennenden Jesuiten- und Sonderbundsfrage den Anschluß Genfs an die freisinnigen Kantone beschloß. Der neue Chef des Kriegswesens, Rilliet-Constant, befahl beiden Seiten Vergessenheit des Geschehenen. Damit war die Ruhe hergestellt, das demokratische Prinzip zur vollen Geltung gekommen und die elfte Stimme für die Ausweisung der Jünger Loyola's und die Auflösung der Separatverbindung der sieben katholischen Stände gewonnen. Dies geschah vom 5. bis 8. Oktober 1846. Wohl rafften die Konservativen bei Gelegenheit des Entwurfs eines neuen Grundgesetzes nochmals all' ihre Kräfte zusammen, um die verlorene Stellung wieder zu erkämpfen, doch umsonst; der umsichtige, energische, aber leider auch leidenschaftliche James Fazy hatte ihrer Macht den Lebensnerv für immer abgeschnitten.

Lauter Jubel über den politischen Umschwung in Genf durchzog alle liberalen Kreise der gesammten Eidgenossenschaft. Noch eine einzige Stimme für den entschiedenen Freisinn oder nur noch eine halbe, und das Vaterland ist gerettet! rief man erfreut. Viele hofften, diese bei Baselstadt zu finden; denn obwohl alle Erfolge der Reaktion von der herrschenden Partei daselbst mit Freuden begrüßt wurden und ihr jede liberale Bestrebung ein Dorn im Auge war, so hatte sich doch, angeregt durch die patriotischen Reden am eidgenössischen Freischießen von 1844 und die demokratischen Agitationen in den andern Kantonen, auch hier eine starke freisinnige Fraktion zusammengefunden, die, gestärkt durch den glänzenden

Sieg ihrer Gesinnungsgenossen in Genf, nun den lauten Ruf ergehen ließen, auch Basel müsse von der Protektion des Jesuitismus und Sonderbundes zurücktreten und sich in die Reihen der freisinnigen Kantone stellen. Die erschrockene Regierung hatte die Klugheit, im Hinblick auf Genf, die Hand zu einer Verständigung zu bieten, und willigte in eine Verfassungsrevision ein, so daß der Staatswagen ohne große Schwierigkeiten in's liberale Geleise zu kommen schien. Allein die Demokraten vertrauten den Konservativen zu sehr und traten zu wenig energisch auf, als es sich um die Berathung des neuen Grundgesetzes handelte. Durch schlaue Manöver der alten Partei wurden sie von den Hauptsachen abgelenkt, während man ihnen in unwichtigen Dingen nachgab. Das neue Verfassungswerk war daher, trotzdem es beidseitig befriedigte, nichts weniger als freisinnig, und der Halbkanton war auch in Folge der Neubesetzung der Behörden nicht aus der zweideutigen Stellung herausgekommen, die unter Vorschiebung strengster Kantonalsouveränetät der kirklich-politischen Reaktion die Stange hielt. Auf Basel war also bezüglich der zwölften Stimme nicht zu rechnen.

Unterdessen nahmen die Ereignisse in Freiburg die Aufmerksamkeit der Schweizer wieder in Anspruch. Da von der eidgenössischen Oberbehörde nichts zur Befriedigung der gerechten Wünsche der Murtenbieter geschah und nichts geschehen konnte, so schritten diese im Verein mit andern Liberalen zur Selbsthülfe. Eine in Montet unter freiem Himmel abgehaltene Volksversammlung verlangte nochmals den Rücktritt des Kantons vom Sonderbunde und eine Verfassungsrevision, auf welches Verlangen von der Regierung einfach mit Verhaftung der Führer geantwortet wurde. Allein diese wurden vom Volke unter Freiheitsgesang aus dem Schloßhofe von Stäffis befreit, worauf ein Angriff auf den Sitz der Regierung verabredet wurde, um der Gewalt zuvorzukommen. Drei

Kolonnen sollten gleichzeitig aus den Bezirken Stäffis, Murten und Bulle gegen Freiburg marschiren. So setzten sich denn sofort 350 Mann mit zwei Kanonen von Murten aus in Bewegung und trieben halbwegs einen Vorposten der Kantonstruppen, welche die Regierung seit längerer Zeit zu ihrem Schutze herbeigezogen hatte, in die Flucht, verfolgten dann aber den Weg nicht weiter aus Furcht vor größern Truppenabtheilungen. Die Stäffiser Kolonne, 200 Mann stark, ging nach einem kurzen Gefechte mit einem Landsturmhaufen wieder nach Hause, und die von Bulle zogen bei der Nachricht, die Regierung habe Vertheidigungsmaßregeln getroffen, gar nicht aus. So scheiterte der in den ersten Tagen des Jahres 1847 voreilig und ohne Ueberlegung gemachte Versuch, den Kanton aus der sonderbündlerischen Umstrickung zu erlösen. Bern und Waadt schoben sofort Truppen an die Grenzen. Der sehr leichten Kaufs errungene neue Triumph des Sonderbundes wurde ähnlich wie seiner Zeit in Luzern und Wallis mit großem Pomp gefeiert und zu Gewaltakten gegen die Liberalen mißbraucht. Die aufständischen Bezirke wurden nämlich, während ein allgemeines jährliches Landesdankfest zum Andenken an die Errettung des Kantons aus dem Verderben des Freisinns eingesetzt ward, mit Truppen überzogen und zur Erlegung einer Kontribution von 100,000 Franken gezwungen, worauf man die Kerker mit Gefangenen füllte, gegen die Flüchtigen Beschlagnahme ihres Vermögens verhängte und gegen mehr als 200 Bürger die Anklage auf Hochverrath erhob. Dadurch sank der Kanton vollständig zur Jesuitenprovinz herab.

Mitten in dieser bedenklichen Krisis der Schweiz richteten sich die Blicke auf St. Gallen, an welchem Orte die Liberalen noch am ehesten eine Entscheidung zu ihren Gunsten zu erwarten hatten. Der Große Rath war seit Jahren in eidgenössischen Dingen eine Null gewesen; denn die Parteien

standen sich bis auf den Mann an Stimmenzahl gleich, nämlich 75 gegen 75, so daß nur selten ein Beschluß zu Stande kam. Nun nahte im Mai 1847 die verfassungsmäßige Erneuerungswahl seiner Mitglieder. Seit Monaten setzte jede Partei in allen Bezirken alle ihre Kräfte in Bewegung, um durch Bearbeitung des Volkes den endlichen Sieg zu erreichen; galt es doch nicht nur das Schicksal des eigenen Kantons, sondern dasjenige des ganzen Vaterlandes! Ein heißer Wahltag stand bevor. Der Priesterpartei war in der That kein Mittel zu gering, die Waage zu ihren Gunsten zu schnellen; aber all' ihre Kniffe wurden zu Schanden, indem der Bezirk Gaster, obwohl ganz katholisch, vollständig liberal wählte, so daß nun der neue Große Rath eine liberale Mehrheit von 4 Stimmen zeigte. Der abtrünnige Baumgartner wurde alsdann aus der Regierung entfernt und durch seinen Antipoden Dr. Weder ersetzt. Die zwölfte Stimme und damit die Mehrheit der eidgenössischen Stände für die Aufhebung des Sonderbundes und die Vertreibung der Jesuiten aus der Schweiz war gesichert. Wie in der Klösterfrage war also St. Gallen auch in dieser Lebensfrage des Vaterlandes dazu berufen gewesen, das Schicksal des Eidgenossenbundes zu entscheiden! Unendlicher Jubel erfüllte ob dieser Nachricht die fortschrittlichen Kreise vom Leman bis zum Bodensee; denn nun konnten sie ein gemeinsames wirkungsvolles Auftreten gegen den gefährlichen Feind des Vaterlandes hoffen.

Diese für den Sonderbund nicht gerade ermuthigende Wendung der Dinge trieb ihn zu erneuten und vermehrten Rüstungen, sowie zu engerer Vereinigung seiner Glieder an. Schon vor mehreren Monaten hatte er den Oberbefehl seiner Truppen dem österreichischen (!) Fürsten Friedrich von Schwarzenberg angetragen, welcher jedoch dem Rufe nicht Folge leistete. Dagegen führten die angebahnten Unterhandlungen mit Oesterreich doch zu einem Ziele, indem der Kaiser dieses

klerikalen Staates den sieben gleichgesinnten Kantonen die schöne Summe von hunderttausend Gulden als unverzinsliches Anlehen bewilligte, damit sie ihr Kriegsmaterial zu kompletiren im Stande seien. Alsdann wählten sie den Besieger der „Jungschweiz" in Wallis, Kalbermatten, zum General ihrer Truppen, allein auch dieser nahm die Mission nicht an, worauf schließlich der protestantische Oberst Joh. Ulrich von Salis-Soglio aus Graubünden für diese Stelle gewonnen wurde. Ihm wurde Oberst Elgger als Generalstabschef beigegeben. Auch die Stellen des Stabes und diejenigen der Divisions- und Brigadekommandanten wurden jetzt definitiv besetzt. Das geschah alles zu einer Zeit, wo die freisinnige Schweiz noch in tiefstem Frieden lebte und gar nicht an einen Krieg oder an eine nöthig werdende Waffenbereitschaft dachte. Luzern, wohl in der bestimmten Hoffnung, bald die konstante Hauptstadt der Schweiz zu werden, errichtete eine pompöse Reitschule, machte großartige Pferdeanschaffungen und berief einen ungarischen Rittmeister, der die höhern Offiziere schleunigst in die edlen Reit- und Rennkünste einführen mußte. Von Sardinien bezog der Sonderbund zweitausend Flinten auf Kredit; ja Oesterreich machte ihm geradezu dreitausend Stück derselben zum Geschenk! Auch Louis Philipp von Frankreich begünstigte ihn zum Nachtheil der Freisinnigen durch alle möglichen Mittel. So stellte er z. B. auf die Nachricht von der Umwälzung in Genf hin sofort zehntausend Mann an die Grenze gegen diesen Kanton, und der neue französische Gesandte Bois-le-Comte[1]) ging so weit, daß er offen Partei für die Jesuiten ergriff. Bei der Completirung der Zwölfzahl der freisinnigen Stände bot Luzern, das gleich an den Ausbruch des Krieges dachte, sogar den Landsturm auf, Obwalden verschanzte sich am Brünig gegen das Berneroberland,

[1]) Welchen Namen die Freisinnigen der deutschen Schweiz scherzweise mit „Holzgraf" übersetzten.

Wallis erstellte an der Grimsel Pallisaden, Uri befestigte den Sustenpaß; auch wurden umfassende Vorkehrungen getroffen, daß sich die isolirten Kantone Wallis und Freiburg über den Sanetsch und Rawyl die Hand reichen konnten. Das Entlebuch legte gegen das Emmenthal Schanzen und Verhaue an und Freiburg traf ähnliche Sicherheitsmaßregeln gegen Schwarzenburg. Die von Oesterreich geschenkten Waffen wurden von der Lombardei aus unter falschen Deklarationen durch den Kanton Tessin an ihren Bestimmungsort geführt; es gelang indessen den freisinnigen Luganesen, einen Transport derselben aufzufangen. Auch aus Frankreich wurden Gewehre eingeschmuggelt, meist über Neuenburgergebiet, während Wallis offen von Savoyen und Italien her eine umfassende Landsturm-Ausrüstung betreiben konnte. Eine besondere Furcht schien Luzern vor den zahlreichen Freisinnigen in den Nachbarstaaten zu haben, die den Ereignissen in der Schweiz mit höchster Spannung folgten; es mahnte daher die österreichischen, französischen und sardinischen Gesandten, Einfälle von Freischaaren aus ihren Gebieten zur Unterstützung der „anarchischen Tagsatzung“ nicht zu dulden, worauf Oesterreich im Eifer für die Sache auch die deutschen Grenzländer Baden, Württemberg und Baiern in diesem Sinne instruirte. So reichten sich alle großen und kleinen Monarchen ringsum die Hände, zu Gunsten der kirchlich-politischen Reaktion dem schweizerischen Freisinn hemmend in den Weg zu treten.

Um Graubünden und Tessin umzustimmen, stellte ihnen Oesterreich die Aufhebung der Verkehrsbegünstigungen an der Grenze in sichere Aussicht, falls sie mit den andern Kantonen gegen den Sonderbund etwas unternehmen würden; Frankreich ging noch weiter, indem es geradezu widerrechtlicher Weise von dem Dappenthal Besitz ergriff, um sich den offenen Weg in die Schweiz zu sichern. Die Erbitterung über diesen Gewaltakt war besonders in Genf und Waadt groß; bei der

Zerfahrenheit der Eidgenossenschaft ließ sich aber nichts dagegen thun. Doch damit war es noch nicht genug. Als Ochsenbein durch den Wechsel des Vororts Präsident der Tagsatzung und des Schweizerbundes geworden war, erschien plötzlich Bois-le-Comte auf seinem Büreau und erklärte in diktatorischem Tone im Namen Frankreichs, nachdem er ihm vorher noch bezüglich der Freischaaren den Text gelesen hatte: „Geben Sie sich bezüglich einer Umgestaltung der Bundesverhältnisse keinen Zukunftsträumen hin. Die Wiener Congreßakte kennt keine einheitliche Schweiz, sondern nur eine aus zweiundzwanzig Kantonen bestehende Eidgenossenschaft, von denen jeder vom andern unabhängig ist und für sich selbst als Ganzes besteht. Wenn also einer oder mehrere Kantone uns eines Tages sagen würden, man bedrohe ihre unabhängige Existenz, man wolle derselben Gewalt anthun, oder sie zerstören, man strebe darnach, eine einheitliche Schweiz an die Stelle der durch Verträge anerkannten kantonalen Schweiz zu setzen, und verletze dadurch die Verträge, so würden wir untersuchen, ob in der That die Verträge verletzt seien .... Wir haben uns auf den einfachen Entschluß beschränkt, auf das einzige Wort: wir werden untersuchen. Ich bin unbedingt im Falle beizufügen, daß wir es thun werden im vollkommenen Einverständniß mit dem Geiste und den Absichten der Mächte, welche eben diese Verträge unterzeichnet haben, und ganz besonders mit Oesterreich, welches gegenüber der Schweiz wegen der Grenz-Nachbarschaft in der gleichen Lage ist wie wir.“ — Mit dieser Lektion kam der Redner aber an den Unrechten, um den Zweck einer Einschüchterung zu erreichen; denn der Bundespräsident erwiederte ihm ruhig-ernst: „Die Eidgenossenschaft hat sowohl den Willen als auch die Macht, der öffentlichen Ordnung und den Rechten der auf Schweizer-Gebiet niedergelassenen Bürger Achtung zu verschaffen; mit nicht geringerer Kraft wird sie sich aber jedem Versuche fremder

Einmischung in ihre Angelegenheiten widersetzen; auch wird sie keiner Macht und keiner Minderheit von Kantonen das Recht zuerkennen, den Bundesvertrag auszulegen; dies Recht steht nur der Eigenossenschaft, d. h. der Mehrheit der Kantone zu!" Kurze Zeit darauf kam vom Minister Guizot eine förmliche Note mit fast wörtlich dem nämlichen Inhalte, wie ihn der Gesandte vorgetragen hatte. Da der Bundespräsident sich aber weigerte, dies Aktenstück den Kantonen mitzutheilen, rückte es der Botschafter in eine Zeitung ein, um es auf diese Weise zur Kenntniß des Schweizervolkes zu bringen. In einer neuen Audienz ließ derselbe durchblicken, die Schweiz möchte ja die Drohung einer Intervention von Seite der Mächte nicht zu leicht nehmen; Ochsenbein aber entgegnete ihm hierauf keck: „Wollen die alliirten Mächte wirklich va banque spielen, — nun denn, so werden wir mitspielen!" —

Glücklicherweise hatte die Schweiz bald keinen Grund mehr, sich vor der europäischen Diplomatie zu fürchten; denn einerseits hatte jeder Monarch im eigenen Lande alle Hände voll zu thun, um einen Zustand zu verhindern, wie er jetzt in der Eidgenossenschaft schon bestand, anderseits entzweiten sich die Mächte selbst untereinander. Zu den demokratischen Regungen, die sich hie und da fast bis zu Volkserhebungen steigerten, kamen Unruhen wegen Theurung und Noth. Am entschiedensten sprach sich der wiedererwachte Freiheitssinn in dem durch die Allianz von Jesuitismus und Bourgeoisie niedergedrückten Frankreich aus, wo die Opposition dem Minister Guizot in der Deputirtenkammer rundweg erklärte, daß kein Franzose zum Schutz der Jesuiten gegen die Schweiz marschiren werde. Ein bedeutendes moralisches Gewicht für die freisinnige Eidgenossenschaft aber legten Lord Palmerston und Robert Peel junior, ersterer Minister, letzterer Geschäftsträger Englands, durch ihre Sympathien für unser Land in

die Waagschale der Zukunft. — Am offensten zeigte sich die Meinung der Mehrheit des Schweizervolkes am eidgenössischen Schützenfeste in Glarus, das im Juli 1847 abgehalten wurde. Da wurden die Drohworte des „Holzgrafen“: „Wir werden untersuchen!“ von den gefeiertsten Rednern schonungslos zerzaust, und tausendfach wiederhallte der Ruf: „Fort mit den Jesuiten!“ zwischen den Felswänden des Glärnisch und Wiggis. In diesem Sinne wurde eine entschiedene Adresse des eidgenössischen Schützenvereins an die Tagsatzung, die sich eben in Bern versammelte, erlassen. Wie unter den vollen Akkorden der Nationalhymne das altehrwürdige Schlachtenbanner von Näfels, unter dem einst die Glarner das Heer Oesterreichs geschlagen und die Freiheit errungen hatten, entfaltet wurde und Pfarrer Streiff in gewaltiger Rede jene Heldenthat der Väter als ein Vorbild für die Gegenwart hinstellte; als dann ein anderer Redner eine Schaar anwesender Luzernerflüchtlinge tröstete, muthig im Kampfe auszuharren, sie werden bald unter der Aegide der eidgenössischen Fahne ihre Heimat wiedersehen: da schwamm manches Schützenauge in Thränen und erglühte in patriotischem Feuer und manche Waffe ward mit kräftigerem Griffe gefaßt. Außer Freiburg und Wallis waren aus allen Kantonen Schützen da; sie waren alle, selbst die aus den Sonderbunds-Kantonen, von dem gleichen heiligen Wunsche beseelt, das Vaterland nach innen frei, nach außen stark und geachtet zu sehen und für diesen Zweck Alles zu thun und zu wagen. Bezeichnend für die herrschende Volksstimmung war auch das über dem Haupteingang der Festhütte in lebensgroßen Krieger-Gruppen repräsentirte Bild: „Die Milchsuppe auf dem Grenzstein bei Kappel“, mit treffender Inschrift auf die momentanen Zustände. — Während also hier Männer der That aus allen Gauen des Vaterlandes beim friedlichen Waffenspiele Worte der Versöhnung aussprachen und Aufrufe zum Kampfe wider Heuchelei und

Jesuitismus erschallen ließen, tagten in Bern Männer des Raths, die Repräsentanten der Kantone, um das Gleiche zu thun.

Obwohl die Instruktionen der sämmtlichen Kantone bereits bekannt waren, so war man doch auf die Verhandlungen und Beschlüsse der Tagsatzung nicht nur in der Schweiz, sondern auch in ganz Europa und jenseits des Ozeans sehr gespannt. Die Eröffnungsfeier, in der mit kostbaren Sieges-Trophäen aus den Burgunder-Schlachten geschmückten Heiliggeistkirche unter gewaltigem Volkszudrang abgehalten, wurde durch eine denkwürdige Rede des Bundespräsidenten Ochsenbein eingeleitet, welche die Runde durch die ganze freisinnige Tagespresse machte und in allen Ländern von den gleichgesinnten Kreisen mit lautem Jubel aufgenommen wurde. Nachdem er die große Bedeutung des Tages hervorgehoben, erklärte er, der nackten Wirklichkeit offen, redlich und fest in's Auge schauen zu wollen. Es handle sich gegenwärtig im engern wie im weitern Vaterlande um die wichtigsten Güter der Menschheit, um die unerläßlichen Bedingungen eines freien geistigen Lebens, um die Wahl zwischen dem Fortschritt und der Stabilität, um die Entscheidung eines Kampfes, der vielleicht nie mehr als in diesen Tagen das große geistige Europa bewegte und in seinen Grundfesten erschütterte. Sodann wies er auf die kurz vorher von Seite Oesterreichs erfolgte, bedeutungsvolle, weil allem Völkerrecht zuwiderlaufende Vernichtung der Selbstständigkeit einer Schwester Helvetiens, der Republik Krakau, zum Hohn der civilisirten Welt verübt, hin, schilderte im Weitern die Riesenfortschritte der Zeit in Wissenschaft, Gewerbe, Handel und politischer Bildung — „diese neue geistige Welt, in welcher aber noch die alten sichtbaren Pfeiler der Vorzeit stehen, die mumienhaften socialen Einrichtungen, angehörend einer längst verschwundenen Anschauungsweise, andern Begriffen, andern Verhältnissen und Bedürfnissen, auf keine andere Grundlage

gestützt als auf die Macht der Gewohnheit, des Ehrgeizes und des Eigennutzes, Strukturen, welche bei der leisesten Erschütterung wie verwittertes Gemäuer auseinander zu fallen drohen. Einzig der Verstocktheit gegenüber dem geistigen Wehen der Zeit muß das die Staaten Europa's durchzuckende Feuer zugeschrieben werden; das Gewitter leuchtet, aber der europäische Staatenkoloß achtet seiner nicht; denn er schläft — aber einen gefährlichen Schlaf.“ Nach diesen allgemeinen politischen Betrachtungen ging er auf die vaterländischen Mißverhältnisse über, als deren Quelle er den lockern Bund von 1815 ansah. Hier, bei dieser Grundursache, müsse man die rettende Hand anlegen und es sei eine unabweisbare, heilige Pflicht, vor Allem den Bund in Einklang zu bringen mit den Begriffen und Gefühlen des Volkes. In Bezug auf die von Frankreich aus angedrohte Einmischung der fremden Mächte in die schweizerischen Verhältnisse legte er in überzeugender Klarheit dar, daß die Schweiz nicht vermöge des Wiener-Vertrages, sondern kraft ihrer Souveränetät das Recht selbsteigener Konstitution besitze und daß nicht der Bundesvertrag von 1815, sondern das im Wienervertrag der Eidgenossenschaft zuständige Gebiet von den kontrahirenden Mächten garantirt worden sei; — „sollten wir uns aber trotz dieser Thatsachen dennoch täuschen, sollte das Unwahrscheinliche, eine fremde Einmischung in die innern Angelegenheiten der Eidgenossenschaft versucht werden wollen, so soll die Welt wissen, daß die Schweiz stark durch ihr gutes Recht, groß durch die überall hin verzweigten Sympathien aller freien und nach Freiheit ringenden Völker, die letzte Kraft und das letzte Herzblut aufzuopfern wissen wird, ihre von den Vätern in so mancher heißen Schlacht erkämpfte Unabhängigkeit zu wahren und dieses kostbarste aller Güter wie ererbt, so unverkümmert und in ihrer vollen Bedeutung als heiliges Vermächtniß auf Kinder und Kindeskinder überzutragen!“

Die Tagsatzung hatte drei bedeutende Fragen zu behandeln: die Sonderbunds-, die Bundesrevisions- und die Jesuiten-Angelegenheit. Beide Parteien führten gewandte Kämpfer in die Arena, der Sonderbund den geistreichen Bernhard Meyer von Luzern, der endlich offen erklärte, das Sonderbündniß sei eigentlich nicht gegen die Freischaarenzüge gerichtet, denn diese seien ja nicht die Ursache, sondern nur die Folgen „eines tieferliegenden Uebels, das wie ein geheimnißvolles unheimliches Feuer den europäischen Kontinent durchzucke"; es gelte den bundesrevolutionären Tendenzen jener an Schützenfesten und Volksvereinen sich laut kundgebenden Partei, die durch den Despotismus einer Tagsatzungsmehrheit ein Einheitssystem aufdrängen und die Kantonalsouveränetät untergraben wolle; ferner den trotzigen Schwyzer v. Schorno, der sich großsprecherisch äußerte, „sein Kanton sei bereit, den Fehdehandschuh hinzunehmen, aber nur über die Leichen der Enkel Tells und Winkelrieds werde man in die Thäler der uralten Freiheit eindringen"; sodann den feurigen Walliser A. v. Courten ꝛc., während der Freisinn den gründlichen, staatsklugen Furrer von Zürich, den beredten Thurgauer Kern, einen Munzinger, Luvini, Druey ꝛc. in den Kampf führten, welche die Bundeswidrigkeit und Verderblichkeit des Sonderbundes gründlich bloslegten und klar bewiesen, daß dieser den Handschuh nicht aufnehme, sondern hinwerfe. Basel und Neuenburg suchten zu vermitteln, allein die sieben Orte erklärten, nur dann ihr „Schutzbündniß" auflösen zu wollen, wenn man die Klöster im Aargau wieder einsetze, die Jesuitenfrage ruhen lasse und keine Aenderung am Bundesvertrage von 1815 vornehme, überhaupt ihre Hegemonie anerkenne. Mit 12²/₂ Stimmen wurde alsdann, da keine Versöhnung möglich war, der Sonderbund aufgehoben und die betreffenden Kantone für die sofortige Ausführung des betr. Beschlusses verantwortlich gemacht. Die Sonderbundsstände

protestirten zu Protokoll gegen das Recht eines solchen Beschlusses. Die dichtgedeängten Volksmassen, welche das Tagsatzungsgebäude bis weit in die Straße hinein umlagerten, begrüßten dieses Ergebniß mit endlosem Jubel, der sich von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt durch das ganze Land fortpflanzte, wo nicht geistige Finsterniß oder aristokratische Verbissenheit wohnte.

Aber mitten in dieser Freude über den wiedererwachten alten Freiheitssinn der Schweizer, wie er einst die Männer vom Rütli begeistert hatte, fragte man sich in vielen Kreisen ängstlich: Wird die Behörde denn auch die Kraft besitzen, den Beschluß auszuführen und den offenen Widerstand zu brechen?! Im Auslande besonders sprach man ihr diese Fähigkeit fast überall rundweg ab, da sie sich seit vielen Jahren durch ihr machtloses, thatenleeres Zankbild wirklich sehr oft lächerlich gemacht hatte. Allein jetzt standen die Verhältnisse in Bezug auf die Aufgabe sowohl als die Energie und Kraft zur Lösung derselben anders. Schon die ersten Maßnahmen zeigten dies. Sofort wurde nämlich mit allen unlautern Elementen in den eidgenössischen Civil- und Militärbeamtungen aufgeräumt; denn jedes Dienstverhältniß mit dem Sonderbunde war selbstverständlich mit den Pflichten eines eidg. Stabsoffiziers unvereinbar. Als auf eine bezügliche Anfrage hin 13 der letztern aus den Sonderbundskantonen erklärten, sie werden im Falle einer militärischen Exekution nur dem Rufe ihrer Kantonsregierungen folgen, so wurden sie sofort durch Tagsatzungsbeschluß aus dem eidgenössischen Stabe gestrichen und durch geeignete Kräfte ersetzt. Sodann ging man, beunruhigt durch die fortschreitenden Rüstungen, Verschanzungen und Waffensendungen, zur Wahl einer Siebenerkommission, welche aus Ochsenbein, Furrer, Munzinger, Näff, Kern, Luvini und Druey bestand und in der Folge große Bedeutung erhielt, indem sie in eifriger Entfaltung einer dirigirenden Thätigkeit

die Seele aller von der Tagsatzung gegen den Sonderbund ausgehenden Schritte wurde. Auf ihren durch möglichst schnelle und genaue Untersuchungen gestützten Bericht hin ermahnte die Tagsatzung die sieben Stände ernstlich, Alles zu unterlassen, was den Landfrieden stören könne und namentlich außerordentliche militärische Rüstungen einzustellen. Zugleich erging an alle andern Kantone die Aufforderung, alle durch ihr Gebiet gehenden Waffen- und Munitionssendungen vom Auslande nach den Sonderbundskantonen anzuhalten und im Betretungsfalle unverzüglich dem Vororte davon Kenntniß zu geben. Dagegen protestirten die Gesandten der Sonderbundskantone energisch und suchten ihre Gegner durch Drohungen mit fremder Intervention zu schrecken; ja Bernhard Meyer war seiner Sache schon so siegesgewiß, daß er unverhohlen erklärte, der Sonderbund werde bald völkerrechtliche Anerkennung finden!

Nach diesen drei Beschlüssen, welche den Sonderbund durch die Absprechung seines rechtlichen Bestandes, die Aechtung seiner Offiziere und die Schwächung seiner Wehrkraft niederschmetterten, war der Augenblick günstig, die so lange vertagte und seit mehr als 10 Jahren fruchtlos behandelte Frage der Bundesrevision wieder vorzunehmen. Trotz der abermaligen Protestation der Sonderbundskantone ward jetzt mit einem Mehr von 13 Stimmen die Vornahme einer Totalrevision des eidgenössischen Grundgesetzes zum Beschluß erhoben, welche Aufgabe alsbald einer Kommission übertragen wurde.

Nun war noch die Jesuitenfrage als letztes Traktandum dieser denkwürdigen Sitzung zu behandeln. Obwohl an allen Tagsatzungen seit drei Jahren schon heftig gegen und für diesen Orden geredet worden war, so entspann sich doch abermals eine heiße Redeschlacht über dies unerquickliche Kapitel. Immer wieder suchten dessen Vertheidiger ihre Gegner und die Welt

durch die lächerliche Identifizirung desselben mit der katholischen Kirche zu bethören und erklärten offen, daß sie mit Gut und Blut gegen jede bewaffnete Ausweisungsmaßregel ankämpfen werden. Dessenungeachtet vereinigten sich die 12²/₂ Stimmen, welche die Beschlüsse gegen den Sonderbund bewirkt, zu der in sehr milder Form abgefaßten Schlußnahme: die Jesuitenangelegenheit von Bundeswegen zu behandeln und die Stände Luzern, Schwyz, Freiburg und Wallis zur Entfernung der Jesuiten einzuladen, während jede künftige Aufnahme des Ordens von Bundeswegen untersagt sein solle!

Von dem festen Willen beseelt, so rasch als möglich zur Realisirung dieser drei hochwichtigen Beschlüsse zu gelangen, stellte die Siebnerkommission am Schlusse der Sitzung den alsbald von der Mehrheit genehmigten Antrag, daß sich die Tagsatzung jetzt nicht auflösen, sondern nur bis zum 18. Oktober vertagen möge, damit diejenigen Kantone, deren Instruktionen noch nicht bestimmt genug seien, dieselben eiligst vervollständigen können. Sodann erhob sich Präsident Ochsenbein von seinem Stuhle und sprach zu den scheidenden Tagherren die bedeutungsvollen Worte: „Europa steht am Vorabend großer Ereignisse; Italien, Deutschland, Frankreich werden der Schauplatz derselben sein und die Schweiz wird früher oder später deren Nachwirkung fühlen. Welche Stellung würde sie dann einnehmen, wenn sie in ihrem Innern die Einheit nicht hergestellt hätte! Das heiligste Interesse der Eidgenossenschaft nach Außen und Innen erfordert daher, daß die Ordnung zurückgeführt und zu diesem Behufe der dreifache Beschluß der Tagsatzung vollzogen werde!“

Die Tagsatzungsgesandten kehrten nun heim, um sich von den Großen Räthen oder vom Volke die Instruktionen zu verschaffen. In mehreren Kantonen lauteten letztere indessen schon so entschieden, daß eine neue Anfrage unnöthig war.

Vor Allem aber mußten sich jetzt die Regierugen der Sonderbundskantone, als sie erstaunt das entschlossene Auftreten ihrer Gegner sahen, für alle Fälle den Rücken zu decken suchen; denn, wie schon erwähnt, hatten sie bisher eigenmächtig gehandelt, ohne den Volkswillen anzufragen. Es galt daher, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um das Volk vollständig zu betäuben und so zu haranguiren, daß es die getroffenen Maßnahmen nicht nur sanktionire, sondern noch auf's Wärmste verdanke und mit den weitgehendsten Vollmachten kröne. Jede freisinnige Stimme wurde gewaltsam unterdrückt, so daß sich nicht nur keine Opposition mehr erheben konnte, sondern sogar jede Ueberlegung zur Unmöglichkeit wurde; alsdann begannen wieder die Massenwallfahrten, die Missionen, die allgemeinen Gebete, die fanatischen Flugschriften und alle andern Mittel die Massen zu bearbeiten, bis der Zweck mit Sicherheit erreicht werden mußte. In Uri, Ob- und Nidwalden wurde das Volk im Namen der Religion zu außerordentlichen Landsgemeinden aufgerufen, an welchen die bischöflichen Kommissäre durch zündende Reden zum heiligen Kriege für den bedrängten Glauben anfeuerten, worauf die Enkel Tells und Winkelrieds mit einstimmigem Jubel ihre Bereitwilligkeit zum Kampfe gegen die ketzerischen Miteidgenossen erklärten. Schwyz rief all' seine Bürger nach Rothenthurm, wo es ähnlich zuging wie in den beiden andern Urkantonen. Alt-Landammann Benziger wagte zwar, unterstützt von mehreren Gesinnungsgenossen, in ernster Rede den Willen der Tagsatzungsmehrheit zu respektiren und den Rücktritt vom Sonderbunde zu verlangen; doch umsonst; 9000 Hände erhoben sich zur Sanktionirung der schwyzerischen Regierungsbeschlüsse und zur Ertheilung des Auftrages an die oberste Kantonsbehörde, sie wolle auch in Zukunft Alles anordnen, was die Ehre und Unabhängigkeit des Landes erfordere. Die günstige Stimmung benutzend, wurde gleich

der Oberbefehlshaber der Kantonstruppen erwählt. Die Wahl fiel auf Landammann Abyberg, welcher dann, auf das hohe Landesschwert gestützt, vor Gott und allen Heiligen schwur, mit und neben den Landleuten von Schwyz alle Gefahren zu theilen und mit ihnen zu leben und zu sterben. Als in diesem Moment die Sonne durch das Gewölk brach, rief er aus: „Seht die Sonne am Morgarten und St. Jost; Gott schickt sie uns; freie Landleute, gedenkt ihrer in der Stunde der Schlacht!“ Ein ungeheurer Enthusiasmus für die heilige Sache des Sonderbundes ergriff alle Anwesenden; einmüthig wurde daher noch beschlossen: „Jeder, der diese ewig denkwürdige Landsgemeinde höhnisch bekritelt; Jeder, der in Wort und Schrift mit den Feinden des Vaterlandes sympathisirt; Jeder, der sich ohne Noth oder Gottes Gewalt der Landesvertheidigung entzieht: der ist als Verräther am Vaterland anzusehen und auf's Schärffste an Leib und Gut zu strafen.“ Kurz darauf erließ der Regierungsrath eine Verordnung, nach welcher jeder Landmann des Kantons Schwyz allfällige Schulden an Bewohner antisonderbündlerischer Kantone nicht mehr bezahlen durfte, sondern den Betrag an die eigene Landeskasse abliefern mußte! — Dermaßen schon hatte der Jesuitismus den vielgerühmten altschwyzerischen Biedersinn vergiftet!

In Luzern war es wieder der kühne, gerade Kasimir Pfyffer, der an der Spitze von sechs Großrathsmitgliedern der Mehrheit gegenüber den eidgenössischen Standpunkt vertheidigte; doch umsonst! Seine Rede verhallte ohne jede Wirkung, trotzdem sie an der Hand historischer Thatsachen und anderer schlagender Beweisgründe dem guten Rechte Achtung verschaffen wollte. Die Mehrzahl der Volksvertreter hatte sich so sehr von den jesuitischen Ränken in das Lügengewebe verwickeln lassen, daß sie, ohne das Volk anzufragen, ohne weiteres das Vorgehen der Regierung belobte, die Kriegsmannschaft durch pompöse Proklamationen zur Beeidigung

einberief und in feierlicher Einweihung der Fahnen für den „heiligen Krieg“ entflammte. Um indeß den Schein der Gesetzlichkeit zu wahren, ließ man in gläubigen Kreisen eine Adresse an Regierung und Rath unterzeichnen, in welcher die bisherige Handlungsweise der Landesobrigkeit dankbarst gebilligt und dieselbe aufgefordert wurde, in diesem Sinne fortzufahren. Siebzehntausend stimmfähige Bürger haben dieselbe unterzeichnet, gab man vor; in Wirklichkeit aber kam sie dem Großen Rathe nie vor Augen und verschwand überhaupt plötzlich auf geheimnißvolle Weise. In Zug ging es ähnlich, indem die energische Opposition der Liberalen, an deren Spitze Adolf Keiser stand, in der Versammlung von den Sonderbündlern dermaßen übertobt wurde, daß sie erklären mußte, sie weiche der Gewalt und protestire gegen die Unterdrückung der freien Meinungsäußerung. Daß in Wallis nach dem Blutbade am Trient keine bedeutende Opposition sich zu bilden wagte, ist einleuchtend, und in Freiburg lagen ja die liberalen Führer größtentheils noch in den Gefängnissen! Dennoch fanden sich im Großen Rathe 22 gegen 49 Stimmen, die kräftig für den Austritt des Kantons aus dem Sonderbunde einstanden, selbstredend aber ohne Erfolg.

So hatten sich also sämmtliche sieben Stände auf's Neue zur äußersten Widersetzlichkeit gegen den Eidgenossenbund erklärt. Damit alle Vermittlungs-Versuche unbarmherzig abprallen, wurde dem Volke abermals vorgespiegelt, die Mehrheit der Kantone gehe auf die vollständige kirchliche und politische Unterdrückung der katholischen freien Schweizer aus und jede Nachgiebigkeit oder Verzögerung bringe die höchste Gefahr mit sich. So kam es denn, daß die unaufhörlichen Hetzereien schließlich selbst diejenigen Köpfe mit trügerischem Wahne erfüllten, die früher noch zu überlegen und zu prüfen gewagt hatten. — In der Mehrzahl der anti-sonderbündlerischen Kantone waren die Beschlüsse zur bewaffneten Exekution alsbald

gefaßt, trotzdem z. B. in Schaffhausen und Zürich eine von geistlichen Kreisen ausgehende konservative Opposition auftrat. Am schärfsten aber standen sich die Meinungen in Graubünden und St. Gallen gegenüber. In ersterem Kanton siegte endlich die Instruktion für gewaltsame Auflösung des Sonderbundes mit 38 gegen 27 Stimmen, während der Große Rath von St. Gallen noch mitten im heftigsten Kampfe sich befand. Alt-Landammann Baumgartner suchte nämlich bei den überwiegend katholischen Kantonsbürgern durch eine besondere Flugschrift zu Gunsten der Jesuiten zu wirken, und seine hervorragendern Gesinnungsgenossen verkehrten seit dem letzten Großrathsbeschlusse nur um so eifriger mit solchen in den Sonderbunds-Kantonen. Sie brachten denn auch eine mit angeblich 16,000 Unterschriften katholischer St. Galler bedeckte Petition zu Stande, in welcher verlangt wurde, daß man die sieben „angefeindeten" Kantone bei ihren „Freiheiten" schütze; zudem machte sich in einigen ultramontanen Bezirken eine starke Gährung bemerkbar, so daß man jeden Augenblick einen Volksaufruhr befürchtete. Die Regierung war deshalb genöthigt, in einer energischen Proklamation zur Ruhe und Ordnung zu mahnen und die Aufreizer mit der Schärfe des Gesetzes zu bedrohen. Um während der Großraths-Sitzung jeden Druck von Seite dieser unzufriedenen Elemente zur Unmöglichkeit zu machen, wurden Truppen in die Stadt gezogen und eine Bürgerwehr organisirt, zugleich verlegten Zürich, Thurgau und Appenzell A.-Rh. zur Vorsicht militärische Musterungen hart an die st. gallische Grenze, um bei einer allfälligen Erhebung zu Gunsten des jesuitischen Programms sofort zum Schutze der Regierung in den Schicksalskanton einmarschiren zu können. Zwei Tage lang dauerte die Redeschlacht im Sitzungssaale für und wider die bewaffnete Auflösung des Sonderbundes; kein Mitglied ließ seinen Platz leer; lagen doch die Würfel über Wohl und Weh des

gesammten Vaterlandes in der Hand von einer Stimme! Muthig hielt selbst ein todtkrankes Mitglied der liberalen Garde, von zwei seiner treuen Gesinnungsgenossen gestützt und durch Arzneimittel erfrischt, bis zum Entscheide aus, der endlich um 2 Uhr nach Mitternacht nach ununterbrochenem 14stündigem Wortkampfe mit 76 gegen 73 Stimmen für die bewaffnete Exekution den Ausschlag gab. So war also der Krieg zur Beilegung des schweizerischen Bruderstreites beschlossen!

Dennoch ließen sich die verblendeten Sonderbundsstände, der augenfälligen imposanten Mehrheit gegenüber, in ihrem Staarsinne nicht irre machen. Ihre Behörden waren bereits soweit gegangen, daß sie nicht mehr zurück konnten; die Verantwortlichkeit hatten das Volk oder dessen Repräsentanten auf sich genommen; auch die von Oesterreich und Frankreich aus zugesagte Intervention und die Aussicht auf Volkserhebungen in st. gallischen und aargauischen Bezirken, vielleicht auch im Berner-Jura; hielten ihre Zuversicht auf den Sieg ihrer Sache aufrecht; ja Siegwart-Müller sah sich im Geiste bereits an der Spitze einer die protestantischen Kantone knechtenden katholischen Schweiz; er hatte nach später aufgefundenen Papieren schon die Verfassung und sogar die Karte seiner neuen Eidgenossenschaft entworfen und dabei nach Willkür über das Gebiet seiner Gegner verfügt. Nach diesem Machwerke [1]) sollte die Schweiz wie bisher 22 Kantone zählen, aber an die Stelle von Glarus, welches zwischen Schwyz und Uri getheilt werden sollte, der von Bern abgelöste katholische Jura als „Kanton Pruntrut" treten, wodurch also die Schweiz einen katholischen Kanton mehr und einen reformirten weniger erhalten hätte! Der katholische Aargau sammt

---

[1]) Vergl. Henne-Amrhyn, Geschichte des Schweizervolkes und seiner Kultur III, pag. 458 u. ff.

Zofingen und Aarau sollte an Luzern, große Theile des Waadtlandes an Freiburg und Wallis, das Berneroberland an Obwalden und an die letztgenannten zwei Kantone, ein Theil Zürichs an Zug fallen. Dadurch wäre die reformirte Schweiz geographisch in eine westliche und östliche Gruppe getheilt worden, die sich kaum wieder wirksam zu gemeinsamer Aktion hätte vereinigen können. Im Fernern sollte der reformirte Aargau entwaffnet, die Klosterherrlichkeit daselbst wieder hergestellt, Tessin und Solothurn gewaltsam mit den Jesuiten beglückt, St. Gallen und Graubünden konfessionell getrennt werden. Zugleich war den Schützengesellschaften das Todesurtheil gesprochen und endlich für die bisher freisinnigen Kantone je eine konservative provisorische Regierung sogar schon im Namensverzeichnisse fertig. Neben der allgemeinen sollte noch eine besondere katholische Tagsatzung in's Leben gerufen werden, welche der erstern wohl alle Arbeit abgenommen hätte! — — Dieses abenteuerliche Projekt, das mehr als alles Andere die Tendenz Siegwart's charakterisirt, wäre allerdings bei einem allfälligen Siege des Sonderbundes ganz geeignet gewesen, die Schweiz für immer zu einer wirklichen Provinz der Jesuiten zu stempeln! —

Vor Allem mußten die Sonderbundshäupter angesichts des unausweichlichen Krieges dafür sorgen, daß unter ihrem Volke nicht eine Ernüchterung vor dem Sturme eintrete. Daher wurde alles Militär zu Musterungen einberufen, wobei die Geistlichkeit die Waffen einsegnete, stich- und kugelfeste Amulette austheilte und sogar aufdrängte und fanatische Feldpredigten hielt, in welchen die Mannschaft des Bestimmtesten versichert wurde, keine feindliche Kugel, kein Säbel noch Bayonnet könne ihnen etwas anhaben. In Wallis empfahl der Kommandant v. Kalbermatten am Schlusse der Inspektion und Waffeneinsegnung seine ganze Armee dem Schutze der Jungfrau Maria und des heiligen Mauricius, des Feldherrn

der thebaischen Legion, die hier vor anderthalb Jahrtausenden den Märtyrertod erlitten hatte und als Vorbilder in dem bevorstehenden Glaubenskriege gelten sollten; er forderte sämmtliche Offiziere auf, die Reliquien dieses Heiligen mit ihrer Degenspitze zu berühren, worauf das ganze Corps vor den Augen einer unzähligen Volksmenge unter Sang und Klang an diese Zeremonie schritt. In Freiburg fanatisirte der Bischof Marilley die Tausende der gläubigen Freiburger, die er nach Bulle zusammengerufen, für den heiligen Krieg. Von Schwyz aus wurde eine Riesenprozession zum wunderthätigen Marienbilde im Kloster Einsiedeln veranstaltet. Der Oberkommandant der Truppen, Abyberg, führte diesen Zug an und neben ihm schritt, entblößten Hauptes, den Rosenkranz betend, selbst das frühere Haupt der Liberalen, Nazar Reding. In der Zelle des heil. Meinrad angekommen, empfing sie der sonst gemäßigte, geistreiche Benediktinerpater Gall Morell mit einer gewaltigen Predigt, in welcher er zur Organisirung eines „geistigen Landsturmes" aufforderte, um den Herrn der Heerschaaren allüberall und unaufhörlich mit Gebet um seinen Beistand zu bestürmen. Der gewöhnliche Landsturm ward unter dem spanischen Söldlinge Pascal Tschudi, einem katholischen Glarner, neu organisirt. Man erzählte auch, der Nuntius selbst habe eine Anzahl Landsturmfahnen mit feierlichem Gepränge eingeweiht. Der berüchtigte Inquisitor Ammann warb das Freikorps der Freischützen von Luzern, das aber wegen der bei der Gründung vom Chef geäußerten Drohworte gegen die „Feinde" den Spottnamen „Rachekorps" erhielt. Auf seiner kirchlich geweihten Fahne befanden sich die Bilder der Mutter Gottes und Leu's von Ebersol. In Unterwalden wallfahrtete Alles ab Grund und Grat zum Grabe des seligen Niklaus von der Flüe! Eine Menge fremder Abenteurer aus Deutschland, Frankreich und Italien, schweizerischer Offiziere aus römischen und neapolitanischen Diensten,

bernischer Patrizier, bündnerischer Ultramontanen u. s. w., bot dem Sonderbunde ihre Dienste an. Massenhaft wurden immer noch Waffen eingeschmuggelt. Um aber diesem verbotenen Treiben ein Ende zu machen und dem bezüglichen Tagsatzungsbeschlusse Achtung zu verschaffen, ließen mehrere Kantone die Grenze bewachen und Waadt sogar ein mit einer Kanone und einer Anzahl Schützen armirtes Dampfboot auf dem Neuenburgersee kreuzen, nachdem sich kurz vorher die patriotischen Montagnards des Neuenburger-Jura in Fleurier mit Gewalt einer für Freiburg bestimmten, von Besançon kommenden Waffensendung bemächtigt und dieselbe auf waadtländisches Gebiet gebracht hatten. Diese Montagnards nahmen in der Folge gegen ihre royalistischen Mitbürger von Neuenburg und Valengin, die den Sonderbund begünstigten, eine so drohende Haltung an, daß die Regierung zuverlässige Truppen in die Stadt zog und den preußischen Gouverneur v. Pfuel eiligst aus Berlin herbeirief. Noch bevor die Tagsatzung zur Beschlußnahme einer Kriegserklärung zusammentrat, gedachte der Sonderbund die „radikalen Kantone zu verwirren und tief zu erschüttern“, um sie vor diesem Schritte zurückzuschrecken. Der sonderbündlerische Kriegsrath wollte nämlich das katholische Aargauervolk, das seit dem Klosterhandel nicht viel gelernt hatte, zu einem Aufruhr veranlassen. Allein die wachsame Regierung, die sich bei den ersten Anzeichen permanent erklärte, Truppen aufbot und den Vorort mahnte, vereitelte diesen „Schlag“, welcher nur dazu diente, die Vorsichtsmaßregeln in allen etwas unlautern Gegenden, besonders auch in st. gallischen und jurassischen Bezirken, zu verdoppeln.

Am 18. Oktober also trat die Tagsatzung wieder zur Fortsetzung ihrer abgebrochenen Berathungen in Bern zusammen. Nochmals wurde auf Antrag einiger Instruktionen von liberaler Seite die Hand zum Frieden geboten, um kein

Mittel unversucht zu lassen, die Auflösung des Sonderbundes und der damit verknüpften Jesuitenfrage auf gütlichem Wege zu vollführen. Zu diesem Zwecke beschloß die Behörde auf Zürichs Wunsch hin, eine eindringliche Proklamation an das Volk der Sonderbundskantone zu erlassen und zwei eidgenössische Repräsentanten, je einen Katholiken und einen Protestanten, an jeden der sieben Stände zu schicken, um die Verbreitung der Proklamation zu erwirken — ein Versuch, den die Gesandten der letztern zwar schon vor diesem Beschlusse spöttisch eine unnütze Mühe nannten. In dieser Proklamation wurde die Unzulässigkeit des Sonderbundes nochmals in klarer Weise nachgewiesen und in brüderlicher, ernster Sprache dargestellt; sie schloß mit folgenden Worten:

„Ihr fürchtet Gefahr für euere von den Vätern ererbten Rechte und Freiheiten, für euere künftige Stellung im eidgenössischen Bunde, für euern Glauben, euere Religion. Wir geben euch nun aber die feierliche Versicherung, daß jede Absicht, diese euere theuersten Güter zu gefährden, ferne von uns ist. Sie sollen als euer Heiligthum unangetastet bleiben. Die eidgenössische Tagsatzung will keine Bedrückung von Bundesgenossen, keine Vernichtung von Kantonalsouveränetäten, keinen gewaltsamen Umsturz bestehender Bundeseinrichtungen, keine Einheitsregierung, keine Verletzung euerer Rechte und Freiheiten, keine Gefährdung euerer Religion. Sie wird vielmehr allen Kantonen gegen ungerechte Angriffe in guten Treuen denjenigen Schutz gewähren, den sie von eidgenössischen Ständen anzusprechen berechtigt sind, den Bestimmung und Zweck des gemeinsamen Bundes fordern. Darum tretet zurück aus euerer Verbindung, die, so weit sie nur solches enthält, was mit dem gemeinsamen Bund im Einklang steht, für euch nicht nothwendig, so weit sie aber Anderes in sich schließt, bundesrechtlich nicht zulässig ist.“

Die Repräsentanten gingen alsbald an ihre Mission, die womöglich auf die Wiedereinberufung der Landsgemeinden und Großen Räthe abzielte, nachdem die Proklamation von allem Volke gelesen worden wäre. Allein überall, mit Ausnahme von Zug, wurden die Botschafter mit bitterm Hohne zurückgewiesen, ja an den meisten Orten konnten sie nicht einmal eine Audienz bei der Regierung erwirken! Der Verbreitung der Proklamation wurden so große Schwierigkeiten in den Weg gelegt, daß Luzerns Behörde verkündete, sie werde jeden Kantonseinwohner, der hiezu irgendwie behülflich wäre, gefänglich einziehen und dem Strafrichter überweisen! Durch diese ängstlich-trotzige Absperrung des Volkes von jeder eidgenössischen, brüderlichen Belehrung charakterisirte sich der Sonderbund in augenfälligster Weise als ein Bund der geistlichen und weltlichen Herren zum Zwecke der vollständigen Knechtung des Landes. Die Gehässigkeit ging sogar soweit, daß das offizielle Sonderbundsorgan, die von dem Jesuitenpater Roh redigirte „katholische Staatszeitung von Luzern“, sich „über die langen Gesichter der mit Schmach abziehenden Vertreter der Eidgenossenschaft“ in plumpem Spott erging! Anstatt der ruhigen Darstellung der wahren Sachlage, wie sie die erwähnte Proklamation bot, zog man es besonders in Luzern vor, das Volk, das nun einmal nicht mehr zurück konnte, durch Verbreitung des böswilligen Gerüchts, die Eidgenossen haben sich ausgedrückt, sie werden die Sonderbundskantone bis in die hintersten Winkel hinein mit Mord und Brand heimsuchen, die Geistlichkeit ermorden, von Kirchen und Klöstern keinen Stein auf dem andern lassen u. s. w. in Athem zu halten. Je ungeheuerlicher und grauenhafter diese Mähren lauteten, desto festeren und allgemeineren Glauben fanden sie bei der bis zum Wahnsinn fanatisirten Masse, in Folge dessen die durch solche jesuitische Inspirationen auf frevelhafteste Weise geängstigten Mütter ihre Gatten und Söhne znm Kriege bis

auf's Messer beschworen. — „Der Zweck heiligt die Mittel!" — In Zug einzig schien man über die Tragweite des hartnäckigen Widerstandes gegenüber der Eidgenossenschaft etwas nachzudenken; dieser Stand erklärte denn auch an der Tagsatzung, vom Sonderbunde zurücktreten zu wollen, wenn man die Jesuitenfrage aus Abschied und Traktanden fallen lasse und den katholischen Ständen „alle konfessionellen Rechte", sowie ihre Souveränetät und gleichmäßige Repräsentation feierlichst gewährleiste. Das wäre aber ein Vergleich ohne irgend welches Opfer ungerechter Ansprüche von Seite der Sonderbundsstände gewesen und konnte selbstverständlich keine Berücksichtigung finden. Denn bei der Entgegennahme solcher Bedingungen hätte auch die Auflösung des Sonderbundes keinen Werth für die freie Entwicklung der Schweiz gehabt.

Als nun alle Versöhnungsversuche mißglückt waren und die feindselige Haltung der sieben Orte in immer handgreiflicherer Gestalt zum Vorschein kam, ging die Tagsatzung einen tüchtigen Schritt weiter.

Das eidgenössische Heer wurde nämlich sofort in Kriegszustand gesetzt, da nach den aus manchen Gegenden her einlaufenden beunruhigenden Berichten vielleicht jeden Augenblick, wenn auch nicht gerade an's Losschlagen, so doch an eine Occupation gedacht werden mußte. Der Kriegsrath war schon seit Anfang des Monats versammelt. Auf Vorschlag einer Dreierkommission wählte die Tagsatzung nun den Obersten und General-Quartiermeister Düfour von Genf mit dem Titel General zum Oberkommandanten der eidgenössischen Armee und zum Generalstabs-Chef den Obersten und Landammann Frei-Herosee von Aarau. Zugleich wurden vorläufig 50,000 Mann unter die Waffen gerufen.

* * *

Durch diese Einleitung glauben wir den Ursprung, sowie die Entwicklung und die Tendenz des Sonderbundes klar

und unparteiisch dargestellt zu haben und können nun zum eigentlichen Thema, der Auflösung desselben durch den General Düfour, übergehen.

* * *

Die Wahl des Oberbefehlhabers wurde allgemein als eine glückliche angesehen; denn keine andere Persönlichkeit genoß in allen Kreisen so großes Vertrauen wie Düfour; war er doch der gelehrteste und erfahrenste Stabsoffizier in der Schweiz und hatte durch seine in frühern Kapitel dieses Buches behandelte Organisation des schweizerischen Wehrwesens, seine vorzüglichen Leistungen in der Militärschule in Thun, seine topographische Karte und militärischen Fachschriften bereits einen europäischen Ruf erlangt, sodann verstand Keiner wie er, in den Herzen der eidgenössischen Offiziere und Soldaten die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande zu entflammen und den kriegerischen Geist derselben zu beleben, und endlich durfte man in Rücksicht auf seine politische Richtung die Hoffnung haben, das Volk der Sonderbundskantone zur schnellern und vertrauensvollern Rückkehr zur Eidgenossenschaft zu bestimmen, als wenn ein Oberbefehlshaber von schroff radikaler Gesinnung gewählt worden wäre. Ein mit dem Sonderbund sympathisirender schweizerischer Geschichtsschreiber sagt sogar hierüber[1]: „An Düfour macht die Tagsatzung einen Gewinn, der ein halbes Heer aufwog. Die angeordnete Bewaffnung erhielt erst durch seinen Namen recht den Nimbus eidgenössischer Legalität.“

Düfour selbst erzählt über seine Ernennung: „Ich nahm im Oktober 1847 meinen Sitz im eidgenössischen Kriegsrathe als General-Quartiermeister ein; meine Funktionen hielten mich fern von aktiven Aemtern. Ich war so wenig darauf

---

[1]) Vergl. G. Meyer v. Knonau, General Düfour, Vortrag in der Sektion Uto S. A. C., s. „Neue Alpenpost“ III. pag. 17.

gefaßt, zur Uebernahme des Oberkommando's berufen zu werden, daß ich eines Tages auf einem Spaziergange mit dem Inspektor der Artillerie, der im gleichen Falle war wie ich, zu diesem sagte: „Wir sind glücklich, daß unsere Funktionen uns fern von alle dem halten; wir werden die Zuschauer sein; ich beklage herzlich den, der für das Oberkommando ernannt werden wird.“ Auf zwei Männer wurde besonders hingewiesen, doch fiel die Wahl, die sie vielleicht Beide erwarteten, auf Keinen von ihnen. — Ich war eben in aller Ruhe mit der Lösung eines mathematischen Problems beschäftigt, womit ich in der Regel meine Abende verbrachte, als eine Abordnung der Mehrheit in der Tagsatzung, die sich ad hoc versammelt hatte, mir die Nachricht brachte, daß man mich zum Obergeneral bezeichne. Ich war wie starr vor Schrecken und that alles Mögliche, um diesen Kelch von mir abzuweisen. Doch nachdem die Tagsatzung trotz eines Briefes, den ich zur Erklärung der Gründe meiner Weigerung an sie abgesandt, gesprochen hatte, mußte ich wohl oder übel mich fügen. Da jedoch die Instruktionen über einen mir wesentlich scheinenden Punkt nicht klar waren, so begab ich mich in die Versammlung und forderte Erläuterungen. Diese wurden mir nicht hinreichend gegeben, und so bestand ich auf meiner Forderung. Da erklang eine Stimme aus einem Winkel des Saales: „Wenn er so viel Schwierigkeiten macht, so werden wir schon einen andern finden.“ — „„Recht so!““ rief ich aus. Ich zog meine Ernennung aus der Tasche, legte sie auf das Büreau des Präsidenten, erklärte, daß ich das Kommando nicht annehme und zog mich zurück. Abends kam eine neue Abordnung zu nähern Auseinandersetzungen. Nachdem endlich jeder Anstand gehoben war, nahm ich meine Ernennung wieder an und leistete vor der Tagsatzung den Eid als Obergeneral.

„Die Einen lobten, die Andern tadelten mich wegen meiner Annahme, als ob ich (mit Ausnahme des oben

bezeichneten Falles) hätte anders handeln können. Nach meiner Ansicht hieße es sich aber eine sonderbare Vorstellung von der militärischen Pflicht machen, wenn man es für möglich hielte, in schwierigen Lagen zwischen Annahme und Nichtannahme zu wählen. Ich wollte aber meine Pflicht, so hart sie auch war, und was auch immer vorfallen mochte, in ihrer ganzen Tragweite erfüllen, und hätte auch nur die Stimme eines vorwurfsfreien Gewissens für meine Handlungsweise gesprochen. Auf grausame Verleumdungen war ich gefaßt. Die Vorsehung hat aber gewollt, daß die Dinge sich anders wendeten: sie hat meine Bemühungen belohnt, um ein größeres Uebel zu verhindern."

Im Bewußtein, daß er eine Aufgabe voll schwerer Verantwortlichkeit übernehme, legte er der Tagsatzung am folgenden Tage brieflich die Gründsätze vor, nach denen er zu verfahren gedachte. In dieser Zuschrift heißt es u. A.:

„Indem ich Alles thun werde, was die Pflicht erfordert, werde ich mich doch niemals von den Grenzen der Mäßigung und Humanität entfernen, wenn es zum Aeußersten kommen muß; ich werde nie außer Augen lassen, daß der Streit zwischen Eidgenossen obwaltet. Ich werde dem politischen Parteitreiben fern bleiben; mich ausschließlich auf meine militärischen Aufgaben beschränkend, werde ich mich bemühen, Ordnung und Disziplin bei den eidgenössischen Truppen aufrecht zu erhalten; ich werde darauf sehen, daß öffentliches und Privat-Eigenthum geschont und der katholische Kultus in seinen Geistlichen, Kirchen und religiösen Anstalten geschützt werde, — daß überhaupt Alles geschehe, um die von jedem Kriege unzertrennlichen Leiden zu mildern. Möge mein Thun dem gemeinsamen Vaterlande nützlich sein! Möge, was noch besser wäre, die heilige Vorsehung es vor den Uebeln behüten, von denen es sich bedroht sieht!"

Den Ausspruch, er werde jeden politischen Parteitreiben fern bleiben und ausschließlich die militärische Aufgabe im Auge behalten, machte der General zur vollen Wahrheit; sein vorzügliches Beispiel führte sogar Viele zu unparteiischer, richtiger Erfassung der eigenen Aufgaben und der Pflichten Anderer. So konnte er bei der Organisation des einen oder andern Dienstzweiges nicht begreifen, warum man nicht einen gewissen Offizier berief, dessen Fähigkeiten ihm wohbekannt waren. Auf dringende Anfragen erhielt er endlich die Antwort: „Wegen seiner politischen Ansichten". — „Darauf lasse ich mich nicht ein; was hat seine politische Gesinnung mit seiner militärischen Kapazität und Pflicht zu thun?" warf Düfour ein; „berufen Sie ihn sofort; ich muß den Mann für diesen Posten haben und nehme die Verantwortlichkeit auf mich. Wo es sich um den Dienst handelt, hängt man nicht an politischen Meinungen". Eine Dienstzeit von wenigen Tagen genügte, die Vorzüglichkeit des in falschem Patriotismus zurückgesetzten Offiziers einzusehen. Dasselbe wiederholte sich überall, und in kurzer Zeit war in der Armee keine Rede mehr von Politik. Der General kannte aber auch die Tüchtigkeit aller höhern Offiziere und das Kriegsmaterial jedes Kantons weit besser als die eigenen Behörden.

An wohlgemeinten Winken und Rathschlägen fehlte es ihm nirgends; von allen Seiten wurde er damit bestürmt. „Da müssen Sie es so und so machen, da in dieser, hier in jener Weise vorgehen, sonst sind Sie verloren!" rief ihm Einer zu; der Andere kam mit dem geraden Gegentheil, ja Mehrere legten ihm ganze Feldzugspläne vor. Selbstverständlich handelte der General in allen Stücken nach seinem eigenen Kopfe und ließ sich in keinerlei Weise beeinflussen; er veranlaßte sogar die Tagsatzung zu dem Beschlusse, daß ihm allein die Befugniß zukomme, die höhern Befehlshaber zu ernennen. In dieser letztern Frage und in der von ihm

verlangten Enthebung von dem Auftrage, die Unruhen im Aargau und St. Gallen zu unterdrücken (— was die betreffenden Kantone selbst besorgen sollen —) lag nämlich im Wesentlichen die Differenz, die sich vor seiner Beeidigung bezeigt hatte und durch deren glückliche Lösung er nun in all' seinen Vorkehrungen ungehemmt war.

Vor Allem beschäftigte er sich mit der Organisirung seines Stabes, an dessen Spitze die Tagsatzung den Obersten Frei-Herosee, einen intelligenten, thätigen, sehr energischen Mann von ungewöhnlicher militärischer Begabung, gestellt hatte. Dem Obersten v. Orelli von Zürich wurde das Oberkommando der Artillerie, dem Oberstlieutenant Gatschet von Bern dasjenige des Genies, dem Oberstlieutenant von Linden in Bern dasjenige der Reiterei übertragen, während die drei Verwaltungszweige den Obersten Abys von Chur im Kriegs-Kommissariat, den Dr. med. Flügel im Sanitätsdienst und den berühmten Juristen Blösch im Justizdienst zu Chefs hatten. Für die Stelle eines General-Adjutanten des Obergenerals wurde der durch seine militärische Tüchtigkeit allbekannte Oberst Zimmerli von Bern berufen und zu Kommandanten der in sechs Divisionen eingetheilten Armee die ältesten und fähigsten Offiziere, ohne jede Rücksicht auf ihre politischen Ansichten, nämlich die Herren Donatz, Rilliet-Constant, Gmür, Burckhardt, Ziegler und Luvini. Diese Ernennungen, bei welchen die beiden Richtungen, die sich in der Schweiz gegenüberstanden, gleich stark vertreten waren, schlossen jeden Gedanken an politische Parteilichkeit und Leidenschaftlichkeit zum Vornherein aus; derselbe Geist herrschte auch bei der Zusammensetzung der Stäbe aller Dienstzweige, wozu man sich später nur Glück wünschen konnte, wie Düfour in seinem Berichte besonders betont.

Bei der Beeidigung des Generals im Tagsatzungssaale waren auch die sonderbündlerischen Gesandten anwesend,

worauf der falsche Bernhard Meyer sich nicht enthalten konnte, die naive Frage zu stellen, wer denn die Ruhestörer seien, gegen welche die Truppen-Aufstellung stattfinde? Man ermangelte nicht, ihm über den Zweck der getroffenen Maßnahmen klaren Wein einzuschenken, obwohl ihm darüber sein eigenes Gewissen die nöthige Auskunft geben mußte und seine Verstellungskunst nicht mehr so weit reichte, daß man nicht den Wolf im Schafspelz erkannt hätte. Hatte ja doch mit seinem Vorwissen der Sonderbundsgeneral v. Salis-Soglio am nämlichen Tage (25. Okt.) bereits einen Tagesbefehl erlassen, der, in pochendem Style abgefaßt und auf Morgarten und Sempach weisend, zum Kampfe rief, jedoch kein Wort von einem Verbot allfälliger Beleidigung oder übler Behandlung der „Feinde" enthielt und die Gegner beleidigte. Am folgenden Tage erließ auch Düfour eine Proklamation an seine Truppen, denen er darin seine Ernennung zum General anzeigte und in schlichter, maßvoller Sprache einige Verhaltungsvorschriften gab, durch welche sie sich vortheilhaft vor derjenigen des Gegners unterschied. Dieser erste Tagesbefehl Düfours lautete:

„Eidgenössische Wehrmänner!

„Die hohe Tagsatzung, in Bern versammelt, hat die Aufstellung der eidgenössischen Armee verfügt, um die innere Ordnung zu erhalten und die Rechte des Bundes, sowie seine Unabhängigkeit zu wahren. Sie hat mir die Ehre erwiesen, mir den Oberbefehl zu übertragen. Ich trete daher an Eure Spitze, voll Vertrauen auf Eure Vaterlandsliebe und auf Eure Ergebenheit.

„Berufen, in einer vorgerückten Jahreszeit mehr oder weniger enge Kantonnemente zu beziehen, wißt Euch mit Demjenigen zu begnügen, was der Einwohner Euch bieten kann. Seit nicht begehrlich und vermeidet jede Beleidigung

und üble Behandlung, die man sich niemals, selbst nicht in Feindesland, erlauben darf.

„Ich empfehle Euch vor Allem gute Disziplin als die erste Eurer Pflichten. Ohne Disziplin gibt es keine Armee. So sehr durch ihre Disziplin als durch ihre Kraft haben Eure Vorfahren so glänzende Siege erfochten und sich einen so großen Namen erworben. Man muß sie hierin, wie in allen andern rühmlichen Dingen, nachahmen.

„Denkt, daß das Ausland die Augen auf uns gerichtet hat; zeigt ihm, daß die Schweizerbürger, sobald sie unter der eidgenössischen Fahne stehen, nur noch einen Gedanken haben, denjenigen, ihrem gemeinsamen Vaterlande gut zu dienen.

„Wehrmänner, ich werde Alles anwenden, um Euer Zutrauen zu verdienen; zählt auf mich!

Bern, 26. Oktober 1847. W. H. Düfour."

Das Aufgebot der 50,000 Mann und deren Stellung unter ein eidgenössisches Kommando hatte noch nicht den direkten Zweck des Krieges gegen den Sonderbund, sondern nur die Absicht, die innere Ordnung wieder herzustellen, wo sie gestört würde und die Rechte der Eidgenossenschaft zu wahren; der General hatte also die Truppen einzig mit Rücksicht darauf an die verschiedenen Plätze zu vertheilen. Denn in der That war der Bruch zwischen den Eidgenossen und Sonderbündlern äußerlich noch nicht vollständig; nahmen doch die Gesandten der letztern noch an der Tagsatzung Theil und gab es ja immer noch Kantone, welche ihre Vermittlerrolle nicht bis zu Ende gespielt hatten. Bei dem Truppenaufgebote machte sich in einigen Kantonen zu Anfang etwelche Unentschiedenheit bemerkbar; die meisten aber beantworteten den Ruf der Tagsatzung mit eifrigster Pflichterfüllung; ja mehrere begnügten sich nicht einmal mit Aufstellung der Kontingente, die von ihnen gefordert wurden, sondern fügten noch überschüssige Bataillone hinzu, so daß die eidgenössische Armee

von Anfang an in Wirklichkeit die im ersten Dekret angegebene Zahl weit überschritt. „Dieser Zuwachs an Kräften", berichtet der General, „dieser Eifer und die manchmal übertriebene Begeisterung führten jedoch Verlegenheiten herbei, complizirten die Lage und erschwerten meine Aufgabe um ein Bedeutendes. Nicht ohne Mühe gelang es mir daher, Alles zu ordnen und eine erste Eintheilung der Truppen zu veranstalten, welche den Wünschen der Tagsatzung, den topographischen Verhältnissen und der damaligen Lage der Schweiz entsprach."

Es war wirklich die höchste Zeit; daß die Eidgenossenschaft sich kriegerisch organisirte; denn bereits war der im Freiamte mißlungene Versuch, den Sonderbund über seine bisherigen Grenzen hinaus zu tragen, im Kanton St. Gallen wiederholt worden. Große sonderbündische Truppenmassen hatten sich in der March, an der St. Gallergrenze, angehäuft, um nach eifrig betriebener Aufhetzung einiger katholischer Bezirke dort einzumarschiren. Als die Regierung sofort ein ausgedehntes Truppenaufgebot ergehen ließ, um diesem Streiche zuvorzukommen, so fanden in Bütschwyl, Mels und Schmerikon sonderbündische Demonstrationen und Dienstweigerungen mit bedenklichen Ausschreitungen statt, als deren Quelle die angehobenen Untersuchungen größtentheils klerikale Umtriebe erwiesen. Es gelang indessen, diese Ausschreitungen nach wenigen Tagen und noch vor ihrer eigentlichen Entwicklung zur Revolution zu unterdrücken und die Fehlbaren zur Strafe zu ziehen.

Unterdessen trieb der blinde jesuitische Fanatismus in Luzern und der Enden solcherlei Blüthen und Früchte, daß selbst der päpstliche Nuntius den Wegzug dieser gefährlichen Ordensbrüder wünschte, aber nicht den Muth besaß, dies öffentlich auszusprechen. Mit jedem Tage nahm der Sonderbund eine drohendere Kriegsgestalt an; der General der eidgenössischen Truppen sah deßhalb alsbald ein, daß er nicht

nur die Ruhe und Ordnung in den treu gebliebenen Theilen der Schweiz und an der Grenze aufrecht zu erhalten habe, sondern bei der Aufstellung der verschiedenen Heeresabtheilungen auch den fast unausweichlich scheinenden Krieg gegen die Sonderbundskantone im Auge haben müsse. Darauf richtete er denn auch schon bei der ersten Ausrüstung sein Augenmerk.

Bekanntlich bildeten die vom Sonderbund besetzten Gebietstheile drei verschiedene Complexe: Freiburg, Wallis und die Waldstätte. Freiburg, weil von den Kantonen Bern und Waadt umgeben, stand vollständig isolirt da; außerdem bot es noch die Eigenthümlichkeit, daß es zu weit abliegende oder vom Centrum ganz abgelöste Theile besaß, die ihm von keinem Nutzen sein konnten. Wallis, ganz zwischen hohen Gebirgen eingeschlossen, die in später Jahreszeit fast nicht zu übersteigen sind, und vom Kanton Waadt durch die Rhone getrennt, besaß mit den Waldstätten, resp. dem Kanton Uri und den mit diesem in Contakt stehenden Kantonen Schwyz und Unterwalden, an die sich Luzern und Zug anreihen, keine andere Verbindung als die über den hohen und damals noch schlechten, beschwerlichen Furkapaß. Dieser Complex war also besonders bei einem Winterfeldzuge auch als isolirt zu betrachten. Die aus den genannten 5 Kantonen bestehende Gruppe der Waldstätte endlich bildete eine compakte, vortheilhaft gelegene und nur auf der West- und Nordseite zugängliche Masse. Der eidgenössische General vertheilte demnach die Truppen in folgender Weise:

Das große Generalquartier war selbstredend vorläufig in Bern, in der Nähe der Tagsatzung.

Die erste Division unter dem Befehle des Obersten Rilliet-Constant, drei Brigaden stark, versammelte sich im Kanton Waadt zu vorläufiger Besetzung von Yverdon und der Gegend am Genfersee (Aubonne, Morges, Lausanne, Vevey); ihr Hauptquartier war zunächst in Echallens.

Sie wurde später durch eine vierte Brigade verstärkt, deren spezielle Aufgabe es war, die Ufer der Rhone und die Ausgänge der Gebirgspässe aus dem Wallis von Villeneuve bis St.-Maurice zu beobachten.

Die zweite Division unter Oberst Burckhardt, aus drei Brigaden bestehend, hatte das Hauptquartier in Bern und besetzte das bernische Gebiet von der Emme bis zur Freiburgergrenze.

Die dritte Division, von Oberst Donatz befehligt und drei Brigaden umfassend, hatte ihr Hauptquartier in Solothurn und besetzte das Land zwischen der Emme und Wigger, indem sie den Zipfel hütete, der die Grenze des Kantons Luzern nach Langenthal und Zofingen hin bildet.

Die vierte Division, ebenfalls drei Brigaden stark und unter Oberst Ziegler stehend, versammelte sich zwischen der Wigger und Reuß mit dem Hauptquartier in Aarau und besetzte jenen Theil des Kantons Aargau, der sich nach Zug hin ausdehnt und das Freiamt genannt wird.

Die fünfte Division, unter Oberst Gmür, auch drei Brigaden zählend, hatte das Hauptquartier in Zürich und stand zwischen der Reuß und dem Zürichsee; sie deckte auch das rechte Ufer des Sees und der Limmat bis Utznach und Winterthur und war numerisch die stärkste.

Die sechste Division, nur aus zwei Brigaden bestehend, von denen die eine in Graubünden, die andere in Tessin stand, wurde von Oberst Luvini befehligt und hatte das Hauptquartier in Bellinzona; sie war weitaus die schwächste, doch brauchte es dort, wo die Verbindungen mit dem Centrum sehr schwierig und nicht zahlreich sind, keine größern Streitkräfte, galt es ja doch nur, die Hochgebirgspässe zu bewachen.

Außer den sechs Divisionen, von denen jede in richtigem Verhältniß aus den verschiedenen Waffen-Gattungen

zusammengesetzt war, gab es noch drei Brigaden Reserve-Artillerie (Näff, Funk und Borel) unter dem Befehl des Obersten Denzler; dazu gehörte sämmtliches grobe Geschütz, Kanonen und Haubitzen, und war vorläufig in der Hauptsache über die Umgebung von Bern vertheilt, während kleine Garnisonen in den Städten Basel und Genf lagen. Die sämmtliche, nicht zu einem Divisionsverbande gehörende Cavallerie, in drei Brigaden eingetheilt (Rieter, Ott und Karlen) und unter Oberst von Linden stehend, wurde in die Gegend von Solothurn verlegt, wo das Futter am leichtesten zu beschaffen war.

Das Kriegskommissariat entwickelte eine große Thätigkeit, um dem Heere die nöthige Verproviantirung zu verschaffen; es machte auf allen Seiten Ankäufe von Getreide, besorgte das Mahlen desselben; versicherte sich in den verschiedenen Städten der nöthigen Oefen zum Backen, organisirte alle Transportmittel 2c. 2c., während der Oberfeldarzt den Gesundheitsdienst ordnete, seine Ambülancen vorbereitete und einige Militärspitäler einrichtete.

Ueber diese erste Truppenaufstellung schreibt der General: „Diese Truppenvertheilung war ohne Zweifel zu ausgedehnt, wenn man nur die Ereignisse eines nahen Krieges in Betracht hätte ziehen müssen. Den Umständen nach war sie aber mehr eine politische als militärische; es handelte sich darum, die Armee möglichst schnell zusammen zu ziehen, und deßhalb mußte man die kantonalen Kontingente in Plätze sammeln, die von deren Heimatsorten nicht allzusehr entfernt waren. Der Zweck der Ausrüstung ging nicht auf offensives Vorgehen, sondern war wie schon gesagt, darauf gerichtet, die Ordnung im Volke aufrecht zu erhalten und sie, überall wo sie gestört würde, wieder herzustellen. Man konnte also nicht Landestheile entblößen, um andere zu verstärken. Anzeichen von Unzufriedenheit und Aufregung zeigten sich auf verschiedenen Seiten; man

mußte Alles beobachten, Alles im Zaume halten, überall bereit sein, um der Gefahr, deren Ausdehnung man nicht kannte, entgegen zu treten. Da im ersten Augenblick Alles unsicher und gefährdet war, so mußte man auf allen Punkten schlagfertig sein. So war natürlicherweise die Armee anfangs fast über das ganze Gebiet der Schweiz vertheilt und zugleich das Territorium der Sonderbunds-Staaten gewissermaßen blokirt, indem diese plötzlich alle ihre offenen Grenzen besetzt sahen. Was an der militärischen Einschließung noch fehlte, thaten die unzugänglichen Gebirge."

Auch die Truppen des Sonderbundes hatten ihre geeigneten Stellungen bezogen. Während sich also die Lager bereits kriegerisch gegenüberstanden, ergriff Baselstadt abermals die Rolle Bruder Klausens und veranstaltete in der elften Stunde noch eine Konferenz zur gütlichen Beilegung des Hausstreites. Es schlug vor, einerseits solle der Sonderbund sich auflösen, anderseits aber die Tagsatzung die Jesuitenfrage in der Weise fallen lassen, daß sie dieselbe dem schiedsrichterlichen Entscheide des Papstes anheimstelle. Doch dagegen wurde geltend gemacht, daß es nicht zulässig sei, eine Bundesfrage von vorherrschend politischer Natur einer fremden, parteiischen Macht vorzulegen. Luzern, als Vorort, solle von sich aus die Jesuiten entfernen, wogegen man diese Frage betreffs der Kantone Schwyz, Wallis und Freiburg auf sich beruhen lassen wolle. Luzern und Freiburg aber forderten auf das Bestimmteste, daß mit der Jesuitenfrage auch der aargauische Klosterhandel dem Entscheide des Papstes vorgelegt werde, worauf die Vertreter der Mehrheit natürlich durchaus nicht eingehen konnten. So blieb der Vermittlungsversuch ohne Erfolg. Folgenden Tages kamen die sieben Sonderbundsgesandten in der Tagsatzung abermals auf die Vermittlung zurück, indem sie den schon erwähnten Antrag von Zug als Basis aufstellten, aber in erster Linie die sofortige

Zurücknahme des eidgenössischen Truppenaufgebots verlangten. Man kann sich die Entrüstung leicht denken, die sich der Liberalen bei einem solchen Ansinnen bemächtigen mußte; denn die Sieben, die zuerst das Schwert gezogen und seit Jahren der Eidgenossenschaft gerüstet gegenüberstanden, an deren Zerstörung sie ihre frevelnde Hand gelegt hatten, — sie wagten die Zurückberufung der eidgenössischen Truppen zu verlangen, ohne zuvor irgendwelche Garantien zu geben und überhaupt irgendwelche Nachgiebigkeit in ihren Forderungen in Aussicht zu stellen! Unter schonungsloser Aufdeckung der Versündigungen des Sonderbundes gegen die Schweiz und Hervorhebung der stets gezeigten Nachgiebigkeit der Mehrheit, um das Aeußerste zu vermeiden, wurde diese Forderung von den Liberalen einstimmig zurückgewiesen; nichtsdestoweniger forderte Bernhard Meyer Gott und alle Heiligen zu Zeugen auf, daß nicht die Sonderbundskantone die Schuld des beginnenden Krieges tragen und rief: „Gott, der Allmächtige, entscheide zwischen uns und Euch!“ worauf der Solothurner Gesandte erwiderte: „Man soll den Namen Gottes nicht anrufen in einer Sache, die teuflisch ist!“

Nun erhob sich Luzern und erklärte im Namen seiner Mitverbündeten: „Der Augenblick ist für uns gekommen, die Tagsatzung zu verlassen; denn in den aufgebotenen Truppen müssen wir eine gegen uns gerichtete feindliche Armee erblicken; wir weichen also vor dem beschlossenen Bürgerkriege. Wir entschlagen uns aller Verantwortlichkeit und werden uns in einem Manifest vor der Welt rechtfertigen.“ Damit verließ Bernhard Meyer zornglühenden Angesichts den Sitzungssaal; ihm folgten auch die andern Gesandten der sieben Stände, unter dem Schluchzen der Gesandten von Baselstadt und Neuenburg und dem würdevollen Schweigen der Mehrheit. Es trat eine feierliche Pause ein; trommelnd erwies die Wache am Thore den Scheidenden die letzte Ehre. Vor den Augen

einer zusammenströmenden, aber sich ruhig verhaltenden Volksmenge stiegen sie in ihre bereitstehenden Wagen. Stumm, in Gedanken versunken, schaute ihnen Alles nach, wie sie aus den Thoren der Bundesstadt nach ihrer Heimat fuhren.

So waren die Würfel gefallen; der Sonderbund hatte der Eidgenossenschaft den Fehdehandschuh vor die Füße geworfen, ganz im Sinne von Siegwart-Müller, der schon lange vorher auf jeden Vermittlungsversuch hin kurz und kalt geantwortet hatte: „Es ist besser, das Schwert entscheide!"

Nach dieser folgenschweren Unterbrechung setzte die Tagsatzung ihre Berathungen fort und berief in erster Linie die Reserve der nicht zum Sonderbunde gehörenden Kantone in den Dienst. Neuenburg aber, das in seiner royalistischen Gesinnung nicht gegen den Sonderbund gestimmt, sondern dessen Existenzberechtigung und Handlungsweise stets warm gegen die Einsprachen und Beschlüsse der eidgenössischen Stände vertheidigt hatte, glaubte sich von der Stellung seines Bundeskontingents befreit und protestirte daher gegen den bereits erlassenen Marschbefehl. Damit war nun die Mehrheit der Tagsatzung durchaus nicht einverstanden, trotzdem Baselstadt der „Neutralität" dieses Kantons, die es wohl auch gern für sich in Anspruch genommen hätte, eifrig das Wort redete. Man betrachtete eben die Weigerung Neuenburgs als auf der gleichen verwerflichen Theorie fußend, wie sie die Sonderbundsstände praktizirten, nämlich daß sich jeder einzelne Kanton ohne Weiters über die Beschlüsse der obersten Bundesbehörde hinwegsetzen könne. Trotzdem nun Neuenburg erklärte, daß es seinen Begriffen von Ehre, öffentlicher Moral und Ueberzeugungstreue widerspreche, die Waffen gegen Kantone zu führen, die es vollständig im Recht halte, wurde doch mit festvereinter Mehrheit der 12½ Stimmen beschlossen: „Es hat Neuenburg sein Bundeskontingent ungesäumt der Eidgenossenschaft zur Verfügung zu stellen und ist für die Folgen

einer Weigerung verantwortlich erklärt.“ Der König von Preußen als Fürst von Neuchâtel selbst fand diesen Beschluß ganz natürlich und gerecht, nur ließ er durch seinen Gesandten dem Bundespräsidenten den Wunsch ausdrücken, das Neuenburger Kontingent möchte nicht direkt gegen die Sonderbundstruppen verwendet werden.

Unterdessen war das von Bernhard Meyer in Aussicht gestellte Manifest der sieben Stände erschienen; es war an das Schweizervolk, an „Mit- und Nachwelt“ gerichtet, und strotzte von den schon hundertmal wiederholten heuchlerischen Betheuerungen, Ueberspanntheiten und Frömmeleien und behauptete, sie (die sieben Stände) seien von den zwölf Kantonen gezwungen worden, die Waffen zum gerechten Widerstande zu ergreifen. Im Fernern forderten sie das gesammte Schweizervolk zur Revolution auf und drückten schließlich die volle Zuversicht aus, die hohen Mächte werden die rechtliche Stellung des Bundes der sieben Stände ausdrücklich und förmlich anerkennen.

Gleichzeitig begann in Luzern die eigentliche Thätigkeit des sonderbündischen Kriegsrathes. Er war die oberste militärische und politische Behörde der im Aufstande befindlichen Kantone; ja die Regierung von Luzern erließ alsbald eine Proklamation, welche geradezu den förmlichen Kriegszustand über den ganzen Kanton verhängte. Demzufolge war Alles ohne Ausnahme den Militärbehörden Gehorsam schuldig. „Wer sich ihren Befehlen entzieht oder gar widersetzt“, hieß es darin, „wer durch Wort, Schrift oder That ihre Anordnungen oder diejenigen der Regierungen unwirksam zu machen sucht, wer Wehrpflichtige aufwiegelt, wer in landesverrätherischer Verbindung steht oder solche begünstigt, überhaupt die Vaterlandspflicht verletzt, wird sofort dem Kriegsgerichte zur strengen Bestrafung überwiesen.“ Besonders wurde in dieser Proklamation der ehemaligen Freischärler gedacht; dieselben

sollten bei der geringsten Zuwiderhandlung die Gnade des Gr. Rathes verwirken und auch für das frühere Verbrechen dem Kriegsgerichte überwiesen werden.

Der Kriegsrath der sieben Orte warf aber nicht mit leeren Worten um sich, sondern schritt gleich zum Angriff, indem er in der Absicht, den Kanton Tessin zu revolutioniren, am 1. November eine in italienischer Sprache verfaßte Proklamation unter das Volk dieses Kantons warf, dasselbe zum Aufruhr gegen die freisinnige Regierung und zum Anschluß an den Sonderbund aufforderte und ihm die bevorstehende Besetzung der Grenze auf dem St. Gotthard durch Sonderbundstruppen mittheilte, welche am 4. November durch Oberst Müller erfolgte und sich sogar auf Wegnahme vorzüglicher Positionen auf Tessiner-Gebiet ausdehnte, indem die Vorhut bis Airolo vorrückte, aber gleich wieder mit Verlust von zwei jungen Offizieren, Balthassar aus Luzern und Arnold aus Uri, die beim ersten Zusammenstoß unter den Kugeln der Tessiner Scharfschützen fielen, auf die Höhen des St. Gotthard zurückgeworfen wurde. — Noch bevor also die Tagsatzung in Bern den Beschluß des kriegerischen Vorgehens gegen den Sonderbund gefaßt hatte, war dieser zum Friedensbruch, zum Einmarsch in gegnerisches Gebiet und zum Angriff der eidgenössischen Truppen geschritten; schon war durch ihn der Schnee der Alpen von Bürgerblut geröthet worden.

Die Nachricht von dieser Eröffnung der Feindseligkeiten war noch nicht nach Bern gedrungen, aber verschiedene andere allarmirende Ereignisse hatten den Bundespräsidenten veranlaßt, die Tagsatzungsmitglieder am 4. November noch Abends 4 Uhr zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen zu rufen, in welcher Dr. Kern im Namen der Siebnerkommission einen klaren Bericht über die neuesten Vorfälle erstattete und in Erwägung aller Widersetzlichkeiten und Herausforderungen von Seite des Sonderbundes zu dem Schlusse

kam, daß der Bundesbehörde nichts anders übrig bleibe, als mit allen dem Bunde zu Gebote stehenden Mitteln für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in der Eidgenossenschaft zu sorgen. Zürich, unterstützt von sämmtlichen Gesandten der Mehrheit, fügte hinzu: die Zeit der Worte sei vorüber und die Zeit des Handelns gekommen, und so wurde denn beschlossen, „daß die bereits erkannte Auflösung des unter den Kantonen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis abgeschlossenen Sonderbündnisses durch Anwendung der bewaffneten Macht in Vollziehung zu setzen und der Oberbefehlshaber der eidgenössischen Truppen mit der Ausführung beauftragt sei.“ — Dem General wurde sofort hievon Mittheilung gemacht.

Ferner erließ die Tagsatzung noch gleichen Abends zwei Proklamationen, die eine an die eidgenössische Armee, in welcher sie die Nothwendigkeit der beschlossenen Maßregel auseinander setzte und die Ueberzeugung aussprach, daß sie überall die nöthige Unterstützung zur Ausführung derselben finden werde, — die andere an das Schweizervolk. Diese letztere schloß mit folgenden denkwürdigen Worten:

„Der Kampf, den die Eidgenossenschaft gegen aufrührerische Bundesglieder zu führen hat, ist kein Kampf von zwölf gegen sieben Kantone, keine Unterdrückung der Minderheit durch die Mehrheit, kein Krieg gegen harmlose Bundesbrüder. Nein, es ist ein Kampf der Eidgenossenschaft und der rechtmäßigen Gewalten derselben gegen die Partei, welche den Sonderbund gestiftet, groß gezogen und wie eine Natter an das Herz der Eidgenossenschaft gelegt hat, auf daß sie dasselbe vergifte. Nicht harmlose Völker haben das gethan; es ist dieselbe Partei, welche schon im Jahre 1813 fremden Armeen die Pforten öffnete, welche den freisinnigen und in keiner Weise bundeswidrigen Verfassungen vom Jahr 1831 die Garantie verweigerte, welche mit unermüdlichen Umtrieben an der Reaktion arbeitet,

welche den Jura und andere Theile der Schweiz agitirte, im Aargau eine ultramontane Empörung erzeugte und nach Wallis, Freiburg, Schwyz und Luzern die Jesuiten berief, deren Bundesgenossen und Werkzeug sie ist. Darin, Eidgenossen, besteht das Wesen des Sonderbundes; laßt ihn gewähren oder obsiegen und das trauernde Vaterland wird nach und nach alle Institutionen verlieren, welche seine wahre Freiheit, seinen geistigen Aufschwung, seine Kraft und Ehre bedingen. Es ist beschworene Pflicht, die Ruhe und Ordnung im Innern herzustellen und für die Sicherheit nach Außen zu sorgen. Die Bundesbehörde befindet sich deshalb in der gebieterischen Nothwendigkeit, zu dem äußersten Mittel zu schreiten, um den gesetzlichen Zustand wieder herzustellen, da die Gesandtschaften des Sonderbundes durch ihre Entfernung aus dem Schooße der Tagsatzung und durch ihre Erklärung sich in offenen Kriegszustand gesetzt haben. Darum seid einig und stark, getreue, liebe Eidgenossen, und der Allmächtige wird auch diesmal unser Vaterland vor Trennung und Untergang bewahren."

Am gleichen Abend noch ließ General Düfour an sämmtliche Divisionskommandanten folgende Ermahnungen über das gegen die Einwohner und Soldaten des Sonderbundes zu beobachtende Verfahren:

„Es ist alles Mögliche zu thun, um zwecklose Konflikte zu vermeiden.

„Die eidgenössischen Truppen sind auf das Nachdrücklichste anzuhalten, daß sie sich mit Mäßigung benehmen und nicht zu übler Behandlung hinreißen lassen, welche die Bevölkerung nur reizen müßte. Sie sollen sich vielmehr bemühen, sie mit Milde zu behandeln, um weniger Feinde zu haben und zu einer schnellen Lösung zu kommen. Besonders soll man den Geisseln gegenüber, die man zu nehmen sich etwa genöthigt sähe, doppelt rücksichtsvoll verfahren und sie im Hauptquartier gut behandeln lassen, so daß ihnen nichts abgehe.

„Um jeden Preis ist die Verletzung der katholischen Kirchen und religiösen Anstalten zu verhindern, um soviel als möglich den konfessionellen Charakter zu verwischen, den man diesem Kriege so gerne aufprägen möchte.

„Zur Schonung des Eigenthums der Behörden und öffentlichen Beamten sind Wachen aufzustellen.

„Wenn eine feindliche Truppe zurückgeschlagen ist, so sind ihre Verwundeten wie die eigenen zu pflegen und mit allen dem Unglück schuldigen Rücksichten zu behandeln.

„Die Gefangenen sind zu entwaffnen, ihnen ist aber kein Leid zuzufügen, noch dürfen sie irgendwie beschimpft werden. Sie sollen im Gegentheil, um sie von ihren Vorurtheilen zurückzubringen, so gut wie möglich behandelt werden. Wenn sie sich auf Ehrenwort verpflichten, die Uniformen abzulegen und nicht wieder zu den Waffen zu greifen, soll man sie heimkehren lassen.

„Werden Gewaltthätigkeiten verübt, so sei es doch nicht auf unserer Seite; man soll uns solches nie vorzuwerfen haben. Kämen welche vor, so möge die ganze Schmach auf die Gegenpartei fallen. Durchaus keine Repressalien solcher Art, — sie könnten unsere Sache nur verderben!

„Nach dem Gefecht soll die Aufregung der Soldaten gezügelt, sollen die Besiegten geschont werden; nichts gereicht einer siegreichen Truppe mehr zur Ehre, und nichts stimmt in einem Bürgerkriege die Gegenpartei leichter zur Unterwerfung. Nichts aber erbittert dieselbe und drängt sie so sehr an die letzten Grenzen des Widerstandes, wie eine harte Behandlung. So stark man sich auch fühle, so soll man doch die Verzweiflung seines Gegners fürchten.

„Endlich werden wir nach dem Kampfe uns Glück wünschen, nie außer Augen gelassen zu haben, daß es ein Kampf zwischen Eidgenossen war und daß wir ihnen gegenüber stets der Stimme des Mitleids Gehör geben.

„Mögen die obern Führer sich eifrigst bestreben, diese Grundsätze ihren Untergeordneten einzuflößen, und mögen diese ebenso den niedern Offizieren gegenüber handeln, damit diese Prinzipien auf die Soldaten übergehen und der ganzen eidgenössischen Armee als Regel dienen. Diese soll es sich angelegen sein lassen, der Welt zu beweisen, daß sie nicht ein zusammengeraffter Haufen Barbaren ist.

Gegeben im Hauptquartier zu Bern, den 4. Nov. 1847.

Der Obergeneral: W. H. Düfour.“

Diese „Ermahnungen“, ein Spiegel des edeln Herzens Düfours, wurden überall mit hoher Achtung aufgenommen und drückten dem ganzen Kriegsverfahren der bundestreuen Eidgenossen gleich von Anfang an den Stempel wahrer Humanität auf. — Am folgenden Morgen richtete der General auch noch an die Truppen eine Proklamation. Dieser Armeebefehl lautete:

„Eidgenössische Wehrmänner!

„Nach der Proklamation, welche die hohe Tagsatzung selbst bereits an Euch gerichtet hat, habe ich in diesem feierlichen Augenblick nur noch wenige Worte zu Euch zu sprechen.

„Der Ruf, die Beschlüsse unserer obersten Landesbehörde zur Ausführung zu bringen, ist an Euch ergangen und Ihr werdet zu diesem Zwecke Euere Standquartiere verlassen. Es hat die Schweiz das nationale Banner entfaltet, um das sich alle Eidgenossen schaaren sollen. Vergesset nie, daß es Eure heiligste Pflicht ist, dieses Banner mit Einsetzung Eurer ganzen Kraft um den Preis Eures Herzblutes zu vertheidigen.

„Das Vaterland fordert Euer Einschreiten und Eure volle Mithülfe durch die Kraft Eurer Arme, um es aus einem Zustande der Unsicherheit und peinlicher Unruhe zu reißen, der nicht länger andauern darf, wenn die Schweiz nicht

ihrem Ruin entgegen gehen soll. Das Vaterland zählt auf Eure Hingebung; Ihr werdet seine Erwartungen nicht täuschen.

„Wehrmänner! Ihr müßt aus diesem Kampfe nicht nur siegreich, sondern auch vorwurfsfrei hervorgehen. Man soll nachher von Euch sagen müssen: Sie haben überall tapfer gekämpft, wo es Noth that, aber sie haben sich menschlich und großmüthig gezeigt.

„Ich stelle daher unter Euern besondern Schutz die Kinder, die Frauen, die Greise und die Diener der Religion. Wer die Hand an eine wehrlose Person legt, entehrt sich selbst und schändet seine Fahne. Die Gefangenen und besonders die Verwundeten verdienen um so mehr Euer Mitgefühl und Eure Berücksichtigung, als es irregeleitete schweizerische Mitbrüder und schon Viele von Euch oft mit denselben zusammen im eidgenössischen Dienste gestanden sind.

„Ihr werdet Euch auf den Feldern vor unnützen Verwüstungen hüten, Euch nirgends nutzloser Zerstörungen schuldig machen; Ihr werdet die augenblicklichen Entbehrungen, welche die Jahreszeit trotz alles Eifers, mit dem für Eure Verpflegung gesorgt werden wird, mit sich bringen kann, leicht zu ertragen wissen. Eure Führer werden sie mit Euch theilen; hört auf ihre Stimme und folgt dem Beispiel, das sie Euch geben werden. Es liegt oft mehr Verdienst darin, die Mühen und Entbehrungen des Kriegslebens mit Geduld zu ertragen, als seinen Muth auf dem Schlachtfelde zu entfalten.

„Wenn aber Alles so geht, wie ich es hoffe, so wird der Feldzug nicht lange dauern und Ihr werdet mit dem schönen Bewußtsein und der Genugthuung an Euern heimatlichen Herd zurückkehren, eine große Aufgabe erfüllt und dem Vaterlande einen wichtigen Dienst geleistet zu haben,

indem Ihr dasselbe in den Stand gesetzt, im Nothfalle seiner Unabhängigkeit und Neutralität Achtung zu verschaffen.

Gegeben im Hauptquartier zu Bern, den 5. Nov. 1847.

Der Obergeneral: W. H. Düfour."

Noch waren die Corps nicht vollständig an den vorgeschriebenen Plätzen eingerückt, als Düfour diese Proklamationen erließ. Da er aber wußte, daß das Material der Kantone sowie die Bewaffnung und Ausrüstung der Truppen wenig zu wünschen übrig ließ; da er ferner, wie schon gesagt, in Gemeinschaft mit dem Oberkriegskommissär Alles verfügt hatte, was für Beschaffung des Proviants, der Transportmittel, der Ambülancen, der Wahl und Einrichtung der Spitäler &c. nothwendig war; da er endlich alle seine höhern Offiziere genügend für Alles instruirt hatte und einer pünktlichen Ausführung seiner Befehle versichert war, so wurden die Ausrüstungs-Arbeiten unter seiner gewandten Hand rasch zu Ende geführt. Da ihm auch bekannt war, daß die Straßen und Wege nach dem Gebiete des Sonderbundes durch Gräben, Verhaue, Zerstörung der Brücken und Stege unterbrochen waren, so wurde jede Brigade angewiesen, sich auf's Beste mit Werkzeugen und Materialien zum Uebergange über Gräben, Wälle &c. zu versehen; gleichzeitig mußten die in Bern, Zürich und Königsfelden vorhandenen Pontons für allfällig zu schlagende Brücken in Stand gesetzt werden; denn solche konnten voraussichtlich sowohl zur leichtern Verbindung zwischen den eigenen Corps als auch bei einer Offensive nöthig sein.

Noch vor dem Erlaß des Exekutionsdekrets hatte die Tagsatzung außer den schon genannten Truppen dem General auch sämmtliche kantonalen Reserven zur Verfügung gestellt, welche, in Brigaden organisirt, unter den Befehlen kantonaler Führer den Divisionen beigegeben wurden. Damit war die Armee fast verdoppelt, da ihr Effektivbestand auf nahezu 100,000 Mann gebracht wurde. Dazu kam noch eine in fast allen

Kantonen besonders organisirte freiwillige Bürgerwehr, meist aus nicht dienstpflichtigen Schützen und Volksschullehrern gebildet, vorzüglich bewaffnet und ziemlich gut einexerzirt. Von einer Einberufung des Landsturmes wurde Umgang genommen, da ein solcher nur störend auf die Bewegungen des Armeekörpers eingewirkt und höchstens für eine Defensive, doch auch da nur unter gewissen Umständen, etwelchen Werth gehabt hätte.

Neuenburg verweigerte jede Truppen-Sendung, ebenso Appenzell Innerrhoden; auch auf einen Theil der Graubündnertruppen war nicht unbedingt zu zählen, da durch die dort durchgeführte, allzurücksichtsvolle Eintheilung der Mannschaft in reformirte und katholische Bataillone (!) viele Soldaten der letztern, besonders die surselvinischen Vorderrheinthaler, mehr oder weniger mit dem Sonderbund sympathisirten. In Baselstadt dagegen, wo die starre konservative Bürgerschaft der höhern Stände sich heftig gegen die Mobilmachung der Truppen stemmte, indem sie die beginnende Bundesexekution als den ungerechtesten Krieg betrachtete, der je geführt worden, kam eine bessere eidgenössische Gesinnung zum Durchbruch, welcher Umschwung vorzüglich dem Tagsatzungsgesandten Sarasin zu verdanken war, der vor den Räthen den höhnischen Trotz der Sonderbundsstände schilderte, an dem jedes gute Wort abgeprallt war. So legten denn die Baselstädter „das schwere Opfer ihrer Ueberzeugung auf den Altar des Vaterlandes,“ wie sie zu Protokoll erklärten, und schickten eine starke, wohlausgerüstete Batterie Artillerie zur Armee, während sie durch besondere Unterhandlungen mit dem General für ihr Infanteriebataillon den Grenzdeckungsdienst gegen Frankreich auswirken konnten.

Dafür aber machten andere Kantone übergroße Anstrengungen, insbesondere das Waadtland, das mit nicht weniger als 19,000 Mann in's Feld rückte. Daher wurden

die ursprünglich auf drei Bataillone à 750 Mann festgesetzte Stärke der Brigaden für einige derselben auf vier und sogar auf fünf Bataillone gebracht. Als endlich die ganze Eintheilung und Ausrüstung komplet und die Armee schlagfertig war, wies sie folgende Zusammensetzung auf:

Das große Hauptquartier zählte 36 Offiziere im Generalstab, 26 im Justizstab, 30 im Kommissariats- und Sanitätsstab, sowie eine Kavallerie-Eskorte des Generals von 61 Mann zusammen 153 Mann.

Die I. Division (Rilliet) 79 Offiziere im Divisionsstab, die erste Brigade (Bundi) mit 3250, die 2. Brigade (Kurz) mit 1974, die 3. Brigade (Veillon) mit 2031 und die 4. Brigade (Nicollier) mit 4073 Mann, dazu 805 Mann Artillerie, 133 Mann Kavallerie, 102 Mann Genietruppen, 13 Mann Ambulanz und 6963 Mann Reserven und Freiwillige, zusammen 19,423 Mann.

Die II. Division (Burckhardt) 17 Offiziere im Divisionsstab, die 1. Brigade (Bontemps) mit 2826, die 2. (Frey) mit 3432, die 3. (Bourgeois) mit 2765 Mann, dazu 639 Mann Artillerie, 144 Mann Kavallerie, 131 Mann Genietruppen, 25 Mann Ambulanz und 2334 Mann Reserve, also zusammen 12,313 Mann.

Die III. Division (Donatz) 50 Offiziere im Divisionsstab, die 1. Brigade (à Marca) mit 2565, die 2. (Hauser) mit 2596, die 3. (Gerwer) mit 2601 Mann, dazu 619 Artilleristen, 157 Kavalleristen, 110 Mann Genietruppen, 21 Mann Ambulanz und 1173 Mann Reserven, zusammen 9892 Mann.

Die IV. Division (Ziegler) 46 Offiziere im Divisionsstab, die 1. Brigade (Egloff) mit 2852, die 2. (König) mit 2865, die 3. (Müller) mit 2524 Mann, dazu 530 Artilleristen, 123 Kavalleristen, 100 Mann Genietruppen, 18 Mann Ambulanz und 7195 Mann Reserven und Freiwillige, zusammen 16,253 Mann.

Die V. Division (Gmür) 44 Offiziere im Divisionsstab, die 1. Brigade (Blumer) mit 2118, die 2. (Isler) mit 2993, die 3. (Ritter) mit 2336 Mann, dazu 448 Artilleristen, 128 Kavalleristen, 100 Mann Genietruppen, 20 Mann Ambulanz und 11,793 Mann Reserven und Freiwillige, zusammen 19,980 Mann.

Die VI. Division (Luvini) 15 Offiziere im Divisionsstab, die 1. Brigade (Pioda) mit 2134, die 2. (Salis) mit 2201, die 3. (Müller) mit 1503 Mann, dazu 137 Artilleristen, 5 Mann Ambulanz und 2315 Mann Reserven, zusammen 8310 Mann.

Sodann wurde aus der Berner Landwehr noch eine VII. Division unter dem Kommando des Obersten Ochsenbein gebildet, welche 33 Offiziere im Divisionsstab, die 1. Brigade (Knechtenhofer) mit 1834, die 2. (Brugger) mit 1816, die 3. (Walthard) mit 1642, die 4. (Schiffeli) mit 1615 Mann, zählte; dazu kamen 529 Artilleristen, 112 Kavalleristen, 117 Mann Genietruppen, 8 Mann Ambulanz und 1838 Mann Reserven, zusammen 9544 Mann.

Die Reserve-Artillerie Denzler umfaßte 9 Stabsoffiziere, die 1. Brigade (Näf) mit 562, die 2. (Funk) mit 267, die 3. (Reding) mit 243, die 4. (Borel) mit 400 Mann, dazu kamen 2 Parkkompagnien mit 231 Mann, zusammen 1712 Mann.

Die Reserve-Kavallerie v. Linden 1 Stabsoffizier, die 1. Brigade (Rieter) mit 186, die 2. (Ott) mit 217, die 3. (Carlen) mit 209 Mann, dazu kamen 274 Mann Pontonniers und Genietruppen und 394 Mann Garnison in Basel, zusammen 1281 Mann.

Die Gesammtstärke der eidgenössischen Armee betrug also 98,861 Mann, stieg aber eigentlich über 100,000 Mann, da die Genfer Reserven, die auf dem Platze in Disponibilität blieben, nicht mitgezählt wurden. Die Zahl der Geschütze

betrug 260, wovon sich 88 auf den Wällen von Genf befanden.

Dieser Truppenmasse hatte der Sonderbund nur zirka 85,000 Mann entgegenzusetzen, die aber den Vortheil einer zentralen Stellung hatten.

Die äußere wie die innere Schweiz bot nun auf einmal das Bild eines bunten, lebensvollen Kriegslagers. Alle friedlichen Gewerbe ruhten; der Handwerker wie der Feldarbeiter, der Kaufmann wie der Fabrikant, Alle standen unter dem Gewehr; Trommelwirbel und Trompetengeschmetter ertönten aller Orten, dazwischen dröhnte das Gerassel der Artillerietrains, der Pulver- und Bagagewagen und das Gewieher und Gestampfe der Kavalleriepferde. Unter fliegenden Fahnen marschirten die Bataillone auf; in vollen Chören erschallten Freiheits- und Vaterlandslieder aus den Reihen der eidgenössischen Wehrmänner. Namentlich Bern und Luzern, die großen Hauptquartiere beider Heere, schienen in riesenhafte Kasernen und Arsenale verwandelt; es war ein wogendes Leben und Treiben, ein Jagen und Rennen ohne Ende, zum großen Ergötzen der Jugend, zur Begeisterung der Parteimänner, zum Kummer der Familien, besonders derer, welche Väter, Brüder und Söhne ausmarschiren sahen, und derer, die in dieser schweren Zeit der Theurung und des Hungers mit Einquartirung heimgesucht wurden. Doch waren jene Tage reich an erhebenden Zügen von Frauen, die ihre Angehörigen zur Tapferkeit ermunterten, von Unbemittelten, die gerne das Ihrige mit den Wehrmännern theilten. In hellen Haufen kehrte die akademische Jugend der freien Schweiz von den deutschen Universitäten zurück, um als Freiwillige in Reih' und Glied zu treten und den Kampf der Freiheit gegen die finstere Macht mitzukämpfen. Ein unterwegs improvisirtes Marschlied eines derselben, des jetzigen Pfarrers Mart. Klotz in Steckborn, der als freiwilliger Feldprediger unter die Fahne

der Graubündner eilte, hat sich sogar bis heute im Volke erhalten und gibt lebhaft Zeugniß von dem Vertrauen, das dem General entgegengebracht wurde; es heißt:

Wohlauf, Kamerad!
In's Feld, in's Feld!
Zur ernsten That
Uns Düfour bestellt.

Wir folgen ihm gern
Für's Vaterland;
Mit glücklichem Stern
Ist er im Verband:

Er kämpft für das Recht;
Ihn krönet das Glück;
Wir geh'n im Gefecht
Nicht fußbreit zurück.

Wir ziehen voran,
Wo immer es sei,
Wir brechen uns Bahn
Mit Pulver und Blei!

Bis Eintracht erblüht
Zu Berg und zu Thal,
Bis Alles erglüht
Von der Freiheit Strahl.

Wir schreiten bergan
Im muthigsten Lauf
Und pflanzen die Fahn'
Auf dem Gotthard auf!

Sie werde gepflanzt —
Wenn gewonnen die Schlacht —
Wo jetzt sich verschanzt
Die finstere Macht!

Frisch auf d'rum! Uns lacht
Des Himmels Azur!
Uns führt in die Schlacht,
Zum Siege: Düfour!

Die große Masse des Schweizervolkes nahm den Krieg sehr ernst auf, als einen Kampf gegen verführte Bundesbrüder,

als das einzig übrig gebliebene Mittel für eine energische, aber besonnene Handhabung der obersten Autorität zur Beseitigung eines gefährlichen Krebsübels, das am Herzen der Eidgenossenschaft nagte. Die konfessionelle Färbung, welche die Ultramontanen diesem Kriege in den Augen der großen Volksmenge durch alle erdenklichen Mittel zu geben versuchten, verfing so wenig als die Stempelung desselben zu reiner Parteisache, wofür die konservativen Organe sich zu Gunsten des Sonderbundes in wahrer Sisyphusarbeit abmühten. Natürlicherweise konnte daher in den Reihen der eidgenössischen Bataillone nicht jene edle Begeisterung herrschen, wie wenn es für die Unabhängigkeit des Landes gegen einen äußern Feind gegangen wäre, sondern man ging ruhig-ernst an die blutige Arbeit, um so mehr, als man neben sich manchen Kameraden marschiren sah, der seine politischen und religiösen Sympathien zum Schweigen bringen und dem Gefühle der Pflicht opfern mußte.

Mit der Kriegserklärung war der Postdienst und jeder andere Verkehr mit den Sonderbunds-Kantonen abgebrochen worden. Besonders empfindlich wirkte das Ausbleiben der Getreidezufuhren für die Urschweiz, denn der überaus regnerische Sommer und der Ausbruch der verheerenden Kartoffelkrankheit hatten ohnehin schon eine allgemeine Theurung hervorgerufen, unter der auch die andern Kantone in Folge der von den süddeutschen Staaten angeordneten Sperre zu leiden hatten. Dazu kam noch die hartnäckige Zurückhaltung von Seite der fast durchweg aristokratischen Finanzgrößen bei der Deckung der durch die Mobilmachung nöthig werdenden Staatsanleihen, wobei besonders der Vorort Bern in große Verlegenheit kam, aus der ihn aber schließlich die Kasse des eigenen Kantons rettete. In den meisten Kantonen schloß man die Schulen, um die Lehrsääle als Kasernen zu benutzen; auch die Gerichts-Sitzungen, die Schuldbetreibungen 2c. 2c. wurden

eingestellt. — Die in wenigen Tagen wie aus dem Boden gewachsene große eidgenössische Armee, in der sich alsbald trotz der ungünstigen Witterung eine durchaus rühmenswerthe Mannszucht bemerkbar machte, beruhigte das bundestreue Schweizervolk und erregte geradezu die Verwunderung des Auslandes, wo man die militärische Kraft der kleinen Republik vielfach unterschätzt hatte, indem man an dieselbe immer noch den Maßstab ansetzte, der einer Schätzung vor dem Beginn der über ein Vierteljahrhundert lang fortgesetzten Organisationsarbeiten Düfours und seiner Schüler entsprach. Selbst in Blättern, die sonst der Schweiz nicht im Geringsten gewogen waren, wurde jetzt, noch bevor die Soldaten die Feuerprobe bestanden hatten, das schweizerische Milizsystem bis in den Himmel erhoben und bald auch in eigenen Broschüren als nachahmenswerthes Beispiel für andere Staaten empfohlen.

Das Heer des Sonderbundes bestand fast zu zwei Drittheilen aus Landsturm, der mit allen möglichen Waffen, vom antiken Morgenstern bis zum modernen Stutzer herauf, ausgerüstet war und nach der Ansicht eines höhern Luzerner Offiziers zum Vornherein als „die höchste Steigerung der Nationalkraft, der Schlußstein des Kantonalwehrwesens, der zum Selbstbewußtsein erwachte Volkswillen, der Ausdruck der öffentlichen Meinung“ galt. Wenn man aber bedenkt, welcher Künste und Gewaltthätigkeiten es bedurfte, um diese Massen für den „heiligen Krieg“ zu begeistern oder wenigstens zum Auszuge zu bewegen; wenn man bedenkt, daß Jedem, der eine Waffe tragen konnte, bei Nichterscheinen Gefängniß und Einstellung im Aktivbürgerrecht, sowie harte Geldstrafen angedroht wurden; wenn man bedenkt, daß es der garantirten stich- und kugelfesten Amulette, der Marien-Erscheinungen, sogar der Fetzen aus dem Hemde Vater Leu's[1]) bedurfte,

[1]) Vergl. Feddersen, Regeneration, pag. 501.

um für den „Kampf bis auf den letzten Blutstropfen“ zu entflammen; wenn man bedenkt, daß es für nöthig befunden wurde, Jesuiten als außerordentliche Feldprediger anzustellen und die Bataillone durch den apostolischen Segen, den ihnen der päpstliche Nuntius von der Altane des „Schweizerhofes“ in Luzern aus ertheilte, in eine Sieges-Gewißheit einzuwiegen; wenn man bedenkt, daß man sich vor der Wahrheit so sehr scheute, daß alle Berichte über die eidgenössischen Maßnahmen von Grund aus gefälscht und alle irgendwie des Freisinns verdächtigen Personen innert den Grenzen des Sonderbundes durch Landjäger Tag und Nacht auf Schritt und Tritt beobachtet und durch die bezüglichen Rapporte ängstlich amtlich kontrolirt wurden; wenn man bedenkt, daß von geistlicher Seite zur Schürung des Fanatismus ausgestreut wurde, die Ketzer haben Befehl erhalten, bei ihrem allfälligen Siege selbst des Kindes an der Mutterbrust nicht zu schonen, wenn man endlich bedenkt, daß das Volk mit faustdicken Lügen über ausländische Hülfe hintergangen werden mußte, um seine Zuversicht zu stählen: so muß man sich nicht wundern, daß die Leistungen der so bearbeiteten Landsturmmassen den gehegten Erwartungen in der Folge keineswegs entsprechen konnten. Auch die eigentlichen Truppen des Sonderbundes waren trotz der kolossalen Opfer an Geld und Zeit, welche für die Kriegstüchtigkeit derselben in jüngster Zeit aufgewendet worden, sehr mangelhaft ausgerüstet; zudem konnte ihr General, der ein tüchtiger Soldat war und sich früher im Auslande in mehreren Schlachten durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet hatte, nicht nach freiem Ermessen handeln, sondern war durch den siebenköpfigen Kriegsrath vielfach gehemmt; auch fehlte es ihm augenfällig an Kühnheit und Energie zur Entfaltung einer kräftigen Offensive, die seiner Sache möglicherweise im Anfange große Vortheile gebracht hätte. Wahrscheinlich imponirte ihm das gewaltige, ruhig-ernste Auftreten des Gegners

zu sehr, als daß er den Versuch gewagt hätte, die Aufstellung desselben zu verhindern und jedes Corps einzeln zu schlagen, bevor sie sich zu gemeinsamer Aktion vereinigt haben würden. Ueberdies herrschte im sonderbündischen Kriegsrath, an dessen Spitze Siegwart-Müller stand, wenig Eintracht. Jeder Kanton wollte am wenigsten Opfer bringen; bei jeder gemeinsamen Truppenaufstellung wurde gemarktet; die Walliser weigerten sich geradezu, ein Corps über die Furka herzusenden; Freiburg hatte bald jeden Kontakt mit den andern Gliedern verloren und mußte sich selbst zu helfen suchen. Einige Glieder des Kriegsrathes wollten sich nur defensiv verhalten, weil man an der Tagsatzung versichert hatte, daß die Separatverbindung nur zum Schutze gegen ungerechte Angriffe gerichtet sei; Siegwart aber war für eine Offensive, um im Aargau, Tessin, St. Gallen 2c. 2c. bei der schwankenden Bevölkerung Aufstände hervorzurufen; — so wurde durch Unentschlossenheit viel kostbare Zeit verloren, und als die letztere Ansicht endlich von der Mehrheit adoptirt wurde, geschah die Ausführung nicht mit der nöthigen Umsicht und Kraft.

Um den Landsturm zu sammeln, wurden auf 20 weit sichtbaren Hügeln und Bergvorsprüngen Feuer-Signale vorbereitet, bei deren Auflodern in allen Kirchen und Kapellen Sturm geläutet werden sollte; auch Schußsignale und Telegraphenzeichen waren verabredet und in genauen Instruktionen zum Verständniß des Volkes gebracht. — — —

Von dem Augenblicke an, da die Tagsatzung die militärische Exekution beschlossen hatte, lag es in der Aufgabe des Generals Düfour, den Operationsplan festzustellen und diesem genau zu folgen, ohne sich viel um untergeordnete Ereignisse zu kümmern, die auf der einen oder andern Seite auftreten mochten. Deshalb konnte ihn der erwähnte Vorstoß der urnerischen Truppen über den St. Gotthard gegen das Thal des Tessin nicht aufregen; deshalb auch blieb er taub

gegenüber den dringenden Bitten einiger Bezirke, welche in großer Angst vor sonderbündischen Einfällen seine Hülfe anriefen. „Der Degen ist gezogen; es gilt vorwärts zu marschiren, ohne sich durch Nebensachen vom Hauptziel ablenken zu lassen“, erwiederte Düfour und trachtete, durch Zusammenziehung möglichst zahlreicher Streitkräfte und durch besonnenes kräftiges, nicht aber durch voreiliges Handeln schnell zum Ziele zu kommen. So besetzte er den Kanton Neuenburg nicht, obgleich die feindselige Miene, die derselbe angenommen, fast dazu aufzufordern schien. „Es ist besser, diesen zweideutigen Stand in seiner Isolirtheit ruhig durch die Reserven von Bern und Waadt beobachten zu lassen, als durch eine Occupation zum offenen Widerstande zu reizen und dadurch den andern Operationen eine ziemliche Truppenzahl zu entziehen“, dachte er.

Die gegebenen Verhältnisse leiteten ihn zur Feststellung folgenden Angriffsplanes: Zuerst gedachte er Freiburg zu erobern; denn dieser Kanton mußte angesichts seiner Isolirtheit leichter zu bewältigen sein als die andern; außerdem wirkt ein erster namhafter Erfolg immer günstig auf die Herbeiführung eines zweiten; sodann konnte er durch die Besetzung Freiburgs das nahegelegene Bern, wo die Tagsatzung versammelt war, von jeder Sorge um seine Sicherheit befreien; im Weitern war es ihm möglich, dadurch den rechten Flügel seiner Armee mit dem Centrum zu verbinden, wodurch er eine weitere Konzentration seines Heeres herbeiführen konnte und mit dem gleichen Schlage das Wallis lähmte, das seine Verbindung mit den andern Sonderbundskantonen alsdann nur noch auf den engen, in der Winterszeit fast ungangbaren Furkapaß beschränkt sah, und endlich konnte er durch die Einnahme Freiburgs die Besorgnisse aufheben, welche aus Symptomen der Unzufriedenheit wegen scheinbar allzu bedächtlichem Vorgehen bereits in einigen Theilen der radikalen Schweiz

entstanden waren. — Seine weitere Absicht war, sich darauf von allen Seiten her auf Luzern zu werfen und dann nach dem Fall der Urschweiz mit aller Macht das Wallis anzugreifen, das sich unterdessen in seinen Felsenmauern durch verhältnißmäßig schwache Kräfte im Zaume und in Unthätigkeit hinhalten ließ.

Dies waren die Grundzüge des Planes, den er aber nach alter Feldherrn Weise, die bekanntlich ihre Absichten nicht einmal ihrem Hemde mittheilten, in tiefstes Schweigen hüllte, so daß seine nächste Umgebung keine Idee der Dinge hatte, die da kommen sollten. Zugleich wurden die Truppen-Bewegungen so geheim als möglich vollzogen, die Zeitungen deshalb in äußerst strenger Censur gehalten und im Waadtlande die kirchlichen Versammlungen der mit dem Sonderbunde mehr oder weniger sympathisirenden „Momiers" untersagt, damit der Feind wo möglich unvorbereitet überrascht werden könne. Düfour hatte nicht nur die feste Zuversicht, den Sonderbund schnell zu besiegen, sondern auch den Vorsatz, dies Werk mit möglichster Schonung von Menschenleben zu vollführen. Es galt also, mit der größten Klugheit solche Stellungen zu nehmen und so imponirende Truppenmassen vor den Feind zu führen, daß dieser, das Unnütze einer Vertheidigung einsehend, das Gewehr strecke, bevor beide Parteien viel Bürgerblut geopfert haben. Diese Vorbereitungen erforderten aber mehrere Tage, die manchem Eidgenossen fast zu lange wurden und dem bedächtigen General von dieser Seite bereits den Namen „Cunctator" (Zauderer) eintrugen. Ein gewisser Unmuth fing in manchen radikalen Kreisen um so mehr an, sich bis zu Besorgnissen zu steigern, als der General, wie gesagt, nichts von seinem Vorhaben verlauten ließ und von feindlicher Seite bereits mehrere offensive Bewegungen stattgefunden hatten.

Seit jenem theilweise mißglückten Einfalle der Urner in das Gebiet des Kantons Tessin, der noch vor der Fassung

des Exekutions-Beschlusses stattfand, gab es auf den verschneiten Höhen des Gotthard fast täglich kleine Vorpostengefechte. Immer hoffte der Sonderbund noch, die lieben «Fratelli ticinesi» für ihre Sache zu gewinnen und die radikale Regierung durch einen Volksaufstand zu sprengen; aber die Livinerbauern, die sich freiwillig unter's Gewehr gestellt hatten, wiesen die zweideutigen Freunde mit Pulver und Blei zurück, wo sie sich zu kühn hinter den Granitblöcken des Gotthardpasses hervorwagten; denn der alte Groll gegen die frühern Landesunterdrücker war in den fünf Dezennien, die seit der tessinischen Abschüttelung des urschweizerischen Joches verflossen waren, noch nicht ganz ausgestorben. Als General Düfour aber hörte, daß sich nach und nach bis 2000 Sonderbündler in den Gotthardhöhen ansammeln, um, unterstützt durch Wallisertruppen, welche den wilden Nüfenenpaß überschreiten sollten, einen Hauptschlag gegen das ennetbirgische Gebiet auszuführen, der möglicherweise dem erhofften österreichischen Hülfsheere aus der Lombardei her die Straße nach Luzern öffnen könnte, so beorderte er den Obersten Luvini, mit seiner Division gegen den Gotthard vorzurücken, während die eidgenössischen Kommandanten von Glarus und Graubünden über den Klausen-, Kreuzli- und Oberalppaß her den Rückzug der Sonderbündler im Reußthal bedrohen sollten. Allein die eben eintretenden Schneestürme, welche diese hohen, wilden Alpenübergänge gänzlich unpassirbar machten, vereitelten diese letztern Nebenoperationen, und Tessin war also auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Ein Frontangriff auf die starke Position am Hospiz war indeß ein gefährlich Ding für die Tessiner Truppen, sie wagten sich nicht daran, sondern verharrten in zuwartender Stellung bei Airolo und thalabwärts. Da die Höhen ganz in Nebel und Schneestürmen verhüllt waren und der Feind seit mehreren Tagen ruhig geworden war, so gab sich Luvini's Mannschaft einer solchen

Sorglosigkeit hin, daß sie sogar den Wacht- und Vorpostendienst vernachlässigte. Aber gerade dieses Unwetter schien den Urschweizern zur Ausführung ihres Vorhabens günstig. In der Morgendämmerung des 17. November brachen sie, mit Fußeisen und Bergstrümpfen gegen Eis und Schnee geschützt, in drei Kolonnen vom Hospiz auf, das Centrum direkt auf der großen Straße gegen Airolo hinunter, um die Tessiner in der Front anzugreifen, während der über die Sella marschirende linke Flügel denselben den Rückzug abschneiden sollte und der rechte zum Zwecke eines Flankenangriffs gegen Madrano vordrang, so daß es also auf die Gefangennahme des ganzen Luvini'schen Corps abgesehen war. Der Plan war gut und seine Ausführung wäre gelungen, wenn die Kolonne des linken Flügels sich nicht im dichten Nebel verirrt hätte und in Folge dessen eine gute halbe Stunde zu spät an seinem Bestimmungsorte angekommen wäre. Die Tessinertruppen, zirka 3000 Mann, lagen nämlich gerade beim Mittagessen in kindlicher Sorglossigkeit plaudernd um ihre Felkessel her, als ihnen die sich eben zertheilenden Wolken den schon bis in die Nähe des Lagers vorgerückten Feind verriethen. Kaum fanden sie Zeit, sich einigermaßen in Gefechtsordnung aufzustellen, so erfolgte der Angriff von Seite der Sonderbündler mit großem Nachdruck. Die Tessiner Scharfschützen und ein Stück Artillerie nahmen denselben muthvoll auf, aber die große Masse der Infanterie, fast nur aus Rekruten bestehend, ward von panischem Schrecken erfaßt und löste sich nach den ersten Schüssen in wilder Fucht auf; Alles im Stiche lassend, stürmten sie, aller Befehle, aller günstigen Positionen unterwegs ungeachtet, in unaufhaltsamer, vierzehnstündiger Flucht gegen Faido, Biasca und Bellinzona hinunter. Von den andern Truppen verlassen, mußten auch die Scharfschützen und Kanoniere den ungleichen Kampf aufgeben und den Rückzug antreten, stets verfolgt vom Siegesruf der Urner und

Unterwaldner, die erst bei der Moesabrücke, oberhalb Bellinzona, auf den ernstlichen Widerstand der endlich zum Stehen gebrachten Tessiner stießen und diese Position vier Tage lang behaupteten, bis sie zur Vertheidigung der innern Schweiz über den Gotthard zurückgerufen wurden. Trotz der schmählichen Flucht hatte dieser Ueberfall die Tessiner 30 Todte und Verwundete, sowie eine größere Anzahl Gefangener gekostet; dabei waren auch viele Gewehre, Tornister, Säbel und Gepäckwagen, sogar Hut, Degen und Epauletten des Divisionärs verloren gegangen, dagegen aber die Erkenntniß gewonnen worden, daß das seit Dezennien vernachlässigte Militärwesen einer schleunigen und gründlichen Verbesserung bedürfe. Wenn vor diesem Tage der vortreffliche Geist, der die tessinischen Truppen beseele, stark beweihräuchert worden war; wenn man las, daß die Kampflust derselben so groß sei, daß kein Bataillon das letzte sein wolle, sobald es gegen den Gotthard gehe, so lernte man bei diesem Ernstfalle den wahren Werth solcher Phrasen kennen. Die Regierung erließ alsbald einen Aufruf an das gesammte Volk, um es zu allgemeiner Erhebung und Auswetzung dieser Scharte aufzufordern; zugleich rief sie Graubündner Truppen zu Hülfe, in Folge dessen die zwei Bataillone Michel und Buchli in Begleitung zweier Kompagnien freiwilliger Scharfschützen in drei Tagmärschen von Chur über den Bernhardin nach dem Tessin eilten und sich in allen protestantischen Theilen Rhätiens die Landwehr für ferneren Nachzug organisirte. Auch das St. Galler Bataillon Fäh und ein Bataillon Thurgauer Landwehr rückten zum nämlichen Zwecke nach Graubünden vor. Hätten die Walliser dem Befehle des sonderbündischen Kriegsrathes Folge geleistet, so wäre es der vereinten feindlichen Macht wahrscheinlich gelungen, sich in Bellinzona festzusetzen, ehe der Succurs aus Graubünden hätte ankommen können. Aber die erstern blieben zu Hause und so zogen sich denn die Urschweizer,

die vor der Moesabrücke vergebens sowohl auf den österreichischen Zuzug aus der Lombardei her als auch auf die Revolutionirung des Kantons Tessin zu Gunsten des Sonderbundes gehofft, beim Eintreffen der Graubündner nach Faido und Dazio zurück, worauf, wie schon erwähnt, am 21. Nov. der Rückmarsch auf die Höhe des Gotthards erfolgte und alle nicht durchaus für die Besetzung dieser wichtigen Position nöthige Mannschaft in Folge der Wendung der Dinge nach Luzern abgehen mußte.

Werfen wir unsern Blick von diesen ersten transalpinen Aktionen wieder nach dem Hauptquartier Düfours. Trotzdem der General bei der scheinbaren Verzögerung seiner Angriffsdispositionen auf die verschiedenen fast vorwurfsvollen Fragen über seinen Kriegsplan stets geantwortet hatte: „Wenn ich wüßte, daß mein Hemd meine Gedanken erriethe, so würde ich es von mir werfen!“ und sich in der Vervollständigung seiner Truppenentwicklung durchaus nicht stören ließ, mußte es doch für jeden Strategen bald klar sein, daß der erste Stoß dem isolirten Freiburg gelte. Da der Sonderbund diesem Gliede nur durch äußerst starke Offensivstöße aus den Kantonen Luzern und Wallis her hätte Hand bieten können, der Staatsrath des letztern Standes aber die Vollmacht dazu verweigerte, so gedachte der sonderbündische Kriegsrath durch einen Einfall in's Gebiet des Kantons Aargau das eidgenössische Heer von der Freiburgergrenze abzuziehen. Wirklich fanden denn auch vom 10. November an mehrere nicht unbedeutende Vorstöße nach dieser Seite hin statt, welche die dortigen eidgenössischen Truppen mehrmals auf harte Probe stellten; allein da Düfour der Tapferkeit dieser 40 Bataillone auch etwas zutraute, so ließ er sich dadurch nicht irre machen, sondern verfolgte seinen Plan so ruhig, als wären gar keine militärischen Nebenfragen zu erledigen. Schon hatte er in den fünf Tagen seit der Kriegserklärung die ganze Freiburger

Grenze mit einem ehernen Ringe umschlossen und bereits begann der Einmarsch der Kolonnen in den Kanton von allen Seiten, während sich im Aargau folgende Ereignisse abspielten:

Nachdem sich Schwyz und Zug durch Abgrabung des Linthkanals, Unterwassersetzung der äußern Felder der obern March, Abdeckung oder Verbrennung der Brücken bei Grynau, Rapperswyl, Hütten und an der Sihl, sowie durch viele Schanzen gegen das Gebiet der Kantone Glarus, St. Gallen und Zürich abgesperrt hatten, gelang es dem Sonderbund auch, die strategisch wichtige, neue Reußbrücke bei Sins zu zerstören. Schon am 9. November bemerkten die in diesem Dorfe liegenden eidgenössischen Scharfschützen, daß dieselbe über Nacht mit Stroh, Reiswellen, Pech und Haubitzgranaten angefüllt worden war. Dies Alles warfen sie in die Reuß. Als aber die Sonderbündler zwei Kanonen auffuhren, so mußte sich der kleine Vorposten nach Meienberg zurückziehen, worauf die Luzerner ihre Hälfte der Brücke zerstörten und damit den eidgenössischen Truppen einen Hauptweg verlegten; denn diese Brücke war der einzige feste, fahrbare Reußübergang von Gislikon bis Bremgarten hinunter. Gleichzeitig überfielen 300 Luzerner das Dorf Kleindietwyl, das in der äußersten Spitze des Aargau's liegt, die zwischen das Zuger- und Luzernerbiet hineinreicht. Dort lag eine Zürcherkompagnie, die aber bei dem dichten Morgennebel den Sicherheitsdienst vernachlässigte, weshalb die einzige ausgestellte Schildwache leicht entwaffnet und die vier eben am Frühstück im Pfarrhause sitzenden Offiziere, sowie der 42 Mann starke Wachtposten, dessen Gewehre im Wachthause standen, ohne Schwertstreich gefangen genommen und in lautem Triumphe nach Luzern gebracht wurden; 80 Mann konnten sich retten, jedoch die meisten nur mit Zurücklassung ihrer Waffen und Tornister. Ueber diesen unbedeutenden Erfolg brachen die

Sonderbündler in großen Jubel aus; sie hofften jetzt das Freiamt leicht einnehmen und den Aargau revolutioniren zu können, um so mehr, als bereits eine Kompagnie Freiwilliger aus dieser Gegend mit Sack und Pack zu ihnen überlief und von klerikaler Seite nicht Unbedeutendes zu ihrem freundschaftlichen Empfange vorbereitet worden war. Die empfindliche Lehre von Kleindietwyl ging aber für die eidgenössischen Truppen nicht verloren; sie hatten gelernt, daß ein guter Sicherheitsdienst eines der ersten Erfordernisse im Felde sei. Durch diesen Erfolg ermuthigt und durch die wachsende Gefahr für Freiburg zu raschem Handeln getrieben, beschloß der sonderbündische Kriegsrath auf den 12. Nov. einen Hauptschlag gegen den Aargau zu führen. Zu diesem Zwecke formirte General Salis-Soglio 4 Kolonnen, nämlich 2 Hauptkolonen und 2 kleinere für Scheinangriffe. Von diesen letztern sollte die eine direkt auf der großen Straße von Münster gegen Menziken, Reinach und Kulm vorrücken, um das Kulmerthal zu allarmiren, und die andere gegen Kappel an der Grenze von Zürich und Zug marschiren, um daselbst die eidgenössischen Truppen zu erschrecken. Durch diesen in den Thälern östlich und westlich vom Freiamte zu veranstaltenden Lärm hofften sie das Freiamt selbst als eigentliches Angriffsziel von den dortigen eidgenössischen Truppen ziemlich zu entblößen und mit den zwei Hauptkolonnen, von denen eine unter Oberst v. Elgger von Hitzkirch über den Lindenberg gegen Muri, die andere unter General Salis von Gislikon über Kleindietwyl, Sins und Merenschwand nach dem nämlichen Orte vordringen sollte, leicht in ihre Gewalt zu bringen und alsdann, weiter nach Norden vorrückend, die eidgenössischen Divisionen Gmür und Ziegler zu trennen.

Um 5 Uhr Morgens stand Salis-Soglio mit 5000 Mann bei Gislikon; der Abmarsch verzögerte sich aber bis 8 Uhr, da die Truppeneintheilung und Verproviantirung sehr langsam

vor sich gingen. Seine Mannschaft bestand aus 5 Bataillonen Infanterie, mehreren Scharfschützenkompagnien und 2 Batterien. Unter dem Mantel eines dichten Nebels rückte dies Heer auf dem linken Reußufer vor. In jedem aargauischen Dorfe, das von ihm betreten wurde, mußte Sturm geläutet werden, um den aargauischen Landsturm an sich zu ziehen. Aber Niemand kam; im Gegentheil, es eilten etwa 20 Freiämtler voraus, um der Wache bei der Schiffbrücke, welche die eidgenössischen Truppen bei Lunnern über die Reuß geschlagen hatten, den Anmarsch des Feindes anzukündigen. Dieser Punkt war nur von der zürcherischen Pontonnier-Kompagnie Huber, der Scharfschützen-Kompagnie Huber, der Sechspfünder-Batterie Scheller und 3 Infanterie-Kompagnien besetzt, welche offenbar zu schwach waren, dem signalisirten feindlichen Heere auf offenem Felde wirksam entgegenzutreten; sie zogen sich daher auf das rechte Reußufer zurück und stellten sich in Schlachtlinie auf, während die Pontonniere die Brücke abzubrechen begannen. Kaum hatten Letztere mit dieser Arbeit angefangen, als die Unterwaldner Scharfschützen mit dem gellenden Rufe: „Obwalden!" heranstürmten, gefolgt von der Artillerie, die alsbald ihr Feuer eröffnete. Die zürcherische Batterie jedoch antwortete so lebhaft, daß sie bald ein feindliches Geschütz zum Schweigen brachte. Unter dem Donner der Kanonen und dem Sausen der Kugeln schwenkten die Pontonniere kaltblütig einen Theil der Brücke ab und retteten muthvoll die bei dem Ueberfall noch am linken Ufer gestandene Abtheilung ihrer Scharfschützen auf Pontons. Die sonderbündischen Truppen konnten ihr Feuer in sehr geschützter Stellung hinter einem Damme hervor unterhalten, während ihre Gegner fast keine andere Deckung hatten als Weidengebüsch. So kam es denn, daß nach fast einstündigem, hartnäckigem Feuer von beiden Seiten, wobei sich die Pontonniere, Scharfschützen, Jäger und Artilleristen durch Kaltblütigkeit und Entschlossenheit auszeichneten,

die Sonderbundstruppen angeblich nur 5 Verwundete hatten, die Zürcher aber 3 Todte und 12 Verwundete betrauerten. Inzwischen rief der Kanonendonner die in der Nähe liegende zürcherische Batterie Zeller herbei; Salis-Soglio hatte sich aber von der Nutzlosigkeit eines weitern Gefechtes überzeugt und kommandirte den Rückzug von dem Reußufer, um den Weg nach Muri fortzusetzen. In der Abenddämmerung erreichte seine Avantgarde die Höhe von Muriegg, einen Hügel eine Viertelstunde vor dem Dorfe. Hier wurde sie aber von den Vorposten der Brigade König, die in Muri lag, mit so lebhaftem Feuer begrüßt, daß die sonderbündischen Truppen, ohnehin hungrig und müde, mißmuthig wurden und der General es für gerathen fand, unter dem Schleier der Nacht den Rückmarsch nach Gislikon und Luzern anzutreten, um so mehr, als er vom Schicksale der zweiten Hauptkolonne unter Oberst v. Elgger, die hier der seinigen hätte die Hand reichen sollen, vollständig im Ungewissen war. Todtmüde und in sehr gedrückter Stimmung kam das Heer gegen Morgen in Luzern an und vernahm da das vollkommene Fehlschlagen der Unternehmungen der drei andern Kolonnen. Oberst v. Elgger war nämlich mit einem etwas schwächern, aber ähnlich zusammengesetzten Heere wie das Salis'sche Corps verabredetermaßen von Hitzkirch abmarschirt, um über den Lindenberg Muri zu erreichen. Ihm hatte Oberst St. Denis von Schongau aus zu unterstützen. Aber zwei Landwehrkompagnien weigerten sich hier entschieden, die Grenze zu überschreiten, und zogen eigenmächtig nach dem letztgenannten Orte zurück, wodurch jede kräftige Diversion von dieser Sache verhindert wurde. Als Elgger vom Lindenberg aus das an der Reußegg gegebene Signal seines Generals gehört hatte, stieg er, von dichtem Nebel begünstigt, direkt in das Dorf Geltwyl hinab, um sich schon von da aus anstatt erst bei Muri mit der rechten Kolonne zu vereinigen. Hier lagen nur 2 Aargauerkompagnien,

die, obschon gerade beim Mittagessen überrascht, sich alsbald zu energischem Widerstande vereinigten und sich sehr tapfer hielten. Derselbe Nebel, welcher den Ueberfall möglich gemacht, hinderte den Feind, sich von der geringen Anzahl der gegnerischen Truppen zu überzeugen, sowie von der Artillerie gehörigen Gebrauch zu machen. Als der eine der Aargauer Kompagniechefs, der tapfere Jägerhauptmann Fischer, mit Dreien seiner Leute gefallen war, zogen sich die Angegriffenen kämpfend Schritt für Schritt im Nebel über die Ebene gegen Muri zurück, ohne jedoch vom Feinde verfolgt zu werden. Ja das Walliser Bataillon des Letztern hatte gleich bei den ersten Schüssen die Flucht über den Lindenberg nach Hitzkirch und dann in voller Auflösung nach Luzern zurück ergriffen; ihm folgte auch ein Theil der Artillerie mit einer Piece. Elgger, wüthend über die feige Flucht, im Ungewissen über die Zahl der Gegner und ohne Nachricht von Salis-Soglio, trat dann auch den Rückzug an und traf unterwegs die Truppen von St. Denis, die sich vor den von Sarmenstorf gegen sie andringenden Eidgenossen ebenfalls geflüchtet hatten. So hatten also die beiden Hauptkolonnen der Sonderbündler zu gleicher Zeit Doppelschlappen erhalten, während auch die 2 Scheinangriffscorps, gleich beim Beginn ihrer Operationen von den Eidgenossen in Front und Flanken bedroht und bedrängt, sich eiligst zurückziehen mußten, wodurch alle Offensiv-Unternehmungen der sieben Orte mißglückt waren. Weder die beabsichtigte Aufpflanzung der Aufruhrs-Fahne im Freiamte noch der Durchbruch einer eidgenössischen Linie war gelungen, weder die List noch der Fanatismus hatten zum Ziele geführt, und doch waren die eidgenössischen Truppen auf allen Punkten in bedeutend geringerer Zahl gegenüber gestanden. Um einer schlimmen Wirkung all' dieser Schläge auf die Volksstimmung zuvorzukommen, streute die Siegwart'sche Partei aus, die Eidgenossen liegen zu Hunderten todt auf den Feldern von

Lunnern, Muriegg und Geltwyl und die andern haben wie Hasen Reißaus genommen. Da man aber in eingeweihten Kreisen das sofortige Nachrücken der Eidgenossen befürchtete, so konzentrirte Salis-Soglio seine sämmtlichen Truppen in und um Luzern, wodurch das linke Reußufer und das Hitzkircherthal so sehr entblößt wurden, daß der eidgenössische Oberst Ziegler dahin als Gegenbesuch für die Einfälle in den Aargau eine ganz gemüthliche promenade militaire ausführen konnte, ohne trotz des Geheuls der Sturmglocken nur auf einen Landstürmer, geschweige denn auf feindliche Truppen zu stoßen. Ja die Furcht vor den Gegnern war in Luzern schon so groß, daß sich mehrere der fanatistischen Priester und Volksaufwiegler in unheimlichen Gewissens-Regungen bereits nach Schwyz und Uri salvirten. In der Stadt selbst lebte die Bevölkerung in vollkommener Ungewißheit über das, was sich wirklich zugetragen; kein Bülletin, kein Brief, keine Zeitung war mehr dahin gelangt, dagegen schwirrten Siegwart'sche Lügenberichte durch die Luft, so daß selbst die Nüchternen irre wurden.

Sehen wir nun, was General Düfour unterdessen gethan. Wir folgen dabei am besten bruchstückweise seiner eigenen Erzählung. „Mit Milizen," sagt er, „die wenig an Entbehrungen gewöhnt waren, durfte ich nichts vornehmen, ohne daß ihre Verproviantirung und Besoldung vollständig gesichert war. Ueber letztern Punkt erhielt ich von dem Finanzdirektor der Eidgenossenschaft die beruhigendsten Mittheilungen. Was den andern noch wichtigern Punkt betrifft, so verschaffte ich mir durch persönliche Kenntnißnahme die Ueberzeugung, daß es an nichts fehlen werde; ich begnügte mich nicht mit den Kommissariatsberichten über auswärts gemachte Ankäufe von Mehl und Hafer, sondern begab mich in der ersten Zeit fast täglich mit dem Chef dieser Verwaltung in die Magazine und Kriegsbäckereien in Bern, um nachzusehen, wie es mit

der Verproviantirung und besonders mit den fertigen Rationen stehe. Was um mich her und unter meinen Augen vorging, gab mir den Maßstab für das, was in den andern Ortschaften für die Versorgung der Truppen geschah. Dies und die Organisation der Spitäler nahmen meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch." Die beiden Beamten, die an der Spitze dieser beiden Verwaltungszweige standen, gingen, wie bereits erwähnt, Hand in Hand mit dem Obergeneral und bekundeten den löblichsten Eifer, alles Nöthige für die bedeutende Truppenbewegung vorzusorgen.

In der Uebersicht der eidgenössischen Streitkräfte haben wir bereits einer neugebildeten VII. Division erwähnt. Dieselbe wurde in den Bezirk Langnau an der Luzerner Grenze postirt, um jedem allfälligen Vorstoß der Sonderbündler durch das Entlebuch gegen die Hauptstadt Bern zuvorzukommen. Unter dem Befehle Ochsenbein's stehend, der in rühmlichem Patriotismus den Präsidentenstuhl der Eidgenossenschaft verlassen hatte, um für die Ehre und Wohlfahrt des Vaterlandes das Schwert zu ergreifen, beorderte sie der Obergeneral in der Folge zu einem Scheinangriff auf Freiburg von Bern aus, woher die Freiburger den Hauptschlag wirklich erwarteten. Während also Ochsenbein sich langsam der feindlichen Grenze näherte, ließ Düfour die Freiburger Enklaven gegen den Neuenburger- und Murtnersee hin, Stäffis 2c. 2c. durch einen Theil der Division Rilliet besetzen, wodurch Murten frei wurde und die Briefpost, die den großen Umweg über Neuenburg hatte nehmen müssen, sich nun wieder der direkten Straße von Bern nach Freiburg bedienen konnte. Daß man in Murten, wo die Mannschaft den Befehlen der Freiburger Regierung gegenüber ja schon früher erklärt hatte, keiner von ihnen werde gegen die Eidgenossen marschiren, diese Letztern mit offenen Armen empfing, läßt sich leicht denken. Außer den bereits genannten Divisionen I (Rilliet) und VII (Ochsenbein)

war auch die II. (Donatz) und ein Theil der III. Division (Burckhardt), im Ganzen 25,000 Mann, mit einer Artillerie von 54 Geschützen unter Befehl des Obersten v. Orelli zur Bezwingung Freiburgs in Bewegung gesetzt. Jeder Soldat war für vier Tage vollständig verproviantirt. In dieser Zeit mußte das Werk vollbracht sein, so hatte der General berechnet und die Folge hatte gezeigt, daß er sich nicht geirrt.

Die Freiburgertruppen standen unter dem Oberkommandanten Maillardoz, einem tüchtigen Offizier und zählten mit Inbegriff der zweiten Reserven 12—15,000 Mann, nach dem spätern Berichte ihres Befehlshabers aber nur 5000 Mann regulärer Truppen und 7000 Mann Landsturm, welch' letzterem im Ernstfalle keine große Wichtigkeit zugeschrieben werden konnte. Sie waren also bloß da, um durch ihre große Zahl zu imponiren. Die regulären jedoch besaßen erfahrene Führer und hatten über eine Artillerie von 40 Geschützen zu verfügen; zudem war Alles aufgeboten worden, um das von Natur schon so wie keine zweite Schweizerstadt befestigte Freiburg zu schützen. Die ganze Anlage und Bauart der Stadt ist bekanntlich so abenteuerlich und sonderbar, daß man Alexander Dumas wohl begreifen kann, wenn er sagt, es scheine, als ob der Baumeister derselben zu tief in die Flasche gesehen und dann in rosenfarbenster Laune den Plan gefaßt habe, einmal etwas recht Auffallendes zu liefern. Wenn wir aber bedenken, daß sie im zwölften Jahrhundert zu dem ausgesprochenen Zwecke gebaut wurde, eine uneinnehmbare Burg und Wohnstätte für Tausende zu sein, so läßt sich's erklären, daß der Gründer derselben, Graf Berthold IV. von Zähringen, kaiserlicher Statthalter in Kleinburgund, diese fast rings vom tiefen, jähwandigen Tobel der Saane gegen jeden feindlichen Einfall des helvetischen Adels gesicherten Terassen als passendste Lokalität zu einem ruhigen Wohnsitze für so viele Bedrängte, zu einer „Burg der Freien" wählte; denn diese Naturfestung

bedurfte ja nur noch der kleinen Nachhülfe von einigen Mauern und Thürmen, um bei den damaligen mangelhaften Belagerungs- und Erstürmungswaffen jedem feindlichen Angriffe trotzen zu können. Gegen die Geschütze der Neuzeit bildeten aber die Saane-Felsen und -Schluchten keine genügende Festung; es waren deshalb rings auf den Hügeln eine Menge von Redouten, Schanzen und Minen angebracht worden, theilweise mit großen Geschützen versehen und vortrefflich angelegt, während Verhaue und Gräben die zur Stadt führenden Straßen sperrten, insbesondere diejenigen gegen die Bernergrenze, von woher der Angriff erwartet wurde.

Diese Seite war insbesondere bei Mariahilf durch ganz großartige Befestigungsarbeiten geschützt. Düfour besaß aber über all' diese Dinge nur unsichere und unvollständige Angaben; so viel aber war ihm klar, daß sich sein Gegner rein auf der Defensive halten und für diesen Zweck alles Mögliche zum Verderben der Angreifer vorbereitet haben werde; er legte daher, um nichts auf's Spiel zu setzen, jenen Vertheidigungsarbeiten eine große Bedeutung bei. Da der Kanton von allen Seiten durch die eidgenössische Armee eingeschlossen war, blieb man dort ohne alle Kenntniß von den Vorgängen in den übrigen verbündeten Ständen. Die militärischen Rekognoszirungs-Patrouillen brachten nur vage, größtentheils grundlose Gerüchte. So konnte Maillardoz mit dem besten Willen keine Ausfälle unternehmen, für die nur irgendwelcher Erfolg voraussichtlich gewesen wäre, obwohl Schultheiß Weck, „stets auf ein vom Himmel kommendes Wunder hoffend", ihn unaufhörlich dazu antrieb, wodurch im Kriegsrathe Zwiespalt entstand und sich der pflichttreue Oberkommandant zur Eingabe seiner Demission veranlaßt sah, welche er aber wieder zurücknahm, als sein Verfahren von Seite des Staatsrathes die vollständige Billigung fand. Als endlich die sichere Kunde von dem Anrücken der schon in der Zahl vielfach überlegenen

eidgenössischen Truppen kam nud sich weder von Luzern, noch von Wallis, noch von Frankreich irgendwelche Hülfe und Nachricht zeigte, verlor die Regierung ihr Vertrauen. „Ruhig und in banger Erwartung harrte die Bevölkerung des Angriffs," sagt Feddersen; die von den Jesuiten in Aussicht gestellte Mutter Gottes, die in den Wolken erscheinen und die heilige Stadt in ihren besondern Schutz nehmen sollte, ließ sich nicht blicken. Das Austheilen von Amuletten, Medaillen und Rosenkränzen, die schuß-, stich- und hiebfest machen sollten, genügte nicht, den Muth aufrecht zu halten."

Die eidgenössischen Kolonnen hatten am 10. November ihren Einmarsch in den Kanton begonnen und ihre Bewegung am 13. vollendet. Der Angriffsplan bestand in Folgendem: „Von Bern aus sollte, wie bereits erwähnt, ein Scheinangriff stattfinden, während der wirkliche Schlag von der entgegengesetzten Seite aus zu geschehen hatte, wo die Vertheidiger ihn am wenigsten erwarten durften und es leichter war, genügende Streitkräfte zusammenzuziehen. Zu diesem Zwecke sollte die zweite Division die Saane überschreiten, um sich mit der ersten zu vereinigen, welche Aufgabe auch der Artillerie-Reserve zufiel. Eine hinreichende Verstärkung aus der dritten Division war dazu bestimmt, sowohl als Band zwischen den beiden ersten, wie als Stütze für die Artillerie und als allgemeine Reserve für den Fall des Gefechtes zu dienen. Auf diese Weise sollten etwa 20,000 Mann mit 60 Geschützen auf derselben Seite vor Freiburg zusammen kommen. Dies schien nothwendig zur Sicherung der numerischen Ueberlegenheit auf dem Schlachtfelde und zur Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche aus den Befestigungen, Minen, Verhauen und Hindernissen aller Art entständen, die durch Gerüchte bedeutend über die Wirklichkeit vermehrt und vergrößert wurden. Die zum Scheinangriff bestimmte Division sollte auf der Neueneggstraße gegen Freiburg vorgehen, ohne sich auf ein ernsthaftes Gefecht

einzulassen und dabei lebhafte Demonstrationen in der Richtung von Schwarzenberg und Alblingen zu machen. Das größte Geheimniß sollte bewahrt werden, damit die Vertheidiger bis zum letzten Augenblick in Ungewißheit bleiben.“ Vortrefflich war der Marschsicherungsdienst organisirt. Die verschiedenen Kolonnen hatten Plänkler vorauszuschicken und auf den Querwegen mit einander in Verbindung zu bleiben. Wenn eine derselben in der Vorhut angegriffen werden sollte, so mußte sie Halt machen, eine Position wählen und warten, bis die andere sie frei gemacht. Darüber und über alle auch in den Quartieren zu ergreifenden Sicherheitsmaßregeln hatte Düfour die eingehendsten Instruktionen erlassen.

Beim Marsche durch den Kanton gab es keine weitern Hindernisse als die Verhaue, meist aus Tannen und andern Bäumen bestehend, mit welchen die Straßen gesperrt waren und die man mittelst der den Brigaden zugetheilten Werkzeuge theils durch Zersägen und Wegrollen, theils durch Winden und Hebel aus dem Wege schaffen mußte.

Bekantlich lagen drei Brigaden der ersten Division in Vevey, Moudon und Payerne; diese setzten sich jede um einen Tag später in Bewegung, so daß ihre auf verschiedenen Straßen marschirenden Kolonnen am 12. in ihrem vorgeschriebenen Bivouak zwischen der Höhe von Matran und Corminboeuf vor der Stadt Freiburg eintrafen. Ihnen auf dem Fuße nach waren waadtländische Landwehrbataillone gezogen, welche jedes Dorf besetzten, um einestheils die Verbindungen herzustellen, anderntheils die Einwohner zu bewachen und im Zaume zu halten. — Die zweite Division, längs der Sense und Saane von Neuenegg bis Aarberg kantonnirend, brach mit der entferntesten Brigade, welche über Murten marschiren mußte, am 11. auf; die andern überschritten bei den historisch berühmten Punkten Güminen und Laupen die Saane und vereinigten sich vollständig gleichzeitig

mit der ersten Division auf ihren bestimmten Plätzen vor Freiburg, nämlich auf den Hügeln, welche sich von Belfaux bis Pansier hinter der Sonnaz ausdehnen. Diese Bewegungen hatten großentheils während der Nacht stattgefunden, so daß der Feind davon keine Ahnung hatte, bis es zu spät war. Auch die 7. Division that pünktlich, was ihr vorgeschrieben war. Während der General am 13. das große Hauptquartier nach Grolley verlegte, rückten auch die Artillerie und zwei Reserve-Brigaden der dritten Division an, welchen die Verhaue und Gräben viel Arbeit verursacht hatten, und schlossen den ehernen Bogen zwischen der Glane und Saane, so daß die Stadt Freiburg ringsum, wo sie nicht von dem gewaltigen Tobel der Saane begrenzt war, plötzlich von eidgenössischen Bayonneten und Feuerschlünden starrte. Das Alles war für die Freiburger wie durch Zauberschlag bewirkt. Maillardoz, der sich der zwischen Sense und Saane vorückenden Division Ochsenbein kühn entgegengeworfen hatte, sah sich auf einmal von ganz entgegengesetzter Seite durch weit überlegene Truppenmassen bedroht und zu plötzlicher Veränderung seiner Stellung, sowie zur Theilung seines Heeres gezwungen, wodurch seine Kräfte so zersplittert wurden, daß ein erfolgreicher Widerstand unmöglich geworden war.

Ueber diese mit äußerster Genauigkeit berechnete Operation, ein Meisterstück des Generals Düfour, aus welcher man den vorzüglichen Topographen sowohl als den tüchtigen Strategen erkennt, erzählt er selbst folgende Details: „Die erste Brigade der Division Rilliet verließ ihre Quartiere in Vevey am 10. Nov. und zog in zwei Kolonnen in den Kanton Freiburg ein; die erste über Châtel-St.-Denis und Semsales; die andere, schwächere, welche mehr rechts marschirte, sollte die Ufer der Saane vom Feinde säubern und die Greyerzerstraße benutzen. Diese Kolonne wurde einen Augenblick beim Uebergang über die Tine aufgehalten; eine Abtheilung waadtländischer

Freiwilliger, welche den Col de Jaman überschritten hatte, umging jedoch das Hinderniß und die Kolonne konnte ihren Marsch bis Bulle fortsetzen, wo sie am nächsten Tage diejenige zu ihrer Linken einholte. Am 12. drang die ganze Brigade, wie gemeldet, bis Matran vor, wo sie Halt machte. Die zweite Brigade sammt der Divisions-Artillerie brach am 11. von Moudon auf, wo das Hauptquartier der Division war, und marschirte gegen Rue und Romont, ohne Widerstand anzutreffen. Am folgenden Tage setzte sie ihren Marsch ebenfalls bis Matran fort, nachdem sie in Romont eine starke Reserve-Abtheilung zurückgelassen hatte. Die dritte Brigade, welche den Bezirk Stäffis besetzt hielt und ihre Quartiere von Payerne bis Avenches ausdehnte, besetzte Montagny am 11. Nov. und rückte am 12. über Seedorf bis Avry und Matran vor. Eine kleine Kolonne, welche ihre Linke deckte und mit der Division Burckhardt Fühlung behielt, marschirte auf der Straße von Avenches nach Grolley und Belfaux. Die erste Division hatte also ihre Stellung im festgesetzten Augenblicke, d. h. am Nachmittag des 12. erreicht. Sie stellte eine vollständige Verbindung zwischen ihren verschiedenen Corps her, sorgte für Vorposten, bildete Reserven u. s. w. Die so konzentrirten Truppen mußten bivouakiren; sie thaten es mit Intelligenz und Ergebung, ja mit einer gewissen Heiterkeit trotz der kühlen, langen Nächte. Alle Dörfer waren verlassen, was die Lage noch peinlicher machte.

„Die Division Burckhardt hatte ebenfalls ihre Aufgabe erfüllt. Ihre erste in Neuenegg konzentrirte Brigade marschirte in der Nacht nach Laupen, hier überschritt sie die Saane, ging am 12. über Gurmels und Barberèche nach Pansier hinter der Sonnaz und nahm hier Position, indem sie ihren linken Flügel bis zur Saane ausdehnte. Sie hatte keine andern Schwierigkeiten zu überwinden als die starken Verhaue, die

aber, weil nicht vertheidigt, immer beseitigt werden konnten. Die zweite Brigade hatte die Artillerie der Division bei sich. Schon am 11. in Gümmenen und Umgegend vereinigt, marschirte sie am 12. nach Murten und folgte der dritten Brigade, die schon am frühen Morgen hier aufgebrochen war. Diese hatte nämlich, von Büren kommend, sich über Aarberg nach Murten gewandt, um hier die Nacht zuzubringen. Am 12. setzte sie ihren Marsch gegen Freiburg fort und begegnete keinem Hinderniß bis Courtepin, wo die Straße durch einen Verhau gesperrt und daneben an einer sehr engen Stelle durch eine Mine verlegt war. Ein beherzter Sappeur überkletterte den Verhau und zog die rauchende Lunte aus der Mine; der eben fallende Regen hatte ihre Wirkung verhindert. Diese Brigade drang die Sonnaz aufwärts bis Belfaux vor, während die nachfolgende bei Corbez Bivouak nahm. Die drei vereinigten Brigaden besetzten die Linie der Sonnaz. Ihre Vorposten wurden ausgestellt und die Verbindung mit der ersten, rechts lagernden Division noch vor Einbruch der Nacht ausgeführt.

„Die Artillerie-Reserve, die auf der Straße von Bern nach Murten staffelförmig aufgestellt war, kam am 12. in Avenches und am 13. zwischen Grolley und Belfaux an, wo sie in der Nähe des Schlosses La Rosière ihren Park errichtete.

Eine von der 3. Division (Donatz) abgelöste Brigade mit einer noch hinzugefügten Halbbrigade folgte nach und kam bis Avenches. Sie lagerte am 13. vor und hinter dem großen Artilleriepark, den sie gegen allfällige Unternehmungen des Landsturmes zu schützen hatte, der sich in den umliegenden Wäldern in großer Zahl aufhielt.

„Während diese Bewegungen ausgeführt wurden, marschirte Oberst Ochsenbein, nachdem er seine Truppen auf dem linken Aareufer konzentrirt und ein Bataillon nach Schwarzenburg zur Beobachtung der Uebergänge über den Guggisberg

und Alblingen und zu falschen Demonstrationen auf dieser Seite detachirt, in der Nacht vom 11. auf den 12. November über Neuenegg und Laupen, ersetzte hier die Division Burckhardt, überschritt die Sense und rückte auf den beiden Straßen von Mariahilf und Düdingen gegen Freiburg vor. Die vierte Brigade dieser Division war in Bern zur Bewachung der Bundesstadt zurückgeblieben, während die drei andern Brigaden die genannten Bewegungen im deutschen Theile des Kantons Freiburg ausführten und schließlich in der Entfernung von ungefähr einer Stunde vor der Stadt stehen blieben.

„So war die eidgenössische Armee am Nachmittage des 13. Nov. rings um die Stadt Freiburg herum aufgestellt: Die erste Division besetzte zur Rechten den Raum zwischen der Glane und Corminboeuf; die zweite hielt die Linie von Belfaux bis an die Saane, längs der Sonnaz; die Artillerie und die Reserve standen in der Mitte und ein wenig nach rückwärts; die siebente Division war bis Düdingen und Lustdorf vorgerückt, wo ihre beiden Kolonnen bivouakirten und die Ereignisse des nächsten Tages abwarteten.“

Während General Düfour alle Vorbereitungen zum Angriffe traf, sandte er schon früh Morgens (am 13. November) einen Parlamentär mit folgendem Schreiben in die gegnerische Stadt ab:

Courtepin, den 13. November 1847
(um 7 Uhr Morgens).

An den dienstthuenden Herrn Schultheißen (Herrn Forel) des hohen Standes Freiburg.

Herr Schultheiß!

Ich will es in Erfüllung der Mission, die mir von der eidgenössischen Tagsatzung aufgetragen worden, nicht bis zum Aeußersten kommen lassen, ohne Sie zu benachrichtigen, daß ich bereit bin, die Anträge entgegen zu nehmen, welche mir

beglaubigte Kommissäre wegen Uebergabe des Platzes bringen würden.

Denken Sie, Herr Schultheiß, an die unberechenbaren Uebel, die ein gewaltsamer Angriff zur Folge hätte, und an die Unmöglichkeit, unter solchen Umständen die Wuth der Soldaten zu beruhigen. Oeffnen Sie also Ihre Thore den eidgenössischen Truppen. Es ist keine Unehre, der Uebermacht zu weichen.

Schon sind die eidgenössischen Truppen vor Ihren Mauern konzentrirt; sie führen mehr als sechszig Feuerschlünde mit sich und zahlreiche Reserven ziehen ihnen nach. Mit solchen Mitteln kann der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft sein; die Katastrophe ist unvermeidlich.

Wenn Sie mir abschlägig antworten, so bin ich aller Verantwortlichkeit entledigt; sie wird ganz und gar auf Diejenigen fallen, die vor den gräßlichen Leiden nicht zurückschrecken, die daraus entstehen müssen.

Der Oberkommandant:
W. H. Düfour.

Der Schultheiß antwortete auf diese Uebergabsaufforderung im Namen der Freiburger Regierung mit der Bitte um einen Waffenstillstand bis zum folgenden Morgen um 7 Uhr, damit der Staatsrath diejenigen seiner Mitglieder, welche sich im Felde befanden, zum Zwecke einer bezüglichen Berathung einberufen könne. Dieser Waffenstillstand wurde gestattet. Der General gedachte denselben auch für die Beendigung seiner Dispositionen zu benutzen für den Fall, daß der Angriff nothwendig würde. Nachdem die Befehle, welche den Waffenstillstand den verschiedenen Korps mittheilten, ausgefertigt waren, kehrte der große Generalstab, der auf beschwerlichen Wegen nach Belfaux geritten war, nach Grolley zurück, welches Dorf von einem Berner Bataillon besetzt,

aber von den Einwohnern verlassen worden war. Es bot nicht die geringsten Hülfsquellen dar; man mußte selbst, um Kerzen zu kaufen, nach Avenches senden: eine nothwendige Vorsicht in einer so langen, finstern Nacht, in welcher man die Allarmirung durch den Landsturm befürchten mußte. Da auch die andern Dörfer wie ausgestorben waren, indem sich Jung und Alt aus Furcht vor den Eidgenossen, die nach den Aussagen der Fanatiker Alles, Groß und Klein, grausam ermorden würden, theils in die Wälder, theils in die Stadt geflüchtet hatte, so konnten sich die Soldaten, mit dem besten Willen nicht das Geringste für ihre Bivouak-Einrichtung rc. kaufen und waren also gezwungen, zu nehmen, was sie fanden. Bezahlen konnten sie aus dem Grunde nicht, weil Niemand da war, das Geld in Empfang zu nehmen. Die Wälder wimmelten von Landstürmern, die hie und da einzelne Wachtposten mit Schüssen beunruhigten. Der Wachtdienst war daher sehr gefährlich und mußte mit besonderer Vorsicht gehandhabt werden. Mehrere kleine Landsturmhaufen waren schon auf dem Marsche gefangen genommen worden; dann machten sich verschiedene Bataillone an die Säuberung der umliegenden Wälder und Gehölze, bis die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstande überallhin gelangt war.

Da in Anbetracht der vortrefflich angelegten und gut armirten Vertheidigungswerke Freiburgs und der bekannten halsstarrigen Unbelehrbarkeit einiger Lenker dieses Staates die freiwillige Uebergabe der Stadt in diesem Augenblicke nicht wahrscheinlich war, so traf General Düfour alle Vorbereitungen zur Schlacht und übermittelte allen Corps die bezüglichen Befehle. Der Plan war nach Düfour's eigenen Worten folgender: „Schon seit dem Vorabend im Besitze der nächsten Waldungen, sollte keine Truppenabtheilung deren Saum überschreiten, noch sich irgend auf ein partielles Gefecht einlassen; es war ihnen vielmehr strengstens vorgeschrieben, das Signal zum Losbruch

und zum Beginn des Gefechtes abzuwarten, um mit erdrückender Wucht gemeinsam vorzugehen. Die Artillerie der Divisionen sollte in erster Linie um einige Batterien schweres Geschütz aus dem Reservepark verstärkt werden, welchen die zu nehmenden Wege und Operationen genau vorgezeichnet wurden. Der Angriff sollte konzentrisch auf den drei Straßen von Romont, Payerne und Murten stattfinden, wobei die erste Division den rechten Flügel, eine Brigade der zweiten Division den linken und der Rest dieser Division sammt der unter dem direkten Befehle des Generals stehenden übrigen Artillerie-Reserve und den von der dritten Division herbeigezogenen Ergänzungsbrigaden das Centrum bilden sollten. Diese ganze Truppenmasse sollte gleichzeitig handeln, im steten Zusammenhange miteinander bleiben und, soweit das mit Waldungen bedeckte und bedeutend accidentirte Terrain es gestattete, sich Hülfe leisten. Indessen sollte der Hauptstoß vom rechten Flügel aus geschehen, um wo möglich über die befestigten Anhöhen hinaus vorzudringen, die Verbindung der äußern Werke mit der Stadt zu bedrohen und Alles, was sich auf dem linken Flügel an Vertheidigern befände, in den großen Bogen, den der Fluß oberhalb Freiburg bildet, und in die Tiefen zu drängen [1]), durch die er sich seinen Weg bahnt. Zu diesem Zwecke sollte die erste Division auf dem engen, bewaldeten Raum längs der Straße von Romont in Kolonne vorgehen und die Vertheidigungslinie an diesem Punkte durchbrechen. Die 3 bezeichneten Corps sollten beziehungsweise die Schanzen von Bertigny, Tory und Quinzet wegnehmen, welche die von ihnen zu benutzenden Straßen vertheidigten und die Zugänge zur Stadt bestrichen. In einem solchen Kampfe hatte wohl der Vertheidiger den Vortheil der Stellung und der

---

[1]) Anmerkung. Dahin, wo jetzt die großartigen Ritter'schen Wasserwerke und Fabrik-Etablissements liegen.

vollkommenen Ortskenntniß, der Angreifer hingegen den der Beweglichkeit und einer stärkern, zahlreichern und convergirenden Artillerie, deren verlorene Schüsse in die Stadt wie in einen Kugelfang einschlagen und dort Unordnung hervorrufen mußten. Zudem war ja die numerische Uebermacht ganz auf Seite der Angreifer.“ Das war also der Plan, dessen Ausführung sicher zum Ziele führen mußte.

Um den Angriff auf die Schanze von Bertigny zu erleichtern, deren Wegnahme den Fall der beiden andern sicherte, errichtete das eidgenössische Geniekorps während der Nacht auf einem kleinen Plateau in der Nähe von Cormonan eine Brustwehr. Dies war der einzige günstige Platz, um jene wichtige Schanze in's Feuer zu nehmen; mit solcher Sachkenntniß waren die Punkte rings um die Stadt für die Vertheidigungswerke gewählt worden. Aus all' diesen Anlagen mußte man ersehen, daß Herr v. Maillardoz mit strategischem Scharfblicke zu Werke gegangen war und daß man die feindliche Macht nicht unterschätzen durfte, ohne auf unvorhergesehene Schwierigkeiten zu stoßen.

Gegen Abend richteten sich die eidgenössischen Truppen abermals zum Bivouak ein und waren immer noch wohlgemuth trotz des kalten, regnerischen Wetters. Die Austheilung des Proviants (— die Mannschaft hatte solchen nur für zwei Tage im Tornister mitgeschleppt, für die folgenden zwei Tage ward er auf Wagen nachgeführt —) ging bei der nunmehrigen Aufstellung, welche ganz in Berücksichtigung des in Aussicht genommenen Angriffs auf Freiburg gewählt worden war, leicht vor sich.

Als der freiburgische Parlamentär (Kanzler Vonderweid) mit der Bewilligung des erwähnten Waffenstillstandes zu den ängstlich harrenden Staatsräthen zurückgekehrt war und erzählte, wie er mit offenen Augen durch das eidgenössische Lager habe gehen dürfen und dort von dem Anblicke der

gewaltigen Vorbereitungen zur Schlacht ganz muthlos geworden sei, so daß er nicht anders als zur Kapitulation rathen könne, so entsank der obersten Behörde der Muth vollends. Doch konnte man sich im Schooße derselben noch nicht zu einem Beschlusse einigen, da kein Mitglied die Verantwortlichkeit der Unterzeichnung der Uebergabe auf sich nehmen wollte, aus Furcht vor bedenklichen Ausbrüchen von Seite der fanatisirten Massen.

Unterdessen war ein höchst betrübender Zwischenfall eingetreten. Wegen der schlechten Pfade und der großen Entfernungen konnte die Nachricht von dem im Laufe des Nachmittags abgeschlossenen Waffenstillstande nicht überall rechtzeitig anlangen; so hatten die in den Gehölzen von Cormonan und Chandolan aufgestellten Vorposten der ersten Division, noch immer mit der Sicherung ihrer Flanken vor den Landstürmern beschäftigt, nichts davon erfahren und waren, nachdem sie dabei eine Abtheilung freiburgischer Truppen ohne Schwertstreich in die Flucht getrieben, so nahe an die Redoute von Bertigny gekommen, daß ein Zusammenstoß unvermeidlich wurde. Um diesen zu verhindern, hielten zwei Offiziere der betreffenden eidgenössischen Truppen eine Besprechung mit dem Kommandanten dieser Schanze, nach welcher Einstellung der Feindseligkeiten bis zum andern Morgen und Rückzug auf eine gewisse Distanz verabredet wurde. Aber noch ehe sich die Eidgenössischen außer Schußweite der Schanze befanden, feuerten freiburgische Scharfschützen, begleitet von dem Geschütze auf der Redoute, auf die Retirirenden, wahrscheinlich aus Mißverständniß über einige Schüsse, die vielleicht von eidgenössischer Seite zur Verscheuchung der Landstürmer in den Nebel hinein losgelassen worden waren und den Gedanken an einen Angriff wachriefen. Die Waadtländer, ohnehin empört über die fortwährenden Neckereien von Seite der Landstürmer und ungeduldig über die Verzögerung der Attake, deren Grund

ihnen ja noch unbekannt war, antworteten lebhaft, so daß das Gefecht sofort im Gange war. Ueberrascht durch die unerwarteten Feindseligkeiten stellte sich der hier kommandirende Oberst Veillon an die Spitze seines Bataillons und führte dasselbe, unterstützt von einer Scharfschützen-Kompagnie, bis an die Gräben der Schanze vor. Diese konnten aber wegen ihrer zu großen Tiefe nicht überschritten werden; außerdem war die Nacht angebrochen und die Dunkelheit so groß, daß auf drei Schritte Entfernung kein Gegenstand genau unterschieden werden konnte. Plötzlich verbreitete sich der Ruf, die Schanze sei minirt; darüber entstand Verwirrung; ein Theil der Soldaten wich zurück; allen Bemühungen Veillon's und seiner Offiziere gelang es nicht, die Redoute mit Sturm zu nehmen. Die stockfinstere Nacht hatte glücklicherweise diesem unnützen Gefechte, in dem besonders die Waadtländer stark gelitten hatten (— die Eidgenossen zählten 7 Todte und 50 Verwundete —), ein Ende gemacht. Düfour war von diesem Zwischenfalle, den er sehr bedauerte, peinlich ergriffen, um so mehr, als er zu der Meinung Veranlassung geben konnte, als wäre von Seite der Eidgenossen Treulosigkeit im Spiele gewesen. Vorwerfen konnte man den Letztern höchstens allzugroße Verwegenheit, nicht aber den Bruch des Waffenstillstandes, von dem sie ja keine Kenntniß hatten, als der Angriff auf feindlicher Seite begann. Dieser Fall stand übrigens nicht allein da; denn an demselben Abend setzten freiburgische Landstürmer zwei Mal das Hauptquartier in Allarm; in den Wäldern verborgen, hatten auch sie von dem abgeschlossenen Waffenstillstande noch keine Nachricht erhalten können. Dagegen verging der übrige Theil der Nacht in der ersten Division, deren im Feuer gestandene Mannschaft sich in die Bivouaks zurückzog, vollkommen ruhig, und man konnte die Verwundeten in das Spital nach Avenches führen.

Sonntag den 14., schon um 3 Uhr Morgens, fand sich ein freiburgischer Parlamentär bei dem General ein, um eine Verlängerung des Waffenstillstandes zu erwirken. Allein dieses Begehren mußte abgeschlagen werden, da die eidgenössischen Truppen nicht genöthigt werden konnten, aus lauter Gutmüthigkeit eine dritte Nacht zu bivouakiren. Der Parlamentär erhielt daher zur Antwort: „Der Oberbefehlshaber erwartet bis 6½ Uhr Morgens den letzten Entschluß des Staatsrathes und wird dann, je nach demselben, seine weitern Maßregeln treffen; er wünscht aber von ganzem Herzen, daß dieser Entschluß so ausfallen möge, daß Blutvergießen und großes Unglück vermieden werden.“

Kaum hatte sich der Parlamentär entfernt, als ein Courrier mit der Nachricht von den erwähnten Einfällen des Sonderbundes in den Kanton Aargau bei dem General anlangte und damit die Bitte verband, er möchte sich doch mit Freiburg beeilen, da alle Anzeichen vorhanden seien, daß sich die Offensivstöße nach dem linken Flügel des eidgenössischen Heeres wiederholen werden. Düfour empfahl den Kommandanten der vierten und fünften Division doppelte Wachsamkeit, genaues Zusammenhalten und gab ihnen den Befehl, jeden Angriff kräftig zurückzuweisen, wozu ihnen ja mehr als genügende Mittel zu Gebote standen. Im Uebrigen sollten sie sich streng auf der Defensive halten, bis er ihnen den Befehl zum Angriff ertheile.

Um sechs Uhr war das ganze eidgenössische Heer zum entscheidenden Kampfe bereit; die letzten Brigaden waren eingerückt, die Bataillone entfaltet, die Batterien zu einem Flankenangriff aufgeführt. Düfour stieg zu Pferde und ritt an der Spitze des großen Generalstabes nach Belfaux. Ernst und ruhig erwarteten die Truppen das Signal zum Sturm. — — — Da erschienen zwei Abgeordnete von Freiburg, die HH. Advokat Müslin und Syndic Odet (— da kein Mitglied

des Staatsrathes sich persönlich mit den Unterhandlungen befassen wollte —), um mit dem General eine Kapitulation abzuschließen. Es kam denn alsbald, ehe man es erwarten durfte, folgender Vertrag zu Stande, den Düfour diktirte:

Kapitulation von Freiburg.

Zwischen den Unterzeichneten ist folgendes Uebereinkommen getroffen worden:

Art. 1. Die Regierung von Freiburg übernimmt die ausdrückliche Verpflichtung, dem s. g. Sonderbunde unbedingt zu entsagen.

Art. 2. Die eidgenössischen Truppen werden am heutigen Tage von der Stadt Freiburg Besitz ergreifen, indem sie gleich am Morgen schon mit den äußern Forts beginnen, die am Vormittag besetzt werden sollen, worauf die Stadtthore, dann die innern Posten folgen.

Art. 3. Die Stadt liefert nach den eidgenössischen Reglementen die nöthigen Lebensmittel und Quartiere für die Besatzung.

Art. 4. Die Freiburger Regierung entläßt sogleich ihre Truppen. Die Waffen des Landsturmes müssen in das Zeughaus abgeliefert werden; über dieselben soll ein Inventar zu Handen der eidgenössischen Behörde aufgenommen werden.

Art. 5. Die eidgenössischen Truppen werden alle besetzten Posten einnehmen und mit der nöthigen Mannschaft versehen; sie sorgen für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums und leisten den zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung eingesetzten Behörden ihre volle Unterstützung.

Art. 6. Sollten andere Schwierigkeiten entstehen, als solche, welche vor die militärische Gerichtsbarkeit gehören, so entscheidet darüber die hohe Tagsatzung.

In Doppel ausgefertigt zu Belfaux den 14. Nov. 1847.

(Unterschriften.)

Sobald diese Uebereinkunft unterzeichnet und die freiburgische Gesandtschaft auf dem Rückwege war, erließ General Düfour folgende Proklamation an seine Truppen:

„Eidgenössische Wehrmänner!

„Der erste Theil Eurer wichtigen Aufgabe ist erfüllt; der Kanton Freiburg tritt vom Sonderbund zurück und die eidgenössischen Truppen besetzen von heute an die äußern Forts der Stadt.

„Doch jetzt gilt es, denjenigen Kantonen eiligst Hülfe zu bringen, die der Sonderbund mit seinen Gesammtkräften bedroht oder schon angegriffen hat. Ich reise im Augenblick ab, ohne daß ich Euch Alle habe sehen und Euch meine Zufriedenheit mit Eurer bisherigen Aufführung habe aussprechen können. Seid bereit, mir zu folgen. Neue Märsche, neue Entbehrungen warten Euer, aber Ihr werdet sie wie die vorhergegangenen ertragen, und das Vaterland wird Euch darum nur um so dankbarer sein.

„Soldaten! Alles verspricht, daß der Feldzug nicht lange dauern wird und daß Ihr bald an Euern heimathlichen Herd zurückkehren könnt, um der verdienten Ruhe zu genießen.

Im Hauptquartier zu Belfaux, den 14. Nov. 1847.

Der Ober-Kommandant:
(sig.) W. H. Düfour.

Man kann sich leicht denken, daß diese Proklamation bei allen eidgenössischen Truppenkorps, die in ernster Erwartung vor Freiburg standen, die hellste Freude erweckte; mußte es doch jedem Wehrmann klar sein, daß nun schon ein namhaftes Stück der schwierigen Aufgabe gelöst sei. Sobald der General den Divisionskommandanten die nöthigen Befehle ertheilt hatte, stieg er mit seinem Stabe zu Pferde,

um sofort nach dem neuen Hauptquartiere in Aarau abzureisen, wo er schon am 16. Nov. ankam, um alsbald die Operationen gegen Luzern zu organisiren.

Während die erste Division in aller Ruhe an die Besetzung der äußern Forts schritt, erhielt die siebente Division, welche Freiburg von der Ostseite her bedrohte, durch eine Staffette die Nachricht von der Kapitulation und den Befehl zum Rückmarsch in ihre frühern Standquartiere auf Berner Gebiet. Dies kam sofort zur Ausführung, trotz des lebhaften Wunsches der Soldaten, in die Stadt einzuziehen, deren Thürme sie von Weitem erblicken konnten: ein Beispiel von Disziplin, das in diesem Feldzuge nicht vereinzelt blieb und den General mit großem Vertrauen in seine Truppen erfüllte. Auch die Brigaden, welche aus der dritten Division herbeigezogen waren, mußten in Anbetracht der dringenden Verhältnisse auf den Einzug in die Stadt verzichten und augenblicklich den Rückmarsch antreten, während der zweiten Division und der Reserve-Artillerie wenigstens die Freude zu Theil wurde, die Hauptstraßen Freiburgs durchziehen zu dürfen, um alsdann direkt nach Bern zu marschiren.

Herr von Maillardoz, der die ganze Nacht bei den Truppen geblieben war, hatte keine Kenntniß von dem, was im Staatsrathe vorgegangen war; er gedachte die Stadt vielmehr energisch zu vertheidigen und hatte dafür alle Dispositionen getroffen. Die Nachricht von der Kapitulation war ihm höchst unerwartet und unangenehm. Als ihn der Staatsrath mit der Entwaffnung des Landsturmes beauftragte, wies er dies Ansinnen zurück, erklärte die Kapitulation gerade in diesem Punkte als rein unausführbar und fügte bei, die Regierung selbst, welche den Vertrag mit dem Gegner abgeschlossen, möge den Wortlaut desselben den Soldaten bekannt machen; denn mit der Auflösung der Truppen betrachte er sich auch aus Eid und Pflicht entlassen. Mit Unrecht hat

man daher Herrn von Maillardoz den Vorwurf gemacht, als habe er die Civilbehörde zum Abschlusse der Kapitulation veranlaßt und mit noch größerem Unrecht ist behauptet worden, daß er sich von General Düfour habe erkaufen lassen. „Der Gedanke an einen solchen Handel ist mir nie in den Sinn gekommen,“ entgegnete hierüber der militärische Führer der Eidgenossenschaft in gerechter Entrüstung; „ich hätte mich geschämt, zu einem solchen Mittel zu greifen und hatte auch eine zu gute Meinung von einem ehemaligen Kameraden, um es an ihm zu versuchen.“ Kaum war die Kapitulation den freiburgischen Truppen in der Stadt mitgetheilt worden, so schrieen viele derselben über Verrath, baten ihren Oberkommandanten dringend, sie in den Kampf zu führen, zerschlugen ihre Gewehre und rissen die Fahnen in Fetzen, als sie sahen, daß nichts mehr zu ändern war. Eine Scene wilder Aufregung entstand, als der fanatisirte Landsturm seine Waffen vor dem Rathhause niederlegte und das Militär abzog. Plötzlich erhob sich in der Menge der Ruf: die heilige Jungfrau habe über den Schanzen der Stadt geschwebt und den sichern Sieg verheißen; das Geschrei wurde größer, der Tumult der erregten Massen nahm bedenkliche Dimensionen an; schon ertönte der Generalmarsch durch die Straßen. Verkleidete Priester hatten den Aufruhr veranlaßt, um va banque zu spielen. Die ganze Stadt gerieth in Bewegung. Rachedrohende Haufen stürmten gegen die Staatskanzlei. Die Staatsräthe und mehrere Truppenkommandanten mußten sich verbergen, um Mißhandlungen zu entgehen. Da riefen einige angesehene Freiburger den Bischof herbei, der vorher mit allen Mitteln zur Bewegung geschürt hatte; dem gelang es, den Tumult schließlich zu beschwichtigen, bevor es zu Thätlichkeiten kam. Es war auch hohe Zeit dazu; denn bereits hatten die Eidgenossen die äußern Forts besetzt und in geschlossenen Kolonnen, unter dem Rauschen der Feldmusik, marschirten die

erwähnten Brigaden der eidgenössischen Divisionen in die Stadt ein. Die Feinde der Eidgenossenschaft versteckten sich alsbald hinter die geschlossenen Fensterladen; desto freudiger wagten sich aber die Liberalen auf die Straßen! „Es leben die Eidgenossen! Nieder mit dem Sonderbund! Nieder mit den Jesuiten! erschallte es immer mächtiger aus der Volksmasse und fand ein gewaltiges, nicht enden wollendes Echo in den eidgenössischen Kolonnen. „In den Thurm Jaquemart, zur Befreiung der politischen Gefangenen!" tönte es jetzt aus der Menge. Alles eilte dahin; die Gefängnißthüren wurden gesprengt und alle Liberalen, die seit dem letzten Aufstande in jenen finstern Zellen schmachteten, sahen sich befreit und lagen in den Armen ihrer Freunde, die sie mit Jubel durch die Stadt trugen und in den Schooß ihrer Familien zurückführten.

Nach kaum einer Stunde hatte die sonst so ernste Stadt ein Festkleid angezogen; denn die Liberalen schmückten ihre Häuser mit eidgenössischen Flaggen. Leider — und es läßt sich das in Anbetracht der Härten, welche der Sonderbundspartei gegen die Andersgesinnten in jüngster Zeit zur Last fielen, leicht erklären — trat alsbald ein anarchischer Zustand ein. Hundert jesuitische Gewaltthätigkeiten aller Art schrieen nach Rache. Die bisher unterdrückte Partei machte ihrer Erbitterung gegen die Anstifter all des vielen Unheils Luft. Mit den eidgenössischen Truppen waren auch die liberalen Flüchtlinge zurückgekehrt; an sie schloß sich allerhand fremdes Gesindel an, das die günstige Gelegenheit zu Raub und Diebstahl nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollte. Bei der konfessionellen Gereiztheit und im ersten Siegesübermuth gab sich zum Theil auch eidgenössisches Militär arger Zuchtlosigkeit hin, während der bessere Theil desselben den strengen disziplinarischen Anordnungen der Truppenchefs pünktlich nachkam. Die Gereiztheit stieg, als sich auf dem Lande und in nächster Nähe der

Stadt immer noch bewaffnete Landstürmer herumtrieben, die auf eidgenössische Soldaten schossen; ja als man unter den erstern einen als Bauer verkleideten Priester aufgriff, der sich dann der Gefangenschaft durch die Flucht zu entziehen suchte, so wurde selbst mit Pulver und Blei ein warnendes Exempel statuirt, ohne daß deßhalb die vor Kriegsgericht gezogenen eidgenössischen Offiziere und Soldaten irgendwie schuldig befunden worden wären. In den Anstalten der verhaßten Jesuiten, in den Klöstern, sowie auch in den Wohnungen einiger Sonderbundshäupter wurden arge Verwüstungen angerichtet und Diebstähle verübt; die deßhalb angehobenen strengen Untersuchungen warfen aber nur zum kleinsten Theile eine Schuld auf das eidgenössische Militär; die meisten Exzesse fielen dem zügellosen oder durch frühere Gewaltthätigkeiten erzürnten Volke zur Last. Hätte Rilliet-Constant nicht bei den ersten Unordnungen sofort die Stadt in Belagerungszustand erklärt, in einem scharfen Tagesbefehl den Truppen und dem Volke den Standpunkt klar gemacht und jede militärische Pflichtverletzung mit der ganzen Strenge des Gesetzes bedroht, so wäre wohl noch mancher Vandalismus in den an Kunstschätzen reichen Ordensgebäuden vorgekommen. Um jeden weitern Ausschreitungen zuvorzukommen, gab General Düfour alsbald noch den Befehl, die Urheber der Unordnungen sofort vor das Kriegsgericht zu stellen und die Bataillone, bei denen sich die Schuldigen fänden, provisorisch in ihren Kanton zurückzuschicken. Es haben also alle Diejenigen, welche sich über Mangel an Disziplin der eidgenössischen Truppen beklagten, sowohl dem General und dem Divisionär als den verschiedenen Brigade-, Bataillons- und Kompagniechefs hartes Unrecht gethan; die Schuld der Exzesse fiel vielmehr auf sie selbst zurück, indem sie früher dem Volke das Beispiel der härtesten Willkür und fanatischen Hasses gegeben hatten und nun die Früchte ihrer bösen Saat ernteten. Die Jesuiten selbst waren bis auf wenige,

die sich unter die Aegide des Bischofs gestellt hatten, bei Nacht und Nebel nach Frankreich geflohen; von ihren Besitzthümern hatten sie nur ihre Werthschriften und Archive in Sicherheit gebracht. Auf die Festigkeit des Sonderbundes scheinen sie selbst vollständig vertraut zu haben; denn sie hatten ihre Zöglinge, deren man vor dem Ausbruche des Krieges mehrere hunderte aus allen Theilen der katholischen Christenheit in den stolzen Gebäuden der Michaelsburg zählte, auf alle ängstlichen Erkundigungen und Wünsche von deren Eltern hin hartnäckig bis zur Cernirung des Kantons durch die eidgenössischen Truppen zurückbehalten, so daß deren Abreise nur noch durch die Vermittlung der auswärtigen Gesandten ermöglicht werden konnte. Die meisten führte der französische Geschäftsträger Bois-le-Comte in eigener Person über die Grenze. Der Stadt selbst kam es sehr zu Statten, daß sie in Belagerungszustand erklärt worden war; denn die alte Regierung hatte noch vor dem Einzug der Eidgenossen ihre Gewalt in die Hände einer Kommission niedergelegt, welche ihre Mission jedoch nicht annahm. So waren Stadt und Kanton ohne Oberbehörde, worauf die eidgenössische Tagsatzung drei Repräsentanten (Stockmar von Bern, Reinert von Solothurn und Grivaz von Waadt) zur einstweiligen Leitung der Angelegenheiten und zur Berichterstattung absandte. Allein schon am folgenden Tage (15. Nov.) hatten die einflußreichsten Liberalen Freiburgs rühmliche Schritte gethan, das Ansehen des Kantons schleunigst wieder herzustellen und zwar in einer Weise, daß alle Welt darin genügende Garantie für treuen Wiederanschluß desselben an die Eidgenossenschaft finden konnte. Ueber 500 Bürger verlangten nämlich vom Platzkommandanten, eine Volksversammlung abhalten zu dürfen, für die er ihnen den geschlossenen Raum des Theaters anwies und durch Wachtposten die nöthige Ruhe und Ungestörtheit verschaffte. Da wurde nun „Auflösung des Großen Rathes und Einsetzung einer provisorischen

Regierung mit den ausgedehntesten Vollmachten beschlossen, sämmtliche seit dem Beitritt zum Sonderbund geflossenen Akte der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt null und nichtig erklärt, alle Untersuchungen wegen politischer Vergehen aufgehoben, den durch die Verfolgungen betroffenen Bürgern Entschädigungen verheißen und endlich der neu zu wählende Große Rath als konstituirende und gesetzgebende Behörde bestimmt." Die eidgenössischen Repräsentanten, die erst nach dieser Versammlung in Freiburg anlangten, zögerten nicht, die provisorische Regierung anzuerkennen, da dieselbe aus Männern bestand, deren Namen einen guten Klang hatten und die volle Gewähr für eine maßvolle, energische Leitung des Staatsruders boten. An der Spitze stand der intelligente Julian Schaller, der mit den andern Flüchtlingen an den heimischen Herd zurückgekommen war. Die alten Staatsräthe, denen bei dieser Umwälzung unheimlich zu Muthe wurde, flohen alsbald in's Ausland oder nach Neuenburg. Der erste bedeutungsvolle Beschluß der neuen Regierung hob das alte Krebsübel mit kühnem Schritte aus dem frischen Fleische des wiedergefundenen eidgenössischen Standes; er lautete: „In Erwägung, daß der Zutritt des Kantons Freiburg zur antinationalen Verbindung des Sonderbundes hauptsächlich das Werk der Jesuiten und ihrer Affiliirten ist und angesichts des Tagsatzungsbeschlusses, welcher den Jesuitenorden für unverträglich mit dem Frieden und der Ruhe der Schweiz erklärt, sind die Jesuiten und ihre affiliirten Körperschaften (Ligorianer, Marianer, Brüder der christlichen Lehre, Schwestern vom heiligen Joseph, Schwestern vom heiligen Herzen, Schwestern vom heiligen Vinzenz von Paula) für immer aus dem Freiburgergebiet verbannt, so daß sie künftig unter keinem Namen und Vorwand sich im Kanton niederlassen oder Eigenthum erwerben, noch öffentlichen oder privaten Unterrichtsanstalten vorstehen dürfen. Alle den genannten Orden und Kongregationen angehörigen Personen sollen

den Kanton binnen dreimal vierundzwanzig Stunden verlassen. Ihre Güter werden als Staatsgut erklärt und deren Ertrag für den öffentlichen Unterricht bestimmt.“ — Die 25 Jesuiten, welche sich in den bischöflichen Palast geflüchtet und unter die Aegide des Bischofs Marilley gestellt hatten, suchten nun den Schutz der eidgenössischen Truppen nach und wurden dann unter dem dichten Schleier der Nacht von starker Eskorte wohlbehalten bis an die Grenze begleitet. Die Landstürmer und deren geängstigte Leute kamen nach und nach alle aus dem Waldesdunkel hervor; sie sahen sich von den Fanatikern, denen sie vertraut, schmählich getäuscht und verlassen, hatten mehrere Tage und Nächte fast nichts als Schnaps erhalten und waren moralisch und physisch in einem elenden Zustande. General Düfour hatte aber den gesammten Okkupationstruppen Befehl gegeben, das Zutrauen der Irregeleiteten zu ihren verbündeten Miteidgenossen durch äußerst humane, freundliche Behandlung wieder herzustellen.

Die Kapitulation von Freiburg war ein Donnerschlag für den Sonderbund. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde durch alle Gegenden der Eidgenossenschaft und ward überall mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen begrüßt. Europa wurde durch diese unerwartete Wendung der Dinge geradezu in Erstaunen versetzt; denn man hatte allgemein dem Sonderbundsstande, der stets so herausfordernd gesprochen, mehr Widerstandskraft und vor allem mehr Energie zugemuthet. Doch was konnte dieser angesichts der gegen ihn zusammengezogenen Uebermacht thun? „Er mußte der Nothwendigkeit nachgeben, und in seiner Unterwerfung liegt nichts Entehrendes für ihn“, sagt Düfour nnd erzählt dann:

„Von diesem Augenblicke an ging auch Alles leichter. Die Trägheit, ja der böse Wille, dem man hie und da begegnet war, verschwand; nirgends war mehr ein Zaudern zu bemerken; Jedermann nahm Theil an der Erfüllung der von der

Tagsatzung der eidgenössischen Armee übertragenen Aufgabe. Von allen Seiten kamen Dienstanerbietungen fremder Offiziere, doch wurden sie nicht angenommen, damit die Armee den nationalen Charakter behalte, den sie von Anfang an besessen und der ein Element ihrer Vortrefflichkeit ausmachte.“

In weniger als 10 Tagen von der Kriegserklärung an war es also dem General Düfour gelungen, durch kluge Operationen den „ersten Akt des großen militärisch-politischen Dramas“ ohne Blutvergießen — das betrübende Mißverständniß an der Schanze von Bertigny ausgenommen — zum Abschlusse zu bringen. Die Nichtigkeit des jesuitischen Blendwerks und Wunderkrames war dadurch vor der ganzen Welt bloßgelegt.

Ohne eine Minute zu verlieren, ging es also an die Abspielung des zweiten Aktes, während Oberst Rilliet einestheils den ganzen Kanton Freiburg besetzt hielt und anderseits fortfuhr, die Streitkräfte des Wallis durch eine sorgfältige Bewachung der Ausgänge dieses zweiten isolirten Sonderbundskantons im Schach zu halten, zu welchem Zwecke er außer den vier aktiven Brigaden noch viele in reguläre Bataillone formirte waadtländische Reserven, von erfahrenen Offizieren befehligt, zur Verwendung brachte.

Die um den Kanton Luzern herum stationirten Korpskommandanten erhielten von dem am 16. November schon in seinem neuen Hauptquartier in Aarau stehenden Obergeneral die Meldung von dem Fall Freiburg's und von der begonnenen Bewegung der frei gewordenen Truppen. Zugleich bekam die dritte Division Befehl, der zweiten Platz zu machen und sich der vierten eng anzuschließen, um diese in ihren Operationen möglichst zu unterstützen. Alsbald hatten sich die zweite, dritte und siebente Division den Grenzen des Kantons Luzern in so kompakten Massen genähert, daß der Theil des luzernischen Gebietes, welcher in die Kantone Bern

und Aargau hineinreicht, von allen Seiten umschlossen und eine Offensiv-Bewegung des Sonderbundes nach jenen Seiten hin von nun an rein unmöglich war. „Ausführbar war", nach der Ansicht Düfour's, „nur noch eine einzige Bewegung für seinen Gegner Salis-Soglio, nämlich: all' seine Truppen schleunigst zu sammeln und sich unversehens auf diejenige Division zu stürzen, die das rechte Ufer der Reuß besetzt hielt und den äußersten Flügel der Einschließungslinie bildete. Vielleicht wäre diese geschlagen worden, ehe die Nachbardivision den Fluß hätte überschreiten und ihr zu Hülfe kommen können, obschon die Schiffbrücke an einem günstigern und sicherern Orte plazirt worden war. Doch wenn ein solcher Entschluß wohl die Sonderbundswaffen mit Glück belohnt und den eidgenössischen General momentan in Verlegenheit gebracht hätte, so ist es doch sehr zweifelhaft, ob dadurch das Endresultat ein anderes geworden wäre. Dazu war es schon zu spät."

Die eidgenössische Armee, die in diesem Momente ihre größte Stärke erreicht hatte, mußte bis zum 20. November folgende Kantonnemente bezogen haben, um alsdann die Offensive wirksam ergreifen zu können:

Die VII. Division (Ochsenbein), welche den äußersten rechten Flügel der gegen Luzern gerichteten Armee bildete, hatte zwei Detachemente im Berneroberland, um die Pässe gegen Wallis, Uri und Unterwalden zu bewachen, und sein Gros im Emmenthal; ihr Hauptquartier war in Summiswald.

Die II. Division (Burckhardt) schloß sich an die vorgenannte an, indem sie ihre Kantonnemente von Huttwyl und Langenthal bis nach Zofingen nahm und das Hauptquartier in Burgdorf hatte.

Die III. Division (Donatz), mit dem Hauptquartier in Kulm, besetzte das Suhr- und Wynenthal und schloß sich an die Linke der zweiten an.

Die IV. Division (Ziegler) hatte ihr Hauptquartier in Muri und besetzte das Land zwischen dem Hallwylersee und der Reuß, während die dieser zugetheilten aargauischen Reserven in Lenzburg kantonnirten.

Die V. Division (Gmür) endlich konzentrirte sich größtentheils zwischen der Reuß und dem Zürichsee, hatte ihr Hauptquartier in Albis-Affoltern und ward von den Reserven der Kantone Zürich, St. Gallen und Thurgau verstärkt.

Die Reserve-Artillerie mußte, mit Ausnahme einer zur Verstärkung der II. Division in Langenthal zurückbleibenden Zwölfpfünder-Batterie, in's Freiamt einrücken.

Das Reiterkorps endlich hatte sich von Solothurn nach Lenzburg zu begeben und die Linie zwischen Suhr und Othmarsingen einzunehmen.

Wie der General befohlen, waren diese Stellungen am 20. Nov. überall eingenommen. Am 21., einem Sonntag, wurde den größtentheils durch die Märsche ermüdeten Truppen ein Rasttag gegönnt und überall feierlicher Feldgottesdienst abgehalten; am 22. sollte der Angriff beginnen. In Berücksichtigung der maßgebenden Verhältnisse, d. h. der Topographie des Landes, der verfügbaren Streitkräfte und der von den Gegnern eingenommenen Stellungen beschloß Düfour, die 5 Divisionen, die er um den Kanton Luzern herum gesammelt hatte, konzentrisch in Radien direkt die Thäler entlang, die sich vor ihnen öffneten, auf die Stadt Luzern losmarschiren zu lassen. Der Hauptangriff sollte jedoch zwischen der Reuß und dem Zugersee stattfinden, um Schwyz von Luzern zu trennen.

„Dies hieß gewissermaßen den Stier bei den Hörnern packen,“ sagt Düfour, „weil das an diesem Orte sehr enge, waldige und hügelige Terrain der Vertheidigung große Vortheile darbot und überdies stark besetzt und dem Centrum des Widerstandes sehr nahe war. An dieser Stelle aber war

ein Erfolg entscheidend, sonst nirgends, und der Angriffsplan wurde nun in folgender Weise festgestellt:

„Zwei Divisionen, die vierte und fünfte, sollten hauptsächlich zum Angriff verwendet werden, während die Artillerie-Reserve gegen den Brückenkopf bei Gislikon, der die direkte Straße von Muri nach Luzern sperrte, ihre Batterien vereinigen sollte. Ueber die Reuß waren mehrere Schiffbrücken zu schlagen, um neue Verbindungen zwischen den beiden Divisionen herzustellen und um der diesseits des Flusses stehenden vierten Division zu gestatten, so viel Truppen als nöthig zur Unterstützung der fünften und zum Zwecke der Wegnahme der feindlichen Position bei Honau, beim Eintritt in das Défilé zwischen der Reuß und dem Rotherberge, auf das rechte Ufer zu werfen. Die fünfte Division, von Cham aufbrechend, sollte sich gegen Risch und Meierskappel wenden, auf der andern Seite des Berges, wo der Zugersee den Raum verengt und ein anderes Défilé bildet.

„Die dritte Division sollte über Sursee, Münster und das Hitzkircher-Thal gegen Inwyl marschiren und dort die Reuß vermittelst einer mitgeführten Bockbrücke zu überschreiten suchen, um die Verbindung der die Positionen Honau und Gislikon vertheidigenden feindlichen Truppen mit dem Hauptquartier Luzern zu bedrohen, nachdem erstere von Münster aus eine ihrer Brigaden mit Artillerie über Hildisrieden und Rothenburg gegen die Emmenbrücke detachirt hätte, welches Corps sich mit der zweiten Division verbinden und beim Angriff auf diese Brücke, die nur 3/4 Stunden von der Hauptstadt Luzern entfernt ist, mitwirken sollte. Falls der Uebergang über die Reuß bei Inwyl mit zu viel Schwierigkeiten verbunden wäre, so sollten die zwei andern Brigaden an diesem Orte links abschwenken, um sich mit den gegen Gislikon marschirenden Truppen zu vereinigen. Mit andern Worten gesagt, hatte also die dritte Division die spezielle Aufgabe,

die beiden Angriffe auf die Brücke bei Gislikon und die Emmenbrücke, sei es direkt, sei es durch einen Flußübergang zwischen diesen beiden Punkten, zu unterstützen.

„Die zweite Division, welche von Langenthal aufbrach, sollte über Willisau gegen Ruswyl und die Emmenbrücke marschiren, wo sie alle Demonstrationen eines ernsten Angriffes zu machen hätte, um die Aufmerksamkeiit der in der Umgegend von Luzern stehenden Truppen auf sich zu ziehen und sie an einem Marsche gegen Gislikon zu verhindern. Dieser Angriff sollte jedoch nur ernsthaft ausgeführt werden, wenn auf der Linken entschiedene Erfolge erreicht wären oder die Vertheidiger in ihrem Widerstande nachließen.

„Endlich sollte die siebente Division durch das Entlebuch vordringen, sich indessen nur mit größter Vorsicht auf ein Gefecht einlassen, bis sie den Truppen, die über Ruswyl kämen, die Hand reichen könnte. — Diese Vorsicht war um so mehr angezeigt, als diese Kolonne, die von den andern durch die Emme abgetrennt war, auf sehr viele feindliche Truppen stoßen mußte. Ihre Isolirung sollte erst nach vollzogener Verbindung mit der zweiten Division über Wohlhausen aufhören. Die andern Kolonnen hingegen, die durch den äußern Theil des Kantons marschirten, hatten voraussichtlich nur schwache Beobachtungskorps zu vertreiben, weil dieser ganze Theil vor der eigentlichen Vertheidigungslinie liegt, welche von der Emme und der Reuß gebildet wird. Sie konnten also ohne Zaudern bis zu diesen Flüssen vorrücken.

„Kürzer gesagt, bestand also der ganze Kriegsplan in Folgendem: Der Hauptangriff findet auf dem linken Flügel statt; der rechte Flügel soll sich, wenn er auf starken Widerstand stößt, auf bloße Demonstrationen beschränken, im andern Falle aber vordringen und Uebergänge erzwingen. Die

Centrums-Kolonne ist das Bindeglied für diese beiden Angriffe und dient dem einen wie dem andern als Stütze.“ —

Zur weitern Charakterisirung dieses Entwurfes schrieb Düfour: „Man hat diesem Plan vorgeworfen, er sei zu ausgedehnt und habe die eidgenössische Armee in einem gewissen Schwächezustande gelassen, den der Sonderbund hätte benutzen können, um durch eine schnelle und kräftige Konzentration den Kreis zu durchbrechen, der um ihn hergezogen worden war. Die Conformation des Terrains gestattete indessen nicht, mehr Truppen auf einen Fleck zu versammeln, und wenn dies auch nicht der Fall gewesen, so wären die momentan entblößten Landestheile in eine Unruhe versetzt worden, welche unter den gegebenen Umständen sorgfältig zu vermeiden war. Uebrigens konnten die verschiedenen Kolonnen ihre Verbindungen leicht auf Querwegen mit einander herstellen; auch waren sie stark genug und so günstig aus den verschiedenen Waffen-Gattungen zusammengesetzt, um selbst vereinzelt die Thäler, in denen sie marschirten, gegen jeden unversehenen Angriff zu vertheidigen. Der Fluß, welcher die Vertheidiger deckte und ihre Hauptstärke ausmachte, hinderte dieselben endlich, wo anders als über die Emmenbrücke und die Brücke bei Gislikon zu debouchiren, gegen welche nun starke Kolonnen und eine zahlreiche Artillerie ihre Richtung nahmen. Die Regel war also durchaus nicht verletzt.“

Wie General Düfour diesen Plan in Erwägung aller Verhältnisse und möglichen Vorkommnissen endgültig festgesetzt hatte, so ergriff er die nöthigen Maßregeln für die beste Ausführung desselben. In erster Linie verstärkte er die Artillerie der zur Aktion bestimmten Divisionen, versah die Brigaden mit Geräth und Transportmitteln und ließ auf einige Tage genügende Lebensmittel mitführen. Für die bevorstehenden Märsche ertheilte er genaue Verhaltungs-Befehle, um jeden

Konflikt mit den Einwohnern zu vermeiden und den Sicherheitsdienst mit der nöthigen äußersten Sorgfalt zu organisiren. Er erließ an jeden Divisionär ausführliche Erörterungen über den Zweck der Operation, die Bewegung der einzelnen Kolonnen, die Unterstützung, die sie im Nothfalle den Nachbarkolonnen zu leisten hätten, die Nothwendigkeit, mit diesen in Verbindung zu bleiben 2c. 2c.

Was jedoch seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahm, war die Sorge für den Unterhalt der Truppen; denn er wußte wohl, daß in den zu durchmarschirenden Gegenden in Folge schon früher erwähnter Verhältnisse bereits großer Brodmangel unter dem Volke herrsche. Am 21. November schrieb er deshalb an den Oberkriegskommissär:

„Wir wollen einen kräftigen Stoß wagen, um wo möglich mit dem Sonderbund auf einen Schlag fertig zu werden. Es werden große Schwierigkeiten in der Verproviantirung der Armee zu überwinden sein, welche sich mehr und mehr konzentriren wird. Thun Sie also Alles, was Menschen möglich, um diese Schwierigkeiten zu bemeistern. Vermehren Sie die Proviant-Kolonnen; senden Sie eher zu viel, als daß Sie die Truppen Mangel leiden ließen. Eine solche Ausgabe ist leicht wieder eingebracht. In Momenten wie der gegenwärtige darf man nicht sparen und durch Subsistenzfragen in seinen freien Entschließungen gehindert sein. Bieten Sie alle Kräfte auf, Sie und Ihre Untergebenen.“

Bei den schriftlichen Anweisungen und Befehlen, die der General den Divisions-Kommandanten ertheilte, ließ er es jedoch nicht bewenden, er rief vielmehr die beiden Obersten Ziegler und Gmür, die hauptsächlich in Aktion kamen, noch zu einer persönlichen Besprechung nach Bremgarten, wo sie sich über Alles verständigten, was den Gesammtmarsch betraf, während man den Corpsführern für die Einzelbewegungen, welche von gegebenen Verhältnissen auf dem Schlachtfelde

abhingen, volle Freiheit ließ. Es wurde ihnen nur anempfohlen, miteinander in Verbindung zu bleiben, sich während des Gefechtes gegenseitig beizustehen und stets die Gewinnung der Höhen im Auge zu haben. Eine gleiche Besprechung hatte er folgenden Tages auch mit den Kommandanten der zweiten und dritten Division in Kreuzstraße bei Aarau. Er wies nochmals nachdrücklichst darauf hin, daß ihre Operationen nur sekundärer Natur seien und ganz von den Vorgängen auf dem linken Flügel abhangen.

Während diesen Konferenzen, die am 20. und 21. Nov. stattfanden, erhielt der General Meldung von den bereits erzählten, einige Tage vorher stattgehabten Ereignissen im Kanton Tessin. Die dortigen Erfolge der Sonderbündler machten ihm aber keine Angst; vielmehr kam ihm jener Marsch feindlicher Truppen über den St. Gotthard ganz gelegen, weil dadurch die Vertheigungskräfte von Luzern um so schwächer geworden waren. Um aber die negative moralische Wirkung, die jene Invasion auf einen Theil ängstlicher Eidgenossen ausüben konnte, aufzuheben, faßte er den Entschluß, die Operationen gegen Luzern zu beschleunigen.

Der Anfang derselben wurde auf eine unerwartete Weise erleichtert, indem Zug bei der ersten ernstlichen Truppenbewegung dem Beispiele Freiburgs nachfolgte. Dieser kleine, zwischen das aargauische und zürcherische Gebiet vorgeschobene Kanton war am meisten bloßgestellt, zudem war es ihm diesmal wieder ähnlich gegangen wie bei seinem Eintritt in den Bund der Eidgenossen. Wie damals, vor fast 500 Jahren, der Herzog von Oesterreich diesem von den Eidgenossen bedrängten Orte die versprochene Hülfe nicht sandte, so ließen jetzt die Sonderbündler die Zuger bei ähnlicher Lage mit ihrem fest zugesicherten Hülfsheere auch im Stich, und wie damals das Städtchen dem zweifelhaften Freunde zum Trotz dem Gegner die Thore öffnete und mit Letzterem gegen Ersteren

gemeinsam Front machte, so auch diesmal. Zug mußte bei dem ersten Anprall um so eher verzagen, als das sonderbündische Regiment hier, wie schon früher gemeldet, mit einer nicht geringen eidgenössisch gesinnten Opposition zu rechnen hatte. Kaum waren daher an der Grenze gegen Knonau einige Scharmützel zu Ungunsten der Zuger Truppen ausgefallen und kaum waren die eidgenössischen Vorposten bis Steinhausen vorgedrungen, so verlor die Regierung allen Muth und sandte schleunigst zwei Parlamentäre, die Herren Rathsherr Schmid und Landschreiber Schwerzmann, zu General Düfour in's Hauptquartier Aarau, wo sie noch am 21. November anlangten und über eine Kapitulation unterhandelten, worauf sie eine der freiburgischen ähnliche Uebereinkunft unterzeichneten, mit einigen Zusätzen bezüglich der Wiederherstellung der Brücken, welche zu Vertheidigungszwecken abgebrochen worden waren, und mit dem ausdrücklichen Vorbehalte einer Genehmigung derselben von Seite des Landrathes, wofür noch die kurze Frist bis zum 23. Nov., Nachmittags 2 Uhr, festgesetzt wurde. Vergebens sandte der sonderbündische Kriegsrath den gewandten Staatsschreiber Bernhard Meyer nach Zug, um durch Versprechung von Hülfstruppen-Sendungen und durch den Vorwurf der Treulosigkeit die Ratifikation dieser Kapitulation zu hintertreiben. Ruhig erwiederte man dem Gesandten: „Suchen Sie die Schuld da, woher keine Unterstützung gekommen ist, und nicht bei uns; General Salis hatte die persönliche Vertheidigung unseres Kantons bestimmt zugesichert; jetzt, da die feindlichen Batterien gegen uns gerichtet sind, läßt sich kein Mann blicken; wir wälzen also den Vorwurf der Treulosigkeit von uns weg auf Diejenigen, die das Unglück, das uns bedroht, heraufbeschworen haben." Mit der imposanten Mehrheit von 91 gegen 21 Stimmen genehmigte alsdann der Landrath die Kapitulation, bevor die zum Sturm bereiten Eidgenossen ihre Kanonen gegen die

zugerischen Positionen auffuhren. Drei Kanonenschüsse gaben den ungeduldig harrenden Truppen das Signal, daß die Ratifikation geschehen sei, worauf die zugerischen Soldaten und Landstürmer ihre Waffen niederlegten und die eidgenössischen Kolonnen ihren Einzug in den ganzen Kanton und gleichen Abends noch in die festlich beleuchtete Stadt hielten, empfangen von hundertstimmigem Jubelrufe: „Es leben die Eidgenossen! Nieder mit dem Sonderbund!“ und begrüßt von den Schwingen roth-weißer Flaggen. Ohne Blutvergießen war ein zweiter Ring in der Siebenerkette gesprengt und hatte den eidgenössischen Oberbefehlshaber, wie bei Freiburg, nur Märsche und geschickte Aufstellungen seiner Streitkräfte gekostet. Dem sonderbündischen Kriegsrathe wurde von der Zuger Regierung sofort von diesem Ereignisse durch einen besondern Boten Anzeige gemacht. Als dieser dem Präsidenten Siegwart-Müller das Schreiben überreicht hatte, gerieth Letzterer in solchen Zorn, daß er mit den Füßen stampfte und wüthend im Saale auf und nieder lief, wobei er ausrief: „Man wird den Zugern die Nachtkappe schon wieder aufsetzen!“ Der Bote verlangte eine Empfangsbescheinigung. Da ergriff Siegwart einen Fetzen Papier und schrieb darauf:

„Den Empfang des Zuger'schen Verraths bescheinigt
Luzern, den 23. Nov. 1847.
Siegwart-Müller.“

Die Kapitulation Zug's hatte die Bewegungen der fünften Division sehr erleichtert. Sonst hätte sie auf ihrem Marsche gegen Luzern sich zuerst der Ortschaften Zug und Cham bemächtigen und hinter der Lorze Beobachtungstruppen zurücklassen müssen, welche nun nützlicher beim Hauptangriff zur Verwendung kamen.

Am Vortage dieses Ereignisses (22. Nov.) erließ General Düfour noch folgende Proklamation an sämmtliche in Bewegung kommenden Truppen:

„Eidgenössische Wehrmänner!

„Ihr werdet in den Kanton Luzern einrücken. Wie Ihr die Grenzen überschreitet, so vergeßt Euren Groll und denkt nur an die Pflichten, welche das Vaterland Euch auferlegt.

„Zieht dem Feinde kühn entgegen; schlagt Euch tapfer und steht zu Eurer Fahne bis zum letzten Blutstropfen!

„Doch sobald der Sieg Euer ist, so lasset alle feindlichen Gedanken fallen; unterdrückt jedes Rachegefühl; betragt Euch wie großmüthige Krieger; schonet der Ueberwundenen, denn dies ist die schönste Zier des wahren Muthes.

„Thut unter allen Umständen, was ich Euch schon so sehr empfohlen habe: achtet die Kirchen und alle dem Gottesdienst geweihten Gebäude! Nichts würde Eure Fahne so sehr beflecken, als Beleidigungen gegen die Religion.

„Nehmet alle Wehrlosen unter Euren besondern Schutz; gebt nicht zu, daß dieselben beleidigt oder gar mißhandelt werden. Richtet ohne Noth keinen Schaden an; duldet keine Vergeudung öffentlichen oder Privat-Vermögens; mit Einem Worte: betragt Euch so, daß Ihr Euch Achtung erwerbet und des Namens würdig zeiget, den ihr führt!“

Um schließlich alle friedlichen Mittel vor Anwendung der Waffengewalt zu erschöpfen, ließ man sich's eidgenössischerseits noch die Mühe kosten, dem Einmarsche der Truppen in den Kanton Luzern voraus eine Kundgebung an die Einwohner zu deren Beruhigung zu senden und sie zur Unterwerfung unter die Beschlüsse der Tagsatzung aufzufordern.

Werfen wir nun einen Blick in das sonderbündische Lager. Die Nachricht von dem Falle Freiburgs machte einen so niederschlagenden Eindruck auf die Luzerner Regierung, daß diese nicht wagte, dieselbe dem Volke und Heere sofort mitzutheilen, sondern die Sache so lange verheimlichte, bis die herumgebotenen Gerüchte eine offizielle Erklärung dringend erforderten,

um die schlimmsten Folgen zu verhüten; in einer kleinlauten Proklamation wurde dann der erlittene Schlag zugestanden. Der in Folge der Sperre immer fühlbarer werdende Mangel an Lebensmitteln war auch nicht geeignet, den Muth zu heben; noch größere Verlegenheit aber entstand bezüglich der Aufbringung weiterer Geldmittel. Eine besonders unheimliche Stimmung verursachte sodann die Haltung des Walliser Bataillons, dem der begründete Vorwurf feiger Flucht auf dem Zuge nach Geltwyl gemacht wurde und das in Folge dessen so unwillig und ungehorsam ward, daß ihm der Jesuitenpater Roh beigegeben werden mußte, um sie auf's Neue anzufeuern. Bei einzelnen Kompagnien rief man laut, die Regierung habe sie betrogen und auf die Schlachtbank geführt. Im Kriegsrath herrschte selten Uebereinstimmung, noch weniger war dieselbe zwischen dem Oberbefehlshaber und dem Generalstabschef zu finden. Angesichts dieser Zerfahrenheit rieth Fürst Schwarzenberg, der erste Adjutant des Generals, schon vor der Kapitulation von Zug, nicht das Aeußerste zu wagen, sondern Unterhandlungen mit den Eidgenossen anzuknüpfen; seine Stimme fand aber bei der Mehrzahl der Siegwart'schen Partei kein Gehör; in ihrer Gewissenlosigkeit betrachtete diese die Tausende der Familienväter und Söhne, die durch Lug und Trug in ihre Hände gegeben waren, als bloßes rechtloses Material zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Pläne; sie wollte ihren vaterlandsverrätherischen Kopf durchsetzen und wenn es auch Ströme von Bürgerblut kosten sollte! Die eidgenössisch gesinnten Luzerner trugen ihre Freude über die baldige Erlösung hie und da offen zur Schau, wodurch das Mißtrauen der Regierung das Spionirsystem derart verschärfte, daß sie im ganzen Kanton viele der daselbst niedergelassenen Schweizerbürger sofort des Landes verwies und Kantonsbürger, welche weder bei der Miliz noch beim Landsturm eingeschrieben waren, mit Hülfe mobiler Kolonnen aller Waffen

berauben ließ, welche Maßregel nichts weniger als geeignet war, im Volke das Vertrauen zur Sonderbundssache zu bestärken.

Bei dem Einrücken der eidgenössischen Truppen entschloß sich General Salis-Soglio, all' seine Mannschaft hinter die Reuß und Emme zurückzuziehen und die außerhalb dieses Rayons liegenden Kantonstheile ohne ernsthaften Kampf preiszugeben. Durch dieses rasche Zurückziehen der Miliz verlor aber der Landsturm seinen Halt und Zusammenhang, ward ohne Instruktionen gelassen und an selbstständiger massenhafter Aktion gehindert. Der Rückmarsch der Truppen in die Vertheidigungslinie selbst ging sehr unregelmäßig von Statten, so daß wichtige Punkte unbesetzt blieben, der Kontakt der einzelnen Korps Vieles zu wünschen übrig ließ, verschiedene Kommandanten umsonst bestimmter Befehle harrten und nur nach eigenem Ermessen handeln mußten. Mit düstern Ahnungen erwartete man deßhalb in Luzern den Angriff.

Bevor wir die Truppen in den Kampf begleiten, müssen wir hier noch eines eigenthümlichen Vorfalles erwähnen. [1]) In der Nacht vom 20. auf den 21. November lagen die im Aargau stehenden eidgenössischen Soldaten hart an der Luzerner Grenze auf der Beiwacht, ihnen gegenüber in entsprechender Stärke der Feind. In beiden Lagern herrschte seit Anbruch der Nacht vollständige Ruhe. Da, plötzlich, es mochte 10 Uhr sein, schien auf beiden Vorpostenlinien eine Kanonade loszubrechen, die immer heftiger wurde. Beide Theile glaubten sich überfallen, hüben und drüben kommt Alles in Allarm; man schlägt und bläst Generalmarsch; sämmtliche Truppen eilen kampfbereit auf ihre Sammelplätze. Nicht nur die zwischen Wigger und Reuß stehenden Korps, auch die rückwärts

---

[1]) Vergl. Schweiz. Militärzeitschrift 1850, I. Heft; ferner Rochholz, „Naturmythen", Einleitung pag. 8.

bis nach Aarau, also auf 7 Wegstunden Entfernung stehenden Kolonnen wurden gleichzeitig aufgeschreckt und unter die Waffen gerufen. In der Luzerner Landschaft, zunächst im Dorf Winikon, begann alsbald das Sturmläuten, worauf die Glocken aller Kirchthürme von Dorf zu Dorf mit voller Kraft einstimmten und die Signalfeuer auf den Bergen bis gegen die Urschweiz hinein hoch aufloderten. Staffetten flogen hin und her und fragten, wo es losgegangen. Niemand wußte es. Nach einiger Zeit ließ die Kanonade nach; es schien, als ob sie gegen das Entlebuch hin ihr Ende finde; allein gegen Mitternacht wiederholte sie sich in gleicher Stärke und brachte die Truppen abermals auf die Beine. Des andern Tages schob man sich gegenseitig die Ursache dieser Allarmirung zu. Doch da in beiden Lagern wirklich gleichmäßig Waffenruhe gewaltet hatte, so erwiesen sich schließlich alle militärischen Erklärungsversuche dieses sonderbaren Vorganges als irrig und die Sache hellte sich als eine rein meteorologische Erscheinung, als ein s. g. „Wetterschießen" (verwandt mit dem „Wetterleuchten"), also als eine Kanonade in den Lüften auf, welche eine Wirkung der plötzlichen Verdichtung gasförmiger Atmosphärilien ist und schlechtes Wetter ankündet. In der That brach denn auch folgenden Tages, als der Einmarsch in den Kanton Luzern begann, Unwetter mit Schneegestöber herein.

Die Wege waren daher sehr schlecht und die Bivouaks ungemüthlich; doch verloren die eidgenössischen Truppen ihre Heiterkeit keineswegs; denn Jeder war vom besten Vertrauen beseelt. Am 22. Nov. also, da die Aktion begann, wurde das Hauptquartier nach Muri verlegt, während die zweite, dritte und siebente Division, die entfernter standen, in Linie mit den beiden andern rückten, indem sie Willisau, Sursee, Münster und Hitzkirch besetzten, wodurch der Kreis, welcher die Vertheidiger Luzerns einschloß, sich schon so bedeutend verengte, daß der Vergleich mit der Boa constrictor,

den ein Militärschriftsteller gemacht, sehr passend erscheint. — Am frühen Morgen des 23. verließen sämmtliche Truppen ihre Kantonnements und brachen zu gleicher Zeit auf, um die Sonderbundsarmee in ihren Positionen anzugreifen. Der rechte Flügel, nämlich die Division Ochsenbein (VII), war zwar schon am Vortage in einen Kampf verwickelt worden; sie hatte nämlich an jenem Tage in aller Frühe die Umgegend von Langnau verlassen, um in das Entlebuch einzurücken. Sie bestand aus 6 Bataillonen, 6 Scharfschützen-Kompagnien und 16 Vierpfünder-Kanonen, welchen sonderbündischerseits ein Landwehr- und 3 Landsturm-Bataillone mit einer Scharfschützen-Kompagnie und etwas Artillerie in vorzüglichen Positionen, unter dem Oberbefehle des Major Limacher, entgegenstanden. Der lange Engpaß von Weißenbach bis Escholzmatt wurde durch eine Abtheilung umgangen, die sich links über den Bock zog, wobei sie auf luzernische Vorposten stieß, welche sich aber sogleich zurückzogen und die Nachricht vom Einfalle der Eidgenossen in die Dörfer brachten, worauf die Sturmglocken durch's Thal heulten und sich die luzernischen Truppen um Escholzmatt konzentrirten. In Folge dieser Umgehung des Engpasses hatten Letztere schleunigst verschiedene wichtige Positionen mit nicht unbedeutenden Verschanzungen verlassen, z. B. bei Wiggen, wodurch der Marsch des Hauptkorps der Division, welches mit seiner ganzen Artillerie auf der Landstraße vorrückte, nicht beunruhigt wurde, sondern nur einige Hindernisse in Gestalt von Verhauen und zerstörten Brücken zu überwinden hatte. Bei Escholzmatt stieß das vereinigte Korps auf den ersten Widerstand; doch fand das Gefecht bloß zwischen den beiderseitigen Plänklern statt, indem sich die Luzerner beim Anblicke der Hauptkolonne eiligst gegen die Emme zurückzogen. Abends langte die Division ermüdet vor Schüpfheim an, wo sich der Feind zu ihrem Empfange aufgestellt hatte. Alsbald entspann sich ein lebhaftes

Gefecht, das bis zum Einbruche der Nacht andauerte, ohne zu einem Entscheide zu führen, doch gelang es den Bernern, eine Anhöhe am Ausgange des Seitenthales von Flühli wegzunehmen, welche hartnäckig von Scharfschützen und Artillerie vertheidigt worden war. Daselbst bivouakirte die Division, stellte während der Nacht die Brücken über die Emme wieder her, warf auf ihrer Linken zwei Schanzen für die Geschütze auf und brachte die ganze lange Nacht trotz der Kälte ohne Feuer zu, um dem Feinde die Stellung nicht zu verrathen. Erst gegen 4 Uhr Morgens wurde rasch abgekocht und sodann bei Tagesanbruch das Plateau von Schüpfheim in Front und Flanken angegriffen. Der rechte Flügel hatte aber einen harten Stand gegen die von Flühli hervorbrechenden Luzerner; er wankte einen Augenblick, ermannte sich aber wieder, durch das Beispiel Ochsenbein's angefeuert, und nahm die nächste feindliche Position mit Sturm weg, worauf sich die Luzerner theils in's Dorf, theils auf die rückwärts liegenden Höhen zurückzogen und nach langem, hartnäckigem Widerstande besonders um die Kapelle von St. Wolfgang konzentrirten, wo sich das Geschütz verschanzt hatte. Doch auch diese Stellung mußten sie aufgeben, hielten aber beim Kapuzinerkloster in trefflich gewählter Stellung nochmals muthig Stand. Gegen Front und Flanken drangen aber die Berner vor; dreimal wurden sie jedoch von dem Kartätschenhagel und Kleingewehrfeuer zurückgeworfen und wollten schon halb verzweifeln — als die Munition der Luzerner Artillerie ausging. Bis zum letzten Schusse harrte der tapfere Führer derselben, Fourier Dürig, aus; endlich, nach ehrenvollem Widerstande gegen die bernische Uebermacht, zogen sich die sonderbündischen Truppen auf die Bramegg zurück. Ein Theil der Berner hatte unterdessen die Emme durchwatet und das wohlvertheidigte jenseitige Ufer genommen. So gelang es Ochsenbein endlich, die gesammte Artillerie und die Bataillone direkt vor dem Dorfe

zu entfalten, welches um halb 1 Uhr, also nach fast siebenstündigem, ununterbrochenem Kampfe, in ihre Hände fiel. Nach einer kurzen Rast setzten sie ihren Marsch fort. Einzelne zerstreute Schüsse, die aus einigen abseits liegenden Scheunen fielen, beunruhigten sie wenig; aber mehrere Gebäude gingen deßhalb in Flammen auf, wodurch besonders an darin aufgespeicherten Heuvorräthen nicht unbedeutender Schaden entstand. Bis Entlebuch fanden sie alle feindlichen Verschanzungen leer und hatten nur Verhaue zu überwinden. Da sie aber die Bramegg stark besetzt glaubten und die Nacht schon zu nahe war, um diesen Paß noch zu nehmen, so entschlossen sie sich, in Entlebuch zu bivouakiren. Der Verlust des schweren Tages ergab 8 Todte und 41 Verwundete auf bernischer Seite, während die Luzerner 4 Todte und 25 Verwundete hatten.

In Anbetracht, daß die VII. Division ganz aus Bernern bestand, von denen ein großer Theil aus persönlichen oder verwandtschaftlichen Verhältnissen, eingedenk der erlittenen Gräuel beim zweiten Freischaarenzuge, noch mit furchtbarem Groll gegen die Entlebucher und insbesondere gegen die Malterser erfüllt war, befürchtete Ochsenbein arge Exzesse und erließ deßhalb einen Tagesbefehl, worin er speziell auf die Humanität des Kriegers, die Großmuth des Siegers und die Nothwendigkeit einer strengen Disziplin aufmerksam machte und die er mit den schönen Worten schloß: „Zeichnet Euch in all' diesen hohen Dingen aus und vergeßt nicht, daß das Vaterland auf uns blickt und unser Thun und Lassen richten wird. Als er am Morgen des 24. die feindlichen Schanzen auf der Bramegg angreifen wollte, fand er dieselben leer; er sandte nun eine Abtheilung seiner Division über Schwarzenberg nach Kriens und rückte mit dem Gros auf der Landstraße vorwärts. In den Vormittagsstunden erreichte er Wolhausen, wo ihm die zweite Division die Hand reichte, so daß nun

gemeinsam hätte operirt werden können, wenn es noch nöthig gewesen wäre.

Dieselbe (die Dision Burckhardt), sowie die dritte (die Division Donatz), deren Flügel sich um diese Zeit bereits vor der Emmenbrücke berührten, waren auf ihrem Marsche auf kein anderes Hinderniß gestoßen als auf zahlreiche Verhaue, von denen sie für die Artillerie und Brückentrains die Straßen räumen mußten, sowie auf einige Voporsten, die nicht Stand hielten, und auf Landsturmhaufen, die bei ihrer Annäherung die Flucht ergriffen. Schon am Abend standen von jeder dieser Divisionen eine Brigade und vier Batterien Artillerie vor der Emme bereit, am folgenden Morgen die Befestigungen mit Sturm zu nehmen und den Uebergang zu erzwingen. Oberst Burckhardt hatte die Absicht, die feindlichen Vertheidigungswerke an diesem Flusse zu umgehen und einen Angriff auf das Dorf Littau zu machen; alle Vorbereitungen für diese Operationen waren bereits getroffen, allein die unterdessen in Luzern eingetretenen Umstände machten diese Dispositionen unnöthig. Der Feind hatte sich vollständig zurückgezogen; alle Wege nach Luzern standen offen. Warum, werden wir bei der Erzählung von den Erfolgen der vierten und fünften Division, welche den Hauptschlag gegen Luzern zu führen hatten, erfahren. Die Reserve-Bataillone, die den Divisionen zugetheilt waren, besetzten nach einander die auf ihrem Vormarsche von den aktiven Truppen verlassenen Städte und Dörfer. Die Kavallerie, die in einem so waldigen und coupirten Terrain zu keiner Offensive verwendet werden konnte, durchstreifte die Landschaft im Rücken der Armee, um Ordnung und Ruhe zu sichern.

Als sich die Division Ochsenbein dem Dorfe Malters nahte, wo bekanntlich die Freischaaren jene fürchterliche Niederlage erlitten, welche einen der schwärzesten Punkte in den Annalen dieses schweizerischen Hausstreites bildet, ließ sie der

Führer Halt machen und ermahnte sie in einer Anrede, die einer Feldpredigt gleichkam, nochmals eindringlich, keine unedle Rache zu nehmen. Die Truppen folgten dieser Mahnung, besuchten das Grab, in welchem sich die 26 Leichen der damals Gefallenen befanden, und hielten dort eine erhebende Todtenfeier. Nur das Wirthshaus zum Klösterli, das in jener Schreckensnacht den Landstürmern und Regierungstruppen als Blockhaus gedient hatte, blieb nicht gänzlich vor Zerstörungen verschont; auch fielen später den nachrückenden Reserven verschiedener Kantone, die sich leider nicht mehr der trefflichen Mannszucht des Ochsenbein'schen Korps rühmen konnten, arge Exzesse zur Last, die, wenn sie auch bloß begründete Akte der Wiedervergeltung erlittener Ruchlosigkeiten waren, doch allgemein als unstatthaft und unehrenhaft verurtheilt wurden und den Obergeneral tief betrübten.

Der sonderbündische General schien den Kriegsplan Düfour's errathen zu haben; denn er hatte mit seiner Hauptmacht hinter der Reuß bei Honau, an der Gislikoner-Brücke und am ganzen Rotherberge hin bis zum Zugersee Stellung genommen und verfügte also über ganz bedeutende Terrainvortheile. Diese Linie hatte aber den Nachtheil einer großen Ausdehnung; sie mißt nämlich über 2 Stunden; die Truppen konnten daher entweder in keiner gehörigen Verbindung unter sich bleiben oder mußten sich zu sehr in Ketten auflösen; nirgends war die Bildung einer Masse oder Reserve von genügender Stärke möglich. Zudem stand die Artillerie größtentheils batterienweise auf einer und derselben Straße aufgestaffelt, und nicht bloß die Brigaden, sondern selbst die meisten taktischen Einheiten zeigten sich, nach Oberst Elgger's eigenem Geständnisse so zwecklos zerstückelt, daß jede geregelte Leitung des Gefechts dadurch sehr erschwert wurde. Mit bedeutendern Vertheidungskräften, unter guter Leitung stehend, wäre dieser gleichsam als mächtige Naturschanze daliegende Höhenzug mit

seinen engpaßartigen Straßen und Wegen fast uneinnahmbar gewesen.

Der Division Ziegler fiel also zunächst die Aufgabe zu, diese Stellung des Feindes im Centrum zu durchbrechen, — ein schweres Stück Arbeit! Sehen wir, wie sie dieselbe bewältigte.

Der Pontonnierhauptmann Vögtlin errichtete in der Nacht vom 22. auf den 23. November unter dem Schutze der Plänkler unterhalb der zerstörten Reußbrücke bei Sins eine Schiffbrücke, während Hauptmann Huber zu gleicher Zeit weiter oben, nahe bei Kleindietwyl, eine zweite erstellte. Am frühen Morgen marschirten die Brigaden Egloff und König (um die Bewegungen auf dem coupirten Terrain zu erleichtern, je in 8 Halbbataillone getheilt) über dieselben, gefolgt von je zwei Schützenkompagnien, einer Kompagnie reitender Jäger, einer halben Sappeur-Kompagnie, einer Sechspfünder- und einer Zwölfpfünder-Batterie. Die Tirailleurs voraus, rückten beide Brigaden gemeinsam rasch gegen das am Eingange in das Gislikoner Défilé liegende Dorf Honau vor, den rechten Flügel bis an die Reuß, den linken bis an den Abhang des Rotherberges ausdehnend. Das Terrain war schwierig; sie mußten über viele Gräben setzen und waldige Hügel ersteigen; außerdem kamen sie bald in den Bereich des feindlichen Geschützes, welches ihnen aus den Honauer Schanzen einen so kräftigen Morgengruß entgegenbrachte, daß sie sich genöthigt sahen, schon auf einer Anhöhe bei Berchtwyl 4 Batterien aufzufahren, um sich der Beunruhiger zu entledigen. Gleichzeitig trat auch die jenseits der Reuß vorrückende Reserve-Artillerie, geschützt durch die dritte Brigade (Müller), in Aktion und nahm die Honauer Schanzen besonders durch die sechs gewaltigen Vierundzwanzigpfünder-Haubitzen in ein wirksames Flankenfeuer, wodurch die Gegner zur schleunigen Räumung dieser Position gezwungen und hinter das Dorf zurückgeworfen

wurden, welches ihnen auf dem Fuße nach von den eidgenössischen Kolonnen besetzt ward, wobei mehrere Häuser in Flammen aufgingen und hartnäckige Kämpfe stattfanden, indem sich der Feind unter Entwicklung einer rühmlichen Tapferkeit noch mehrmals postirte. Während sich nun die Brigade König den Abhängen und Höhen des Rotherberges zuwandte, um auf dem linken Flügel einen allfälligen Flanken-Angriff, der von dem Défilé der St. Michaels-Kapelle her drohte, abzuwehren, wo zahlreiche feindliche Truppen in starken Positionen standen, rückte die Brigade Egloff rasch direkt gegen die Schanzen von Gislikon vor, „um den Stier bei den Hörnern zu packen.“ Diese feindliche Stellung war nämlich nicht zu umgehen und lehnte sich rechts und links an unüberschreitbare Hindernisse; es galt also alle Gefahren und Schwierigkeiten eines Frontangriffs zu überwältigen. In voller Carriere sprengte die Solothurner Batterie Rust bis zu den ersten Häusern von Gislikon vor und eröffnete eine lebhafte Kanonade; allein ein nachrückendes Bataillon, welches unter das direkte Feuer einer feindlichen Schanze gerieth, erhielt gleich im Anfang einen solchen Kartätschenhagel in's Gesicht, daß es erschrocken zurückwich und noch ein zweites Bataillon mit sich riß, jedoch hinter einer rückwärts liegenden Kiesgrube wieder Stellung nahm. Zwei andere Bataillone dagegen drangen im Sturmschritt vor; schon schlossen sie das enge Dorf ein; da, plötzlich, entlud sich gegen sie ein solches Infanterie- und Artillerie-Feuer, daß die vorgeschobenen Jäger nicht mehr Stand hielten und auch die Batterie Rust, die sich ohne Unterstützung sah, mit Verlust eines Geschützes retiriren mußte. Die Führer rafften all' ihre Energie und Kraft zusammen, um ihre Truppen in Ordnung zu halten. Der Brigadeoberst Egloff insbesondere entwickelte eine solche persönliche Unerschrockenheit, daß er im dichtesten Kugelregen aushielt. Als ihn endlich selbst seine Adjutanten verließen, ritt er erzürnt zu einer

Kavallerie-Abtheilung zurück, wählte sich zwei Dragoner als Adjutanten aus und sprengte mit ihnen wieder vor, den Körper platt auf's Pferd gelegt und zwischen den Ohren des Letzteren durch die Stellung des Feindes musternd und seine Leute zum Vorrücken anfeuernd. Aber die feindlichen Salven hausten immer schrecklicher in den Reihen der kühnen Angreifer. Als auch das letzte Bataillon zu wanken schien, ergriff Major Schorrer die Fahne und stellte sich mit dem Rufe: „Schweizer, wißt Ihr, was das heißt!“ an die Spitze der Angriffskolonnen. Ermuthigt durch solches Beispiel, hielt dies Bataillon Stand; das Gefecht ward wieder hergestellt, der Angriff erneuert. Jetzt rückten auch die andern Bataillone wieder in die Linie und vereinigten sich zu einer kräftigen Attake, während gleichzeitig die Berner Zwölfpfünder-Batterie Moll, die in diesem kritischen Momente mit wahrer Todesverachtung ihre Geschütze auf einer Anhöhe aufgefahren hatte, ein wirksames Feuer gegen die gegnerischen Schanzen eröffnete. Unterdessen war auch die Batterie Rust wieder in Aktion getreten und die übrige Artillerie nachgekommen. Der Wucht dieses gemeinsamen Angriffes war der Feind nicht gewachsen; schon wurden einige seiner Kolonnen geworfen, schon war das Feuer in mehreren Wällen verstummt; mit Löwenmuth aber kämpfte immer noch die Luzerner Batterie Mazzola, unterstützt von tüchtigen Scharfschützen. Da rief der Divisions-Adjutant Siegfried: „Eidgenossen! Der Feind wankt; frisch vor und der Sieg ist unser!“ Mit neuer Kraft begann der Sturm und gleichzeitig bedrohte der mittlerweile am Abhange des Rotherberges bis über Gislikon hinaus vorgedrungene Divisionskommandant Ziegler die sonderbündischen Truppen in der Flanke und beinahe schon im Rücken. Jetzt sah General Salis-Soglio, der selbst durch einen Granatsplitter an der rechten Schläfe verwundet worden war, aber trotzdem das Kommando muthig ausharrend fortführte, ein, daß er mit seinen Truppen hier nicht mehr länger Stand halten könne, und zog

sich nach Ebikon zurück. Gislikon war erobert, Dorf und Schanzen wurden alsbald von eidgen. Truppen besetzt und die abgedeckte Brücke wieder hergestellt, um die Vereinigung mit der auf dem linken Reußufer stehenden Brigade Müller und der Reserve-Artillerie, welche in Folge ihrer ungünstigen Stellung wenig zur Unterstützung der im Feuer gestandenen siegreichen Brigade Egloff beizutragen vermocht hatte, zu bewerkstelligen. Um 3 Uhr Nachmittags war das Werk vollbracht; der Kampf hatte fünf volle Stunden gedauert und die Tapferkeit beider Parteien auf eine harte Probe gestellt. Die Sieger hatten fast 100 Mann im Kampfe verloren; sie betrauerten nämlich 19 Todte und 80 Verwundete, unter welch' Letzteren sich der Bataillonskommandant Bänziger befand. Eine Gesellschaft wohlthätiger Zürcher ließ auf hinter den Kolonnen bereitgehaltenen wohleingerichteten Krankenwagen die Verwundeten alsbald in das Militärspital nach Zürich führen und in ausgezeichnete Pflege nehmen. Die Verluste des Feindes wurden nicht genau bekannt; allein die Sieger fanden in Scheunen und Schanzen eine nicht unbedeutende Anzahl von Todten und Verwundeten, welch' Letztere mit denjenigen der Eidgenossen ohne jeden Unterschied verpflegt wurden.

Während die Brigade Egloff im Thale kämpfte, hatte die Brigade König, wie bereits erwähnt, als linker Flügel die schwere Aufgabe zu erfüllen, die Abhänge und Höhen des Rotherberges zu nehmen. Das Gefecht bei Honau war schon in vollem Gange, als sie von den Stützpunkten Berchtwyl und Rothkreuz aus sich von der erstern trennte und etwas links ziehend über die ersten Töbel setzte und die untern Halden erklomm, wo sie alsbald von zahlreichen Flintenschüssen, die hinter Hecken und Mauern, Felsköpfen und Scheunen und aus dem Dickicht der Gehölze hervorkamen, empfangen wurde. Die rasch vordringenden Tirailleurs antworteten, jedoch ohne zu treffen; denn die zerstreuten Feinde

hatten zu gute Deckung. Trotz dieser fortwährenden Beunruhigung erreichte die Brigade durch Schluchten und Wälder glücklich das über Honau ungefähr in halber Höhe des Bergabhanges liegende Plateau und konnte sich daselbst sammeln. Nun aber begannen Schwierigkeiten ernster Art; denn etwas über diesem Terrain-Absatze bildet der Berg mehrere übereinanderliegende, steile, waldbedeckte Terrassen, auf welchen sich der Feind vortrefflich postirt hatte und ein anhaltendes, verderbliches Feuer auf die Eidgenossen zu unterhalten vermochte, ohne daß diese von unten herauf kräftig zu entgegnen im Stande waren. Und doch mußten diese Halden und Höhen schleunigst gesäubert werden. Also frisch bergan! Dreimal drangen die Jäger muthig hinan, um die Gegner zu vertreiben, aber jedesmal wurden sie unter dem Hurrahgeschrei der Vertheidiger zurückgeworfen. Da sprang der Divisionskommandant Ziegler vom Pferde, stellte sich an die Spitze von anderthalb Bataillonen und drang im Sturmschritt gegen die Mitte des Berges vor, um die feindlichen Reihen im Centrum zu durchbrechen, während der Brigadekommandant mit den übrigen Truppen theils mehr links gegen die Höhe von St. Michael vorrückte, theils die Reserve bildete. Obgleich die Masse bei diesem Sturm anfänglich in Verwirrung gerieth und zum Theil zurückwich, so drang Ziegler, sowie sein Adjutant, der seinem Beispiele gefolgt war, unter steter Anfeuerung der Truppen in der vordersten Linie unaufhaltsam vorwärts. Der Kampf war blutig; mehrmals standen die kühnen Führer fast allein da; dann riß ihr nobles Beispiel auch die andern wieder mit; bald suchten sich einige Kompagnien an Muth und Tapferkeit zu überbieten; immer weiter, immer gewaltiger ertönte der Ruf: „Hie Eidgenossen! Nieder mit dem Sonderbund!“ Noch ein paar kräftige Offensivstöße, und die letzte gute Position des Feindes im Walde war genommen. Dann drang dieser Flügel unaufhaltsam an den

westlichen Abhängen des Rotherberges vorwärts bis über Gislikon hinaus, um ihren dort in heißem Kampfe stehenden Waffenbrüdern wenn immer möglich von den Höhen her durch eine Umgehung der feindlichen Stellungen Hülfe zu bieten. Jauchzend stürmten die ersten Jäger- und Schützen-Kolonnen neben Gislikon herab, um diese Aufgabe auszuführen, als die Sonderbundstruppen angesichts der ihnen drohenden Gefahr aus den Schanzen zu fliehen begannen. Dies pünktliche Zusammenwirken hatte größtentheils den Ausschlag gegeben. Der andere Flügel, der den Kulminationspunkt des Berges und das hohe Défilé der St. Michaelskapelle in seine Gewalt zu nehmen hatte, wurde noch lange aufgehalten; denn die Schwyzertruppen leisteten in ihren vortrefflich gewählten Positionen den kräftigsten Widerstand, bis ihr tapferer Führer Wyrsch durch eine Staffete die Nachricht von dem Falle Gislikons nnd dem Rückzug der Sonderbundstruppen nach Ebikon erhielt und nun seine Mannschaft auch nach diesem Orte zurückführte, um sie zum direkten Schutze Luzerns zu verwenden. Nachdem nun der ganze Rotherberg sammt den Positionen im Thale in den Händen der Eidgenossen war, konnten sich die beiden Brigaden Egloff und König gegen Einbruch der Nacht in Roth vereinigen. Daselbst richteten sie ihren Bivouak ein.

Um näher bei den Operationen zu sein, hatte General Düfour an diesem Morgen sein Hauptquartier nach Sins verlegt. Mit auf den Rücken gelegten Armen ging er nach dem Beginn des Kampfes schweigend, ernst aufhorchend und sinnend in seinem Zimmer auf und ab. Als sich dann der Kanonendonner immer gewaltiger, immer dumpfer vernehmen ließ, erheiterten sich seine Mienen und seine Aeußerungen zeigten, daß er am Siege nicht mehr zweifle.

Die dritte Division, welche aus der Gegend von Hitzkirch kommend, Abends laut Ordre in Inwyl erschien, diente nicht

mehr zum Angriff auf Gislikon; denn das Material zu der in Aussicht genommenen Bockbrücke über die Reuß hatte der schlechten Straße wegen einen so großen Umweg machen müssen, daß es zu spät anlangte. Der Zug dieser Division durch das Hitzkircherthal war indessen nicht nutzlos gewesen; er hatte den Landsturm gehindert, vom Lindenberg aus die Flanke und den Rücken derjenigen Truppen zu beunruhigen, welche, auf dem linken Reußufer gegen Honau und Gislikon operirend, auf der direkten Straße von Muri nach dem Kampfplatze marschirten. Als die sonderbündischen Irregulären, welche bis dahin die Wälder des Lindenberges besetzt hatten, sich rechts und links von den eidgenössischen Kolonnen überholt sahen, die in unabsehbaren Zügen in den Thälern zu ihren Füßen marschirten, zogen sie sich schleunigst über die Höhen zurück, um nicht von Luzern abgeschnitten zu werden, welches Mißgeschick ihnen durch die erwähnte Besetzung Inwyl's beinahe zugestoßen wäre. Die eidgenössische Reserve konnte in Folge dessen an der Spitze des Freiamtes, wo sich bekanntlich das große Hauptquartier befand, eine ruhige Nacht erwarten.

Die fünfte Division (Gmür), die durch die Besetzung Zug's auf zwei und eine halbe Brigade Infanterie und fünf Batterien reduzirt worden war, erwarb sich an diesem Tage auch ihre blutigen Lorbeeren. Die unvollzähligen Brigaden Ritter und Isler hatten die Bestimmung, den Rotherberg auf der Ostseite zu umgehen, die Straße von Küßnacht und Meggen zu gewinnen und die Ostseite der Stadt Luzern zu bedrängen, während die Brigade Blumer den nordöstlichen Theil des Kantons Schwyz vom Zürichsee her bedrohte, um die dortigen Truppen zu beschäftigen und deren Aufmerksamkeit von dem Hauptplatze des Kampfes abzulenken. Oberst Abyberg, den wir bereits als eines der herausforderndsten Häupter des Sonderbundes kennen, hatte die Vertheidigung dieses Terrains

übernommen. Wirklich ließ er sich durch die Diversion in der March dazu verleiten, mit einem beträchtlichen Theile seiner Macht nach Arth, an den Fuß des Rigi, zurückzuziehen und zugleich den Paß von Goldau zu verlegen, um den eigenen Kanton zu schützen. Diese sinnlose und überstürzte Retirade von Seite eines Führers, der wie kein anderer mit einer „Vertheidigung bis zum letzten Blutstropfen" geprahlt hatte, entzog dem sonderbündischen Vertheidigungsplan so bedeutende Kräfte, daß sich in der zu deckenden Stellung zwischen Buonas am Zugersee und Meyerskappel am Ostfuße des Rotherberges nur noch zwei Schwyzerbataillone mit einigen Scharfschützenkompagnien, einem Korps Freischützen von Luzern, anderem Landsturm und einigen Geschützen, aber in vortrefflich gewählten Stellungen, sich befanden.

Ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, rückten die Eidgenossen bis Buonas vor, wo sie am frühen Morgen mit den feindlichen Vorposten zusammentrafen, deren Hauptmacht so günstig auf der gedeckten Anhöhe zwischen diesem Orte und Ibikon postirt war, daß sie alle Wege beherrschte, welche die genannten Brigaden nehmen mußten. Nach alter Sitte der Urkantone warfen sich die Sonderbündler beim Beginne des Kampfes auf die Knie, mußten fünf Paternoster beten und empfingen vom Feldpater die große Absolution. Dann erhoben sie sich und forderten ihre Gegner mit höhnischem Geheul zum Angriffe auf, dem diese von unten mit freudigem Jauchzen und rasch entschlossenem Vordringen antworteten. Unter dem Donner der Geschütze von beiden Seiten warfen sich die in Ketten aufgelösten Schützen und Jäger der Eidgenossen auf dem durch Wald, Minen und Schanzen bedeckten Abhange dem Feinde entgegen, während das Bataillon Brunner die schwere Aufgabe erhielt, die Höhe von Ibikon zu nehmen und die Sonderbündler von oben in der Flanke zu fassen. Vor ihm lag ein dichter Wald und hinter diesem, geschützt

durch Hecken, Häuser und Schanzen lauerte eine Abtheilung der Sonderbündler. In weitgedehnter Kette kletterten die Jäger, oft auf Händen und Knieen klimmend und mit dem Säbel sich den Weg durch Hecken bahnend, dem Bataillon Brunner voran, das in einiger Entfernung nachkam; aber plötzlich und unerwartet prasselte aus nächster Nähe ein mörderischer Kugelregen in die Reihen der Angreifer.

Das Bataillon wurde geworfen und konnte sich erst auf der untersten Terrasse wieder um seine von drei Kugeln durchlöcherte Fahne sammeln, auch die Jäger rechts waren unter Verlust ihres Hauptmanns Frauenfelder und mehrerer Mann zurückgetrieben worden, verfolgt vom Feinde, der mit Siegesjauchzen aus seinen Positionen herausstürzte und die Fliehenden unter hartherziger Mißhandlung Verwundeter bedrängte. Bald wich auch ein Theil der Jäger links; nur vierzig derselben, unterstützt von freiwilligen Bündnerschützen und geführt von Major Weinmann und Hauptmann Steiner, kletterten ungeachtet aller Hindernisse zur Höhe empor, wo sie aber von der Hauptmasse des Feindes aus dem Walde mit einem kräftigen Feuer empfangen wurden, während es gleichzeitig auch links und rechts von unten herauf gegen sie krachte, indem die Gegner, die das Bataillon geworfen, jetzt wieder die Höhe und die Hauptmasse der Ihrigen erreichen wollten. Trotz dieses doppelten Kreuzfeuers hielten unsere Jäger muthig aus; sich verloren sehend, dachten sie nur noch, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen und drangen tollkühn am Abhange vorwärts, bald da, bald dort Mann gegen Mann mit dem Bayonette kämpfend, bald mit Säbel und Faust am Boden ringend. Die eidgenössische Batterie Heilandt hatte die Gefahr der Tapfern erblickt und eröffnete alsbald eine wirksame Kanonade auf die Feinde, aber lange noch blieb jede andere Unterstützung aus, bis endlich 40 Appenzellerschützen aus eigenem Antriebe sich zu ihnen Bahn brachen.

Erfreut über diese Hülfe in höchster Noth erneuerten sie ihren Angriff; kräftig trieben sie den Feind zurück; ein wahrer Löwenmuth beseelte alle bei diesem Erfolge. Beim letzten Hause auf Zugerboden ward Hauptmann Steiner plötzlich persönlich von sechs Feinden umzwingelt und zu Boden geworfen, wo er unter diesem Knäuel auf Leben und Tod rang. Aber wie der Blitz fuhren drei seiner treuen Jäger in denselben und retteten ihn, während die sechs hinterlistigen Rachekörpsler, die hartnäckig weder Pardon geben noch nehmen wollten, mit zerschmetterten Schädeln den Kampfplatz deckten. Bald begann der Feind überall zu fliehen; denn jetzt rückte das ganze Bataillon wieder in's Gefecht. Das Schwerste aber war von diesem kleinen Häuflein tapferer Eidgenossen vollführt worden; es hatte den Weg für das nachrückende Bataillon gebahnt und diesem folgten ungehindert, unter klingendem Spiel, die beiden Brigaden über den Paß von Meyerskappel, während die Feinde in wilder Flucht theils rechts nach den bewaldeten Höhen des Rotherberges, theils links auf den Kiemen, theils auf den kürzesten Wegen rückwärts sich zerstreuten. Das Centrum der feindlichen Stellung war also durchbrochen. Unter dem Schutze des Gehölzes konnte nun eine Kolonne bis in's Dorf Meyerskappel vordringen, welches alsbald genommen ward. Damit ward der Schlüssel der gefürchteten Position in den Händen der Eidgenossen.

Die Brigade Ritter schlug nun, zwei Schwyzerbataillone vor sich her treibend, den Weg über Hellmühle, Böschenroth und den Kiemen gegen Immensee und Küßnacht ein, um den Kanton Luzern möglichst rasch von Schwyz abzutrennen. Zu ihrer Verwunderung fand sie die verschiedenen Befestigungen unterwegs, ja selbst diejenigen am Fuße des Kiemen, unbesetzt. Erst als sie den Berg erstieg, um sich des die ganze Gegend beherrschenden Kiemengrates zu bemächtigen, wurde sie von den Kugeln der schwyzerischen Artillerie beunruhigt. Eine

eidgenössische Batterie (Heilandt) aber brachte letztere nach kurzem Feuer zum Schweigen und bald auch zum schleunigen Rückzuge zur Tellskapelle in der „hohlen Gasse“ zwischen Immensee und Küßnacht, zu welcher Bewegung sie um so mehr Grund hatte, als sich die Schwyzer bereits von einem direkt nach Immensee marschirenden eidgenössischen Bataillon umgangen sahen. Die Brigade Ritter besetzte also die wichtige Position des Kiemen sozusagen ohne Schwertstreich. Auf dem südlichen Abhange desselben richtete sie sich nun für den Bivouak ein; denn von da aus konnte sie die Straße nach Küßnacht und Arth vollständig beherrschen. Von diesem Augenblicke an war die Trennung zwischen Schwyz und Luzern vollzogen und der Plan des Generals verwirklicht; denn die Schwyzertruppen hatten sich gänzlich auf ihr Gebiet zurückgezogen, die andern Sonderbundstruppen nach Luzern gewandt und zwischen drinnen standen die Eidgenossen. Die Schwyzer hatten sich bei Gislikon, am Rotherberge, bei Ibikon, am Paß von Meyerskappel, kurz überall brav gehalten; ihr Kommandant Abyberg aber hatte sie schmählich im Stiche gelassen und ihnen im Kampf auf mehrmaliges dringendes Ansuchen nur einige Kompagnien und etwas Artillerie aus seinem sichern Hauptquartier in Arth zugesandt, von wo aus er statt des prophezeiten „Aufganges der Sonne von Morgarten“ den unaufhaltsamen Rückzug seiner Leute mit dem Fernrohr beobachtete. Als die in Arth liegenden Bataillone mit Ungestüm von ihm verlangten, daß er sie in den Kampf führe, um ihren Brüdern Hülfe zu bieten, that er, als ob er es nicht höre, schaute hie und da zum Fenster hinaus und rief beständig aus: „Sie schießen brav! Wahrlich, sie schießen brav!“ Das war der wesentliche Antheil, den die „hehre mittelalterliche Gestalt“ an dem Kampfe für „Ehre, Freiheit und Religion“ nahm.

Während der linke Flügel der Division Gmür diese wichtige Bewegung ausführte, konnte der Divisionär durch Vorschieben seines rechten Flügels (Brigade Isler) die diesseitigen Abhänge und Höhen des Rotherberges besetzen und auf den beschwerlichen Fußwegen die Fühlung mit der Division Ziegler unterhalten. Wie die Hauptkolonne von Meyerskappel aus die Straße nach Udligenschwyl einschlug, warfen sich ihr drei feindliche Bataillone entgegen; gleichzeitig war auch der Landsturmoberst Pascal Tschudi mit bedeutender Verstärkung von Luzern her angekommen, so daß die vorrückenden Eidgenossen von den Anhöhen aus mit einem heftigen Tirailleurfeuer empfangen wurden. Der kräftige Angriff der Letzern aber brach den Widerstand und nach kurzem Gefechte wichen die Gegner hinter Udligenschwyl zurück, wo sie auf den Höhen des Sedel noch durch Täuschung zu imponiren suchten, indem sie mehrfach unter verschiedenen Fähnchen am Rande eines Gehölzes defilirten. Das Feuer einer Batterie und der rasch vorrückenden Plänkler machten aber der Gaukelei ein Ende, worauf sich die Sonderbündler über die Hügel nach Luzern zurückzogen. Sämmtliche Positionen zwischen dem Zugersee und der Reuß waren also jetzt in den Händen der Eidgenossen. Das Dorf Udligenschwyl wurde besetzt und für die Brigade zum Bivouak gewählt. Trotz der stets unterhaltenden Fühlung mit der Division Ziegler erhielt Oberst Gmür erst mitten in der Nacht Meldung von den Erfolgen der letztern bei Honau und Gislikon und konnte erst nach Mitternacht die richtige Verbindung mit derselben herstellen, so große Terrainschwierigkeiten waren hier zu überwinden. Beide Divisionen standen nun kaum zwei Stunden von Luzern entfernt. An den verschiedenen Kämpfen des Tages mochten von eidgenössischer Seite etwas mehr als 12,000 Mann direkt Theil genommen haben, während die Sonderbündler 5000 reguläre Truppen und 2000 Landstürmer in's

Gefecht brachten. Da die Vertheidiger fast immer zu hoch schossen, so daß ihre Kugeln in den eidgenössischen Bayonnetten klirrten und viele Tschakkos durchbohrten, so waren die Verluste der Eidgenossen verhältnißmäßig sehr gering; auch die Sonderbündler hatten trotz der gewaltigen Wirkung der eidgenössischen Artillerie, wobei z. B. eine in ein doublirtes Bataillon einschlagende Kugel auf einmal ein Dutzend Soldaten niederriß, nicht besonders hohe Einbußen an Menschenleben. In einem äußerst coupirten und waldigen Terrain wie hier ist überhaupt die Feuerwirkung eine geringe; die meisten Schüsse gehen in die Baumstämme und Felsen, die dem Soldaten als Deckung dienen; man rückt sich da kaum auf den Leib; Manöver und Märsche müssen entscheiden. Der Hauptvortheil eines solchen Terrains aber ist auf der Seite desjenigen, der eine feste Stellung einnimmt und sich strenge auf der Defensive verhält.

Wie bei Honau und Gislikon, so wurden auch bei Meyerskappel die verwundeten Freunde und Feinde ohne Unterschied in eidgenössische oder in zürcherische Privatpflege genommen. Allein die verwundeten Sonderbündler zitterten vor Schrecken und Angst und es bedurfte vieler Worte um sie beruhigen. Sie sagten nämlich: „Uns hat man strenge befohlen, Keinem Pardon zu geben.“ Es war dies ganz in Uebereinstimmung mit dem, was die „Katholische Staatszeitung“ wiederholt versicherte: „Wir wollen und geben keinen Pardon, diesmal füllen wir keine Kirchen mehr mit Gefangenen wie bei den Freischaarenzügen.“

Die Nacht verlief auf der ganzen Linie ohne große Ruhestörungen, einige Allarmirungen von Seite versprengter Landsturmhaufen abgerechnet. Schon am Abend hatte der Oberbefehlshaber des sonderbündischen rechten Flügels, Abyberg, beim Obersten Gmür um einen Waffenstillstand nachgesucht. Natürlicherweise konnte dieser Bitte nicht ensprochen werden;

denn die Operationen mußten einen raschen Verlauf nehmen. Der Kanton Schwyz war an diesem Tage auch von der Ostseite, vom Zürichsee her, hart bedrängt worden. Die Reserven nämlich, welche noch an den Ufern dieses See's und der Linth in der Gegend von Bilten, Utznach und Wädensweil standen, mußten ebenfalls vorrücken, um ihre Bewegungen zu einem doppelten Angriff auf die March zu konzentriren und sich wo möglich in den Besitz der beiden wichtigen Défilés an der Schindellegi und am Etzel zu setzen, welche bekanntlich die Thore zum Kanton Schwyz von der Seeseite her bilden. Der Uebergang über die Linth bei Grynau begegnete keinem Widerstande, dagegen fanden bei Wollerau und namentlich bei Hütten, einem zürcherischen Dorfe, wo schon in den Religionskriegen von 1712 Schweizer gegen Schweizer kämpften, kleinere Gefechte statt, die sämmtlich zu Ungunsten der Sonderbündler ausfielen und die March zur Kapitulation veranlaßten. Die Seebrücke bei Rapperswyl ward deshalb rasch wieder hergestellt und die ganze March militärisch besetzt. „Der Zweck dieser Diversion war," sagt Düfour, „keine Truppe in einem so entscheidenden Momente unthätig zu lassen. Die an den Ufern des Zürichsees kantonnirten Bataillone, die nicht zur aktiven Division gehörten, wären in diesem Falle gewesen; ihre Anwendung gegen die March war für sie eine nützliche Betheiligung an der Gesammtaktion. In der That sahen die auf dieser Seite bedrohten Schwyzer sich genöthigt; ihre Aufmerksamkeit zu theilen und in die March oder an die so schwer zu bewachenden Sihlübergänge einige Truppen abzugeben, um welche die Vertheidigung von Meyerskappel, des Schlüssels der vom Sonderbundsheer eingenommenen Stellung geschwächt wurde. Die Besetzung dieses Bezirks war indessen von geringer Bedeutung für die Gesammtoperation; sie war eben nur Truppen aus der zweiten Linie anvertraut und ohne Einfluß auf den allgemeinen Plan. Wäre sie mißlungen, so

hätte dies das Endresultat nicht im Geringsten verändert; denn Alles mußte zwischen der Reuß und dem Zugersee entschieden werden, wo die Hauptkräfte der beiden Armeen einander gegenüber standen."

Am Abend des 23. November war also die sonderbündische Armee von allen Seiten in die Nähe der Stadt Luzern zurückgedrängt; dessen ungeachtet durfte man sich für den nächsten Tag noch auf einen gewaltigen Widerstand gefaßt machen, denn es war bisher nur ungefähr die Hälfte des sonderbündischen Heeres in's Feuer gekommen und die Artillerie hatte noch nirgends recht zur Geltung gelangen können; zudem waren die erlittenen Niederlagen fast überall sehr ehrenvoll gewesen. General Salis-Soglio dachte dann auch wirklich daran, die Stellung bei Ebikon zu behaupten und ordnete deshalb während der ganzen Nacht die Erstellung aller nöthigen Vertheidigungsanstalten an, ging aber in Folge seiner Verwundung selbst nach Luzern zurück. Auch Oberst Elgger, der die Emmenlinie zu halten hatte, rüstete tüchtig zu fortgesetztem Widerstande.

Als Düfour am Abend in Sins die freudige Nachricht von den Waffenthaten und der Stellung seiner Divisionen erhielt, gab er sämmtlichen zur weitern Aktion bestimmten Kolonnen den Befehl, in der ersten Morgenfrühe vor Luzern zu marschiren, um diese Stadt im Laufe des nächsten Tages zur Kapitulation zu zwingen. Die in Roth, Udligenschwyl, Inwyl und an der Emme stehenden Truppen waren denn auch beim ersten Tagesgrauen marschfertig und harrten des Befehles zur Wiederaufnahme der blutigen Arbeit. Doch diese sollte ihnen erspart werden; denn in Luzern waren mittlerweile unerwartete Hindernisse eingetreten.

Kaum hatte nämlich der in ängstlicher Erwartung der kommenden Dinge auf dem Rathhause in Luzern versammelte

sonderbündische Kriegsrath, sowie der luzernische Regierungsrath durch eine Staffette des Generals Salis-Soglio die Gewißheit des Rückzuges aus den Positionen von Honau und Gislikon erhalten, so geriethen diese beide Behörden in namenlose Angst und Verwirrung. Ohne den Gedanken, sich vor der Stadt zu verzweifelter Gegenwehr zu stellen, nur in sich aufkommen zu lassen, dachten die charakterlosen Volksverführer nur an ihre persönliche Sicherheit und trafen schleunigst insgeheim alle Anstalten zur Flucht. Sie sandten dem General die Weisung zu, mit dem eidgenössischen Oberkommandanten betreffend die Uebergabe der Stadt in Unterhandlung zu treten, falls jeder weitere Widerstand vergeblich sein sollte und unterdessen die sämmtlichen Truppen in die Urkantone rückwärts zu konzentriren, um hier die Vertheidigung fortzusetzen, bis die versprochene Hülfe vom Ausland komme. Ihre Flucht mußte aber vollständig unbemerkt geschehen, damit die Bevölkerung der Stadt keinen Verdacht schöpfe und die Herren, welche die Suppe eingebrockt, nicht mit Gewalt zurück halte; denn seit dem Beginn der Kämpfe hatte das Volk keine Nachricht über den Stand der Dinge erhalten. Wohl hörte man von 10 Uhr Vormittags an bis in den Nachmittag hinein gewaltigen Geschützdonner aus der Gegend von Gyslikon und Meyerskappel her, aber Niemand konnte erfahren, wer dort Vortheile errungen habe. Als aber gegen 5 Uhr ganze Züge von Wagen mit Verwundeten, Sterbenden und Todten, Kanonen mit bloß halber Bespannung und Gepäckwagen aller Art in buntem Durcheinander und ängstlicher Hast in die Stadt einfuhren, da hatten die Einwohner die sicheren Boten des geschlagenen Heeres vor sich. Bald kamen auch Landstürmer und Milizen in wilder Auflösung dahergeeilt und brachten die Nachricht von der Niederlage der Sonderbundstruppen und dem Vorrücken der Eidgenossen. In wenigen Minuten war die ganze Stadt in Allarm; die zahlreichen

Liberalen lebten in Freude und Hoffnung auf die baldige Erlösung und schwebten zugleich in großer Angst vor den letzten Wuthausbrüchen der ihre Sache verloren sehenden aufgehetzten, fanatischen Landstürmer, welche die Straßen auf und nieder wogten. In dieser allgemeinen Verwirrung und unter dem Schleier der Abenddämmerung schlich sich Siegwart-Müller, der in aller Eile Siegel, Dokumente, Staatsgelder, die in Luzern liegende eidgenössische Kriegskasse u. s. w. zusammengepackt hatte, an den Landungsplatz, wo ein Dampfboot und mehrere Schleppschiffe bereit standen. Auf andern Wegen erschienen dort zu gleicher Zeit die berüchtigsten Glieder seines Regiments, Meyer, Haut, Sigrist 2c., die Väter Jesu, Schaaren von Klosterfrauen und Geistlichen — kurz alle, die sich unter der Qual ihrer Gewissensbisse vor dem eigenen Volke, dem ja alsbald die Augen aufgehen mußten, nicht sicher fühlten. Eine starke Polizeiabtheilung wurde zu allfälligem Schutze ebenfalls mit eingeschifft. Unterdessen war die Nacht hereingebrochen und das Dampfboot, dem mehrere Schleppschiffe angehängt waren, stieß unbemerkt von den Augen der Stadtbevölkerung, mit nahezu hundert Insaßen, hunderttausend Franken geraubten Geldes und zweitausend Malter vorräthigen Getreides vom Ufer ab, um nach Uri zu fahren.

Diese denkwürdigste aller Mondscheinfahrten auf dem klassischen Vierwaldstättersee ging ohne Unfall vor sich, obschon die Schiffe fast bis zum Sinken belastet waren. Welche Gefühle mochten sich in Siegwart's Herz regen, als er die letzten Lichter der Stadt Luzern aus den Augen verlor, welche Gedanken, als er mit seiner betenden Flüchtlingsschaar in nächtlicher Stille neben dem Rütli hinauffuhr und endlich in Flüelen landete! — — —

Um die feige Flucht der Regierung und des Kriegsrathes sowohl vor der Bevölkerung Luzern's als vor der Armee zu verheimlichen, ertheilte der Generalstabschef, Oberst Elgger,

der am Abend von den Schanzen der Emmenlinie, wo er Alles zur weitern Vertheidigung angeordnet hatte, nach der Stadt geritten war und keine Oberbehörde mehr vorfand, den Befehl, sämmtliche Stadtthore zu schließen und ohne spezielle Erlaubniß des Platzkommando's durchaus Niemanden, mit Ausnahme der Generalstabsoffiziere, aus der Stadt oder in dieselbe zu lassen. Aber schon hatte General Salis in Befolgung des letzten Befehls des Kriegsrathes allen Widerstand aufgegeben, seine Truppen von Ebikon zurückgezogen und im Schooße des Stadtrathes das Gesuch um einen Waffenstillstand beim eidgenössischen Oberbefehlshaber zur Besprechung und Genehmigung gebracht. Während nun ein Parlamentär mit diesem Auftrage in's eidgenössische Lager ritt, thaten sich die höheren Offiziere der Sonderbundsarmee in aller Eile zu einem freiwilligen Kriegsrathe zusammen, um das Weitere zu besprechen. General Salis theilte alsbald seinen Entschluß mit, in Anbetracht der Haltung der Regierung und des Kriegsrathes und angesichts der überwältigenden feindlichen Uebermacht auf jede fernere Vertheidigung zu verzichten und mit dem Waffenstillstande sofort eine Kapitulation einzuleiten, um die Stadt zu schonen. Die Mehrzahl der Offiziere aber neigte sich in Rücksicht darauf, daß noch mehr als die Hälfte ihrer Armee noch gar nicht in's Feuer gekommen, zur Fortführung des Krieges hin. Trotzdem beharrte der General bei seiner Meinung und reiste alsbald ab, den flüchtigen Kriegshäuptern nach, ohne nur den Bericht über Genehmigung oder Verweigerung des Waffenstillstandes abzuwarten. Generalstabschef Elgger sollte denselben entgegennehmen und das Weitere besorgen; allein dieser erklärte, daß durch diese Vorgänge seine Stellung als Generalstabschef faktisch nicht mehr anerkannt sei und er nun Luzern auch verlassen werde. Die Verwirrung wuchs von Minute zu Minute; Niemand wollte mehr die Verantwortlichkeit des Oberkommando's über sich nehmen.

Der Parlamentär brachte aus dem eidgenössischen Hauptquartier den trostlosen Bericht, General Düfour weise jeden Waffenstillstand zurück und verlange die Oeffnung der Stadtthore für die eidgenössischen Truppen, sowie die Aufpflanzung der eidgenössischen Fahne auf den Thürmen der Stadt zum Zeichen der Unterwerfung, zu welchen Schritten es die höchste Zeit sei, da er den zur Aktion bestimmten Truppen bereits den Befehl zum Angriff gegeben habe.

Begreiflicherweise wollte sich nun Niemand mit der Kapitulation befassen. Auch für die Fortführung des Krieges verstummten die Stimmen. „Bei der schimpflichen Flucht des Kriegsrathes und der Regierung wäre es schade um jeden Schuß, der noch gethan würde, war bald die Meinung Aller. Sodann verschwand Einer nach dem Andern während der Nacht, theils allein, theils mit seinen Truppen die heimatlichen Thäler oder sichere Zufluchtsstätten aufsuchend. In der Dunkelheit zog die Artillerie von Uri ab; es gingen die Kontingente von Ob- und Nidwalden mißmuthig auf den kürzesten Wegen heim, ebenso ein Walliserbataillon, während ein anderes noch zurückblieb. In der allgemeinen Verwirrung dachte Jeder nur an seine eigene Rettung. Noch war die feige Flucht der obersten Behörden den Soldaten nicht bekannt geworden; aber nach Mitternacht ging die Kunde davon wie ein Lauffeuer durch die Lager. Nun erfolgten überall Wuthausbrüche, daß man sie auf so unverantwortliche Weise im Stiche gelassen und hintergangen habe. Viele zerbrachen im Zorn ihre Waffen und kündeten ihren Offizieren jeden Gehorsam. Es bedurfte daher der ganzen Energie und Beredtsamkeit des Milizinspektors, um die nöthige Ruhe herzustellen und in der Morgenfrühe die Niederlegung der Waffen bei sämmtlichen in Luzern stehenden Truppen zur Durchführung zu bringen.

Während der Stadtrath die Vorbereitungen zur Kapitulation traf und Milizen und Landsturm ihre Waffen niederlegten, um sich schleunigst an ihren häuslichen Herd zurück zu begeben oder als ruhige Zuschauer in Erwartung der kommenden Dinge in Luzern zu bleiben, brach der Morgen des 24. Nov. an. Die Bewohner der Stadt, in ihrer Mehrheit liberal und hoch erfreut über diesen Ausgang der Sache, begrüßte die auf den Thürmen erscheinende eidgenössische Fahne mit Jubel und warf sich mit aller Macht auf die Demolirung der Pallisaden und massiven Holzwände, welche der Sonderbund während vielen Wochen mit gewaltigen Opfern um die Stadt herum erbaut hatte. Wenige Stunden reichten hin, diese kriegerischen Schranken wegzuräumen. Gleichzeitig schickte der Stadtrath eine Abordnung in das eidgenössische Hauptquartier mit der Erklärung: „Die Regierung des Kantons Luzern hat sich faktisch aufgelöst und in ihrer großen Mehrheit entfernt; die auf Luzerner Boden stehenden sonderbündischen Milizen und Landstürmer sind entwaffnet; die Thore der Stadt stehen den eidgenössischen Truppen offen, welch' Letztere mit Zutrauen empfangen werden."

Durch die Tags zuvor von Männern, Weibern und Kindern in Erwartung einer Schlacht verlassenen, aber bereits wieder belebten Dörfer zogen nun die eidgenössischen Truppen nach Luzern, wo schon Morgens halb zehn Uhr die ersten Abtheilungen anlangten. Der Einmarsch fand von allen Seiten gleichzeitig statt. Ueberall auf den Wegen dahin wehte die weiße Fahne und wurden den Siegern Erfrischungen angeboten; überall war Jubel und Freude, und wo vor wenigen Tagen noch das freie Wort in Ketten und Banden lag, da erhoben sich jetzt Freiheitsbäume. Das Vivatrufen der Bevölkerung übertönte oft den Trommelwirbel und die Fanfaren der Kriegsmusik; von allen Fenstern flatterten roth und weiße Fahnen. Bald lagen 24,000 Mann eidgenössischer Truppen

in der Stadt, die andern 16,000 Mann blieben draußen. Während des Einzuges und noch mehrere Stunden nachher war alle Ordnung unter den Einwohnern aufgelöst, denn der durch die mehrfach erwähnten Gewaltmaßregeln darniedergehaltene Unwille suchte sich nun Luft zu machen. Daß dabei arge Exzesse stattfanden, läßt sich leicht denken. So wurden im Jesuitenkloster, sowie in den Häusern einzelner Sonderbundshäupter bedeutende Verwüstungen angerichtet. In erster Linie aber wurden die Gefängnisse gesprengt, in denen die politischen und militärischen Gefangenen schmachteten, um diese in Freiheit zu setzen. Auch der Kesselthurm ward erbrochen; denn Tausende drängten sich herzu, den schrecklichen Kerker zu sehen, in dem Dr. Steiger gesessen. Den eidgenössischen Soldaten konnten in Luzern wenige Disziplinarvergehen zur Last gelegt werden; denn Oberst Ziegler übernahm alsbald das Platzkommando und führte dasselbe mit unparteiischem Ernste.

Als die zu Immensee und in der hohlen Gasse bei Küßnacht gelagerten Schwyzertruppen erfuhren, was in Luzern geschehen, gaben sie ihre Position auf und zogen sich gänzlich auf die andere Seite des Rigi, nach Arth und Goldau zurück. Die am Kiemen bivouakirenden Eidgenossen ließen sie abziehen, ohne sie zu verfolgen.

General Düfour zog um 1 Uhr Nachmittags in Begleitung seines Stabes in Luzern ein, um allda sein Hauptquartier aufzuschlagen. „Am Abend vorher," schreibt er, „erhielt ich in Sins den Besuch eines englischen Geistlichen, der sich als ein Beauftragter des großbritannischen Geschäftsträgers Robert Peel anmeldete und den Wunsch äußerte, die Dinge in der Nähe ansehen zu dürfen, um nur sichere Nachrichten geben zu können. Ich gab ihm den Bescheid, daß es mir unmöglich sei, irgend einen Unbetheiligten bei meinem Generalstabe zu dulden, und veranlaßte ihn, auf einige Tage nach Muri zurückzukehren. Die Erwähnung dieses Faktums mag als Erwiderung

dienen auf die Andeutungen einiger ausländischer Blätter, als habe Lord Palmerston einen besondern Einfluß auf mich ausgeübt und mich zu einer Beschleunigung der Ereignisse gedrängt. Ich habe überhaupt weder zu dem englischen Minister noch zu andern in der Schweiz beglaubigten diplomatischen Agenten in der geringsten direkten oder indirekten Beziehung gestanden und hätte auch nicht zugegeben, daß sich irgend Jemand in dieser oder jener Weise in meine Angelegenheiten mische; meine Pläne vertraute ich Niemanden an."

Als die flüchtige Sonderbundsregierung in Flüelen angekommen war, begab sie sich noch in selbiger Nacht nach Altorf, wo sie endlich Athem schöpfte und alsbald eine hochtrabende Proklamation erließ, in welcher sie u. A. sagte: „Wenn wir auch gezwungen sind, der Gewalt zu weichen und das Gebiet des Kantons Luzern zu verlassen, so bilden wir nichtsdestoweniger die rechtmäßige Landesobrigkeit; mit Gottes Hülfe kann die Zeit wieder kommen, wo es uns gegeben sein wird, in der vollen rechtlichen Stellung zurückzukehren." Das verführte Volk konnte aber die eben bewiesene Feigheit und diese Dreistigkeit nicht mit einander in Einklang bringen und die Herren bekamen selbst unter den guten Urnern Dinge zu hören, die ihnen fast wie eine allgemeine Anklage auf Vaterlandsverrath vorkommen mußten. Siegwart selbst konnte sich vor der Wuth einer Scharfschützenkompagnie kaum retten — kurz, die ganze Volksstimmung gab den gewissenlosen Volksverführern und ihrer frommen Suite den weisen Rath, das Gebiet der Urkantone schleunigst zu verlassen. Die meisten flohen über die Furka nach Wallis. General Salis-Soglio aber langte schon am 3. Dezember in Mailand an. Am 25. Nov. hatte er noch an der in Brunnen abgehaltenen Konferenz von Abgeordneten aus den drei Urkantonen Theil genommen, welche bezüglich der Weiterführung des Krieges Beschlüsse fassen wollte, allein angesichts der obwaltenden

Umstände rath- und thatlos auseinanderging. So zerfiel das Werk des Truges und der Verblendung in den ersten Stunden harter Prüfung und ließ nur eine qualvolle Ernüchterung zurück.

Sofort nach seinem Einzuge in Luzern schrieb General Düfour an die Regierungen von Uri, Schwyz, Ob- und Nidwalden, um sie zum Rücktritt vom Sonderbunde zu veranlassen, da ein längerer Widerstand die traurigsten Folgen für sie herbeiführen müßte. Seine wohlgemeinten Vorschläge fanden Gehör. Schon in der Nacht vom 24. auf den 25. Nov. fand sich ein Abgeordneter von Obwalden, Landesbauherr Michel von Kerns, beim General ein, um im Namen des Landes den Rücktritt vom Sonderbunde zu erklären und das Ansuchen zu stellen, daß Obwalden von einer militärischen Besetzung verschont werde. Diesem Gesuche konnte freilich nicht entsprochen werden, jedoch wurden die Bedingungen einer Uebereinkunft niedergesetzt, welche schon am folgenden Tage um 11 Uhr Abends von beiden Parteien unterzeichnet wurde. Nach derselben entsagte Obwalden dem Sonderbund, verpflichtete sich, die Waffen seines Kontingents sowie des Landsturmes in das Kantonalzeughaus niederlegen zu lassen, ohne Widerstand eidg. Truppen aufzunehmen und sie nach den eidgenössischen Reglementen zu unterhalten. Dagegen sollten diese Truppen die öffentliche Ordnung aufrecht erhalten und die Personen, sowie das Eigenthum schützen. Alle Fragen nicht militärischer Natur, welche sich erheben könnten, sollten der hohen Tagsatzung zum Entscheide unterbreitet werden.

Kaum war dies Aktenstück unterzeichnet, so erschienen die Abgeordneten von Nidwalden, die Landammänner Achermann, Zelger und Wirsch mit Gefolge, um eine gleichlautende Kapitulation abzuschließen. Am folgenden Tage besetzten zwei Bataillone und eine Scharfschützenkompagnie diese

beiden Halbkantone, wo sie sich überall des besten Empfanges erfreuten.

Auch Schwyz besann sich nicht lange; denn schon am 26. Nov. erschien der Großrathspräsident Oetiker vor Düfour und schloß die gleiche Uebereinkunft ab, welche folgenden Tages vom Großen Rathe gutgeheißen wurde. So mußte also Held Abyberg von Arth zurückkehren, ohne in's Feuer gekommen zu sein. Vor dem Abzuge trat eine unerschrockene Artherin vor das Bataillon hin und rief, auf ihn zeigend, mit wüthender Stimme: „Soldaten, hat denn Keiner von Euch so viel Ehre im Leibe, den feigen Prahler niederzuschießen?" Wirklich hielt mehr als einer seiner Wehrmänner eine Kugel für ihn bereit, und nur die schleunigste Flucht konnte sein bedrohtes Leben retten. Die eidgenössischen Truppen wurden in Einsiedeln, Küßnacht, Arth und Gersau herzlich, in dem „hochmüthigen Schwyz" aber frostig aufgenommen, weshalb an diesem letzteren Orte, von wo sich zwar die Jesuiten seit mehreren Tagen geflüchtet hatten, arge Verwüstungen angerichtet wurden, die aber nicht den eidgenössischen Soldaten, sondern dem sich vom Jesuitenregiment hintergangen und belogen sehenden eigenen Landvolke zur Last fielen. Das am Fuße des Mythen sich erhebende, prachtvolle Jesuitenkollegium wurde von den gleichen Leuten, die einige Jahre vorher voll heiligen Eifers am Bau mitgewirkt, schrecklich verwüstet. Der Divisionskommandant Gmür führte aber gleich nach seinem Einzuge eine strenge Disziplin ein, die sich auch auf die Bürger erstreckte und weiteren Zerstörungsgelüsten einen Riegel steckte. Das Kloster Einsiedeln blieb vollständig verschont und erwarb sich durch die Freundlichkeit der Patres und die stets reichlich fließenden Herrlichkeiten ihrer Küche und ihres Kellers das Lob manches eidgenössischen Wehrmannes für alle Zeiten.

Uri zögerte begreiflicherweise auch nicht, das Beispiel der andern Schicksalsgenossen zu befolgen. Die Landammänner

Muheim und Z'graggen schlossen am 27. die nämliche Kapitulation ab, die der Landrath ohne Weiteres genehmigte. Unterdessen waren die drei Dampfschiffe des See's der eidgenössischen Militärbehörde zur Verfügung gestellt worden. Am 28. Nov., beim herrlichsten Wetter, führten diese Fahrzeuge, an die noch ein halbes Dutzend Schleppschiffe angehängt wurden, zwei Infanteriebataillone, zwei Scharfschützenkompagnien und den Brigadestab nebst 12 Reitern nach Flüelen, wo diese Truppen auf das Beste empfangen wurden. Sie fanden aber in dem rauhen Gebirgslande nur Armuth und schlechte Quartiere, so daß sie von Mitleid gerührt, in mancher Hütte, wo man Brod kaum dem Namen nach kannte, ihren Mundvorrath mit den Bewohnern theilten und die freundlichste Erinnerung in den Herzen der biedern Bergleute zurückließen.

Die in Luzern gebliebenen Wallisertruppen, welche sich kriegsgefangen gaben, wurden alsbald nach Basel transportirt, wo sie eine vorzügliche Aufnahme fanden. Durch die Besetzung der Urkantone wurde der Stadt Luzern eine bedeutende Truppenlast abgenommen, unter der sie in den ersten Tagen der Occupation fast erstickt war. Die Verwundeten, die von den in der Nacht vom 23. auf den 24. zu Wasser und über die Bergpfade abgezogenen andern Sonderbundstruppen in Luzern zurückgelassen wurden, fanden im städtischen Spital die sorgfältigste Pflege. Düfour selbst besuchte sie trotz seiner allseitigen Inanspruchnahme mehrmals, um sich persönlich zu überzeugen, daß es ihnen an nichts fehle. Die meisten Truppen durften nur ganz kurze Zeit in der Stadt bleiben und wurden dann wieder in die Dörfer versetzt; ja der Berner Division Ochsenbein, die in Kriens und Winkel kantonnirte, erlaubte der General nicht einmal den Eintritt in den Hauptort. Dies geschah aus Klugheitsrücksichten; denn es stand zu befürchten, daß die unmittelbare Berührung dieser

Truppen mit den Einwohnern leicht die kaum vernarbten Wunden alter Feindseligkeiten wieder aufreißen würde. Oberst Ochsenbein sah dies vollkommen ein und durch seine Festigkeit setzte er es durch, daß seine Soldaten trotz ihres lebhaften Wunsches, in die Hauptstadt des Sonderbundes einzuziehen, nur einen flüchtigen Blick in dieselbe thun durften und damit abermals einen Akt der Subordination ausführten, der ihnen schon vor Freiburg zur Ehre gereicht hatte. Sie defilirten am 25. Nov. nur in der auf dem linken Reußufer liegenden Vorstadt und setzten dann über Willisau ihren Rückmarsch nach Bern fort, wo sie von den dankbaren Mitbürgern mit Jubel begrüßt und von Ochsenbein alsbald entlassen wurden.

Wenige Tage darauf hielt General Düfour über die Kavallerie-Reserve Musterung und versah dieselbe mit Marschrouten in die Heimat; er behielt nur noch die zum Dienst nöthige Kavallerie der Divisionen. Ebenso wurden die kantonalen Reserven und ein Theil der Artillerie entlassen. Auf diese Weise wurde mit der den Verhältnissen angepaßten und aus Sparsamkeits-Rücksichten gebotenen Verminderung der Armee begonnen.

Um der getäuschten Bevölkung zu beweisen, daß die als Heiden und Türken verleumdeten eidgenössischen Truppen die Religion achten und von keinem feindseligen Geiste gegen den katholischen Glauben beseelt seien, befahl der General, daß die zu dieser Konfession gehörenden, in Luzern befindlichen Truppen der Messe in der Hauptkirche beiwohnen sollten, während er zur gleichen Stunde für die Truppen reformirten Bekenntnisses einen Gottesdienst auf dem Mühleplatz abhalten ließ. Er selbst begab sich mit sämmtlichen Offizieren seines Stabes zu dieser religiösen Feier und wohnte ihr trotz des dichten Nebels und kalten Wetters bis an's Ende bei. Dies war von guter Wirkung, sowohl nach außen hin wie nach innen.

Wie human Düfour gegen Luzern vorgehen wollte, beweist folgender Umstand: Am 19. November zeigte man ihm bei Besichtigung des Zeughauses in Aarau zwei Munitionswagen mit Kriegsraketen, die man ihm sammt dem dazu gehörigen Material zur Verfügung stellte. Er weigerte sich aber entschieden, von einem solchen Zerstörungsmittel gegen Luzern Gebrauch zu machen, da er so viel als möglich Alles zu vermeiden gedachte, was diesem Kriege den Charakter der Gewalt geben konnte.

Nach der Kapitulation von Luzern nahm sich Düfour mit aller Kraft der ihm feindlich gesinnten und, wie bereits erwähnt, von zügellosen Volkshaufen und rachedürstenden Liberalen bedrohten Sonderbunds- und Ordenshäupter an und sammelte dadurch feurige Kohlen auf deren Scheitel. Der beste Beweis dafür ist wohl der, daß sich sogar der päpstliche Nuntius bewogen fühlte, ihm persönlich einen Dankesbesuch zu machen, um sich über das gegen die religiösen Anstalten beobachtete Verfahren rühmend auszusprechen.

Wir dürfen hier auch des Zeugnisses erwähnen, das der Guardin des Kapuzinerklosters auf dem Wesemlin bei Luzern über das Verhalten der dort einquartirten eidgenössischen Truppen in die Hände des Generals legte, ein Zeugniß, das allen böswilligen Verleumdungen über angeblich von den Siegern verübten Unfug die Spitze bricht. Es lautet:

„Der Guardin der Kapuziner des Klosters Wesemlin macht es sich zur Pflicht, seine vollständige Zufriedenheit mit der Disziplin der in seinem Kloster einquartirten eidgenössischen Milizen hiemit auszusprechen. Er hat sich über keine Beleidigung noch Schädigung zu beklagen; er muß im Gegentheil sowohl den Soldaten wie den Offizieren seine Befriedigung und seinen vollen Dank für ihre strenge Mannszucht und ihr gutes Benehmen ausdrücken.

„Wesemlin, 29. Nov. 1847. J. Damascen, Guardin."

Die Frauenklöster besonders wurden mit Achtung behandelt. Als indessen die Urner Regierung den General ersuchte, etwa hundert flüchtigen Nonnen, die sich in Altorf aufhielten, die Rückkehr nach Luzern zu gestatten, erlaubte er dies, fügte aber bei, daß es klüger und besser wäre, noch einige Tage zuzuwarten, bis vollständig geordnete Verhältnisse in Luzern Platz ergriffen haben. Sein Rath fand Gehör.

Schon vor dem Einzug der Eidgenossen war das Haus des Obersten Elgger, das vor der Stadt lag, wie manch' anderes geplündert worden. Düfour gab sich alle Mühe, die geraubten Gegenstände wieder aufspüren zu lassen, und war wirklich so glücklich, einen Theil derselben bei verschiedenen Privaten in der Stadt zu entdecken und der Frau Elgger zurückerstatten zu können. Er unterstützte Letztere überhaupt in jeder Weise nach Kräften, wie er auch das Haus des Schultheißen Rüttimann schützte, das von einer zügellosen Volksmasse bedroht war. Bei all' diesen Gelegenheiten führten sich die Truppen musterhaft auf, als Beschützer der Schwachen als Männer der Ordnung, wie die von den Ortsbehörden (— selbst von derjenigen des Fleckens Schwyz!—) ertheilten Zeugnisse dies ausdrücklich betonen. Die Wittwe des ehemaligen Landammanns der Schweiz sprach später dem General der Eidgenossenschaft auch brieflich ihren Dank aus, indem sie Alles hervorhob; was er für ihre Familie und ihr Haus gethan.

Wie in Freiburg, mußte es sich auch in Luzern sofort um eine andere Ordnung handeln, um den Kanton wieder in ein gesundes Fahrwasser zu leiten und vor neuem Unheil zu bewahren. Die flüchtige Regierung konnte natürlicherweise nicht mehr als rechtmäßige Obrigkeit angesehen werden. Die Augen der besten Bürger richteten sich nun auf den größtentheils liberal gesinnten Gemeindrath der Stadt, der jedoch anfangs Bedenken trug, die Verantwortlichkeit einer provisorischen

Leitung des Kantons zu übernehmen. Unter dem Drange der Umstände aber ergriff er doch mit Zuzug von acht angesehenen Männern aus der Landschaft die Zügel und erhielt von Düfour die Zusicherung militärischen Schutzes. Eine allgemeine Volksversammlung unter Leitung von Dr. A. Hertenstein bestätigte diese provisorische Regierung, stellte aber auf das dringende Verlangen der mit den eigenössischen Truppen zurückgekehrten politischen Flüchtlinge, an deren Spitze Dr. Robert Steiger stand, verschiedene wohlbegründete Verlangen. So mußte der Buchdrucker der Jesuiten, Stadtrath Räber, der provisorischen Behörde fern bleiben, die Jesuiten und ihre Affiliirten den Kanton innert dreimal 24 Stunden verlassen und sollten für immer aus demselben verbannt sein. Im Ferneren wurden die Regierungs- und Großrathsmitglieder, die als Urheber der Jesuitenberufung und als Stifter des Sonderbundes galten und sich nicht zu Protokoll dagegen verwahrt hatten, in Anklagezustand versetzt, dagegen aber alle seit dem 8. Dez. 1844 wegen politischen Vergehen verurtheilten oder noch angeklagten Kantonsbürger wieder in ihre politischen und bürgerlichen Rechte eingesetzt und die daherigen Prozeduren als null und nichtig erklärt. Die nun unter dem Präsidium von Oberst Schumacher-Uttenberg in Thätigkeit tretende provisorische Regierung erließ sofort eine beruhigende Erklärung an das Volk, sorgte für strenge Handhabung der Ordnung und erhielt von den mittlerweile eingetroffenen eidgenössischen Kommissären (Dr. Kern aus dem Thurgau und RR. Bollier von Zürich) alsbald die staatliche Anerkennung.

Nachdem diese Angelegenheiten geordnet waren, brachten die Liberalen am 1. Dezember dem General Düfour einen großartigen Fackelzug mit Feldmusik und Männerchören. Der Sprecher, Alt Regierungsrath Isaak, dankte dem Gefeierten, der mit kriegerischem Ernste Großmuth und Schonung so edel zu paaren gewußt habe, für die glückliche Befreiung der

Eidgenossenschaft und insbesondere des Kantons Luzern aus den Banden, an denen letzterer 7 Jahre lang umsonst gerüttelt. Diesen Worten folgte ein donnerndes Lebehoch auf den General Düfour, die Eidgenossenschaft und die eidgenössische Tagsatzung. Mit schönen Worten und bewegtem Herzen dankte Düfour für die ihm erwiesene Ehre und ließ seinerseits nochmals die Eidgenossenschaft hoch leben. Zum Schlusse folgte ein Vivat auf die eidgenössische Armee.

Eine merkwürdige Erscheinung, welche gleich nach der Uebergabe Luzerns zum Vorschein kam, darf nicht unerwähnt bleiben, die nämlich, daß die sogenannte schwarze Partei (die Liberalen) plötzlich im Kanton Luzern so verstärkt wurde, daß man die Rothen fast am hellen Tage mit der Laterne hätte suchen müssen. Alles stellte sich schwarz bis über die Ohren, selbst Diejenigen, denen noch vor einigen Tagen der rothe Kamm gewaltig empor schwoll. Jener thurgauische Geistliche hatte daher nicht ganz unrecht, als er bei einem zu Ehren der heimgekehrten Soldaten in Weinfelden veranstalteten Bankette den General Düfour als unübertrefflichen Färbermeister hochleben ließ, dem es gelungen sei, in wenigen Stunden Tausende von scharlachrothen Luzernern schwarz zu färben.

Nicht wenig hatte die eidgenössische Mannschaft unter dem schlechten Wetter, welches kurz nach ihrem Einmarsche in Luzern eintrat und die Straßen und Wege fast unfahrbar machte, zu leiden. Wieder ward dasselbe durch eine eigenthümliche Natur-Erscheinung angekündigt, die den General Düfour in Erstaunen setzte und für den Moment fast in Verwirrung brachte. Am Morgen des 24. Nov. nämlich, als der Waffenstillstand infolge der Kapitulation Luzerns überall bekannt gemacht worden war und der General, der eben in die Stadt einziehen wollte, auf einem Hügel unweit derselben, umgeben von seinem Stabe, einen kleinen Halt machte, hörte man plötzlich im Rücken aus der Ferne her einen Kanonenschuß,

und alsbald darauf erdröhnte ein zweiter und dritter, alle vom schwersten Kaliber. Verwundert blickte Düfour seine Begleiter an; hatte doch der Tagesbefehl allem Schießen ein Ende gemacht, und nun erhob sich die Kanonade hinter der eidgenössischen Armee noch einmal mit aller Vehemenz. Wie sollte man da nicht eine schwere Unbotmäßigkeit vermuthen? Aber in der nächsten Umgebung des Generals befand sich ein aargauischer Offizier, der mit diesem schon einmal erwähnten Phänomen des „Wetterschießens“ jener Gegenden bereits bekannt war. Er löste dem erstaunten General das Räthsel, indem er ihm erklärte, daß diese Schüsse Detonationen im obern Luftraum seien, eine Folge rascher Luftzersetzung, welche man hier zu Lande das „Rothenburger-Geschütz“ nenne. Ein Theil der Mannschaft jedoch, die dieses Schießen mit angehört und es auch richtig als Naturerscheinung aufgefaßt hatte, wollte nun eben deshalb an die Dauer des neuen Landfriedens nicht glauben, denn, hieß es, das Rothenburger-Geschütz pflegt nicht den Frieden, sondern den Krieg anzukündigen. Die Truppen aus dem alten Aargau dagegen bestritten diese fatalistische Auslegung und behaupteten, man müsse sich jetzt auf böses Unwetter gefaßt machen. Sie behielten Recht, wie die Folge lehrte.

Die Erinnerung an die von den Sonderbündlern in den Freischaarenzügen vollführten Gräuelscenen setzten die Selbstbezwingung mancher eidgenössischen Wehrmänner auf eine harte Probe; es wetteiferten aber alle Einsichtigeren miteinander, den bezüglichen Ermahnungen Düfour's überall Geltung zu verschaffen und die vor der erwarteten Vergeltung zitternden Landstürmer durch wahren Edelmuth zu beschämen. Am 25. Nov. gruben die Berner, Basellandschäftler und Solothurner Milizen in Neuenkirch die Leichname von 9 Freischärlern aus, die in einer Wiese unterhalb der Kirche verscharrt waren. Sie wurden vor die Kirchenthüre gelegt, wo

der Bataillonsarzt Kottmann sie alsobald mit Kalk dämpfen ließ. Es war eine gewaltige Aufregung und ergreifende Scene, als ein Basellandschäftler an den Kleidungsstücken eines dieser Leichname seinen Vater erkannte. Um alle Exzesse zu verhüten, erklärte sich der Feldprediger des Bataillons Vivis (Pfarrer Bossart) bereit, diese Ueberreste am 26. Nov. militärisch zu beerdigen. Bei dieser erhebenden Feier waren über 800 Mann anwesend. Die Offiziere sangen ein Grablied, die Militärmusik mischte sich in das Glockengeläute und mehrere Salven folgten den Gefallenen nach in's gemeinsame Grab, das sie endlich nach drei Jahren in geweihter Erde fanden. In der Grabrede empfahl der Prediger Humanität, christliche Milde und Liebe, und seine Worte fanden warmen Anklang in allen Herzen. So ruhen nun diese Freischärler auf dem gleichen Gottesacker, auf dem auch die Gebeine des sel. Wolf von Rippertschwand liegen, der zuerst in die Seele des merkwürdigen Leu von Ebersol den unheilvollen Gedanken an die Jesuitenberufung nach Luzern gebracht haben soll.

Während einige der flüchtigen Sonderbunds- und Regierungshäupter von Altorf nach Luzern zurückkehrten und dort des mitgenommenen Geldes wegen in Untersuchungshaft gesetzt wurden (— die gestohlene eidgenössische Kriegskasse war in ihrem Versteck in Altorf wieder aufgefunden worden —), so suchten Siegwart-Müller und Bernhard Meyer in Brieg im Wallis nochmals eine Konzentration der sonderbündischen Streitkräfte zu bewerkstelligen, um den Kampf von dort aus so lange fortzuführen, bis die von Oesterreich und Frankreich in Aussicht gestellte bewaffnete Intervention sich zeigen würde. Allerdings hätte Wallis in seiner fast unangreifbaren Naturfestung noch längere Zeit Widerstand leisten können; fühlte sich ja doch General v. Kalbermatten dort so sicher, daß er von seinen 8000 Streitern noch eine beträchtliche Anzahl an Luzern abgegeben hatte und vor dem Angriff Düfour's auf

Freiburg durch einen beabsichtigten, aber vom Staatsrath zu spät bewilligten Ausfall in den Kanton Waadt die Eidgenossen zu bedrängen gewagt hätte; allein der Rücktritt der sechs andern Kantone und der bereits offen zu Tage liegende Schwindel der feigen Vaterlandsverräther und Volksverführer gaben doch dem Staatsrathe ernstere Gedanken ein.

Wie schon erwähnt, fiel die Aufgabe, gegen diesen Kanton zu operiren, dem Divisionär Rilliet zu, der nach der Herstellung der Ordnung in Freiburg sein Hauptquartier in Vevey aufgeschlagen hatte. Die vielen seit dem Blutbade am Trient aus ihrer Heimat vertriebenen liberalen Walliser, zu denen auch eine Anzahl militärischer Flüchtlinge kam, bildeten eine eigene Kolonne, die vor Begierde brannte; an der Spitze der Eidgenossen in den heimatlichen Kanton einzuziehen. Auch die Waadtländer Regierung drang auf einen raschen Angriff und begab sich deshalb persönlich in das Lager des Divisionärs. Dieser aber hatte von Düfour den strengen Befehl erhalten, nicht zur Offensive zu schreiten, bis er den Befehl dazu gebe, d. h. bis Luzern gefallen sein werde. Sobald dies geschehen war, berichtete er ihm, daß er bald zu ihm stoßen werde, um die zu treffenden Maßregeln in's Auge zu fassen, und daß soeben eine Brigade und eine Batterie als Verstärkung für ihn abgehe. Unterdessen hatte Rilliet alle seine Kräfte für den Angriff konzentrirt, als bei ihm Abgeordnete von Wallis mit Vollmachten zum Abschluß einer Kapitulation erschienen, welche alsbald zu Stande kam und am 29. Nov. ratifizirt wurde. In derselben erhielt Wallis die Zusicherung, daß die Occupationstruppen nicht über 8000 Mann ansteigen sollen, sofern keine feindseligen Handlungen begangen werden. Die von Düfour von Luzern abgesandten Hülfstruppen kamen nur bis etwas über Bern hinaus, wo ihnen Halt und Rückzug geboten wurde. Die einrückenden Eidgenossen wurden in Unterwallis als Befreier begrüßt und

auch in Oberwallis gut aufgenommen. Siegwart-Müller, Bernhard Meyer und die Jesuiten flohen über den Simplon nach Italien, und zwar Erstere, um ihr Vaterland, an dem sie sich so schwer versündigt, nie wieder zu sehen. Obgleich aus dem Dienste entlassen, eilte das Walliser Flüchtlingskorps bewaffnet und unter eidgenössischer Armbinde nach Sitten voran, bemächtigte sich des Rathhauses und ordnete sofort eine Volksversammlung an. Rilliet zeigte sich sehr ungehalten über diesen seinen Anordnungen widersprechenden Schritt, allein er mußte der Sache den Lauf lassen. Am 2. Dezember beschloß eine von über 2000 Bürgern besuchte Volksversammlung Niedersetzung einer provisorischen Regierung, Wahl eines neuen Großen Rathes, Ausweisung der Jesuiten, Abschaffung der Immunitäten der Geistlichkeit, Aufhebung der schuldigen Klöster, Null- und Nichtigerklärung aller seit dem 1. Mai 1844 erlassenen Gesetze, Dekrete und Urtheile in Betreff politischer Vergehen, Verlegung der Kriegskosten auf die geistlichen Korporationen und sonstiger Anstifter des Sonderbundes 2c. M. Barmann wurde Präsident der provisorischen Regierung, welche am 6. Dezember von den eidgenössischen Kommissären Franscini (Tessin), Delarageaz (Waadt) und Dr. Frey (Baselland) anerkannt wurde.

Fünfundzwanzig Tage nach dem Exekutionsbeschluß war also der ganze Krieg beendet, zum größten Erstaunen Europa's und zur Freude der Liberalen in allen Schweizergauen; jener berühmte französische Historiker und Staatsmann hatte also nicht Unrecht, wenn er behauptete, „er kenne keinen Krieg, der schneller beschlossen, schneller ausgeführt und schneller beendigt worden sei und im Verhältniß der in Thätigkeit gekommenen Truppenmassen so wenige Menschenopfer gekostet habe wie dieser Sonderbundskrieg.“ Am 4. Nov. war der Exekutionsbeschluß gefaßt, 10 Tage später kapitulirte Freiburg, wieder 10 Tage später Luzern und in

den folgenden 5 Tagen die Urkantone und Wallis. — Die Aufgabe der Armee war nun vollendet; wir wollen aber hier doch noch mit ein paar Worten des Angriffsplanes erwähnen, den Düfour zur Bezwingung des Kantons Wallis vorbereitet hatte.

Wie schon erwähnt, hatte der Divisionär Rilliet sein Hauptquartier in Vevey aufgeschlagen, wo seine Reservebrigade lag, die während seiner Mission vor und in Freiburg den Cheville-Paß und die Débouchés der Rhone bewacht hatte. Seine andern Streitkräfte waren in Villeneuve, Aigle und Bex zusammengezogen, so daß er alle Uebergänge über die Rhone, sowie alle andern Ausgänge aus dem Wallis gegen das Gebiet des Kantons Waadt hin beherrschte.

General von Kalbermatten konnte wohl berechnen, daß er weder vom Berneroberlande, noch von Tessin aus angegriffen werde; denn dort hätten seinerseits wenige Mann genügt, die Pässe gegen große Truppenmassen zu vertheidigen; ein erfolgreicher Angriff konnte nur vom untern Rhonethal aus stattfinden; deshalb hatte er fast seine gesammte Macht in der Gegend von Martigny bis Vouvry zusammen gezogen, sowie alle Höhen, welche den Fluß längs dieses engen Thales beherrschen, und namentlich die Felsen, welche das Débouché der Brücke von St.-Maurice verengen und senkrecht aus der Rhone sich erheben, stark besetzt. Auf diesem zur Vertheidigung wie geschaffenen Schauplatze hätte sich der Kampf also entsponnen, wenn die Unterwerfung des Wallis durch Waffengewalt nöthig geworden wäre.

„Wie aber soll man gegen das Wallis vorgehen?“ hatte sich Düfour oft gefragt. Seine Antwort war: „Von vornherein in Masse, mit konzentrischem, fortschreitendem und geschlossenem Angriff; darüber kann kein Zweifel aufkommen; nur keine mehrfachen oder kombinirten Angriffe, die nach dem

Uebergang über die Rhone unter einander getrennt würden durch einen auf schwer zugänglichen Plateaux vereinigten Feind, welcher leicht die Verbindung der Kolonnen hindern, massenhaft über die eine oder andere im gegebenen Moment herstürzen, sie erdrücken oder zersprengen könnte! Die bloße Möglichkeit eines solchen Ereignisses, welches am Schluß des Feldzuges Alles wieder in Frage gestellt hätte, war für mich hinreichend, um dem Rathe vieler Personen entgegen, die den Feind gerne zwischen zwei Feuer gebracht hätten, die Idee eines konzentrischen einzigen Angriffes festzuhalten. Sollte dieser aber mit Durchbrechung der Linie oberhalb St.-Maurice oder durch einen Stoß auf die untere Spitze mit einem Zurückdrängen durch das Rhonethal hinauf stattfinden? — Darüber war ich noch nicht vollständig mit mir im Reinen; ich mußte mich vorher noch über alle Verhältnisse, die Einfluß auf das zu befolgende Verfahren haben konnten, genauer unterrichten. Ein Angriff auf den obern Theil wäre glänzender gewesen, weil er mit einem Schlage das Unter-Wallis vom Ober-Wallis getrennt und möglicherweise zu schnellen und großen Resultaten geführt hätte. Doch wäre er gewagt, weil zuvor die Brücke bei Lavey unter dem Feuer einer wohlbedeckten Batterie und im Hinterhalt liegender Schützen zu überschreiten gewesen wäre. Dann käme die sehr starke Position von St.-Maurice, die eine hartnäckige Vertheidigung so sehr begünstigt, da sie das Thal durch eine steile Felswand abschließt, die nur einen schmalen Durchgang neben dem Rhoneufer gestattet. Eine Schlappe wäre also hier nicht unmöglich und jedenfalls von schweren Folgen gewesen, denn sie hätte die Vertheidiger mit Kühnheit beseelt und die Angreifer mit Bestürzung erfüllt. Aus diesen Gründen wählte ich den andern, sichern Plan, den Angriff von unten her. Die Dampfschiffe sollten dazu ihren Beistand leisten; eine Landung bei Tagesanbruch in der Nähe von Bouveret, wo

nur wenige Truppen lagen, hätte die Brücke bei Chessel frei gemacht, über welche eine einzige Kolonne gezogen wäre. Diese vereinigten Kräfte, die Alles vor sich hertreiben sollten, hätten andere Uebergänge vermittelst Bockbrücken möglich gemacht; die angreifende Armee wäre mit Gewinnung eines größern Terrains mehr und mehr angewachsen; sodann hätte die Position bei St.-Maurice, nachdem sie über die Abhänge von Vérosse, die nur auf dieser Seite zugänglich sind, erklettert und durch die auf dem rechten Ufer aufgepflanzte schwere Artillerie in der Front beschossen worden, nicht mehr widerstehen können. Die Verbindung von Bex mit Lavey wäre hergestellt gewesen und sämmtliche jetzt vereinigten Truppen würden die Vertheidiger des Wallis bis nach Sitten zurück und darüber hinaus treiben.

„Unterdessen hätte die in den obersten Thälern von Tessin stehende sechste Division, die durch die Kapitulation Uri's zu freiem Handeln gelangt war, das trotz der vorgerückten Jahreszeit noch einigermaßen zugängliche Ober-Wallis bedroht. Sie wäre nur so lange vorgerückt, bis sie auf Widerstand gestoßen wäre, oder hätte sich darauf beschränkt, bedrohliche Positionen einzunehmen.

„In jedem Falle, wenn Schneemassen den Nüfenen- und Grimselpaß durchaus sperrten, so wäre das Thor offen gestanden, um die nöthigen Hülfstruppen über St.-Maurice kommen zu lassen. Alle unberechenbaren Gefahren wären damit beseitigt worden; der Schlag hätte gelingen müssen. Glücklicherweise aber sandte die wohlberathene und von den stattgefundenen Ereignissen wohlunterrichtete Regierung, wie bereits gemeldet, noch zu rechter Zeit ihre Gesandten, um mit Oberst Rilliet zu unterhandeln. Eine Konvention wurde unterzeichnet und die eidgenössischen Truppen hielten am letzten Tage des November ihren friedlichen Einzug in den Kanton. Von diesem glücklichen Ereignisse am folgenden Tage in

Kenntniß gesetzt, gab ich mit der Ratifizirung der Konvention meine volle Zustimmung zu Allem, was Oberst Rilliet gethan. Die Angriffspläne, die bis dahin nicht über den ersten Entwurf hinausgekommen waren, und zu deren Ausführung die entscheidenden Maßregeln erst nach genauer Ortseinsicht und persönlicher Anschauung der Verhältnisse ergriffen werden sollten, wurden nun bei Seite gelegt."

Hören wir nun noch, was General Düfour in seinem Schlußbericht über die Abrüstung und Entlassung des eidgenössischen Heeres sagt:

„So endigte dieser Krieg," schreibt er, „in welchem die Schweiz zur großen Verwunderung Europa's auf einer Seite hunderttausend Mann, auf der andern dreißig- bis vierzigtausend Mann, ohne den Landsturm zu zählen, ausrüstete. Man hat sich bemüht, den Sonderbundskrieg als einen Kampf zwischen Protestanten und Katholiken darzustellen und ihn wegen der angeblichen Unterdrückung, welche die Erstern, die in der Schweiz in der Mehrheit sind, gegen die Zweiten ausgeübt haben sollen, in ein falsches Licht gestellt. Das Volk aber ließ sich damit nicht täuschen, als es sah, daß die Sonderbundskantone einen protestantischen General an ihre Spitze gestellt, und daß die katholischen Kontingente der Kantone Solothurn, Tessin, St. Gallen u. s. w. in der eidgenössischen Armee standen. Im Grunde war es ein Krieg zwischen den Prinzipien, die Europa seit lange in zwei Lager getheilt, und deshalb hatte er einen so mächtigen Nachhall gefunden. Das Interesse an diesem Kampfe war ein ganz allgemeines, und es war mehr das Objekt desselben, als seine militärische Wichtigkeit, was die Blicke der Welt auf sich zog. Die Vertreibung der Jesuiten war freilich der augenfälligste Streitpunkt, in den Augen einer großen Anzahl vortrefflicher Bürger aber hatte die Existenz dieses Ordens mit der Religion nichts gemein, und seine Einmischung in die Lebensangelegenheiten

erschien als äußerst gefahrbringend. In Wirklichkeit war der Sonderbundskrieg nichts weniger als ein religiöser Krieg, und die gegen die Protestanten erhobene Anklage, daß sie die Absicht gehabt, eine katholische Minderheit zu erdrücken, fällt von selbst dahin. Man könnte kein Faktum angeben, das eine solche Anklage rechtfertigte; zur Unterstützung des Gegentheils wären jedoch mehrere zur Hand.

„Wie dem auch sei, die Schweizer in beiden Lagern haben im Jahre 1847 wieder einmal gezeigt, daß Jedermann bei ihnen Soldat ist. Sie haben Beweise von Geduld in Ertragung von Entbehrungen, Beweise von Tapferkeit auf dem Schlachtfelde abgelegt; sie haben in langen Novembernächten, ohne sich zu beklagen, bei Nebel und Regen auf dem feuchten Boden bivouakirt; sie haben auf den schwierigsten Terrains gekämpft, Brücken geschlagen, Berge und Hohlwege überschritten; sie haben im Gehorsam gegen die Befehle ihrer Vorgesetzten es über sich vermocht, ihre Thatenlust und Ungeduld zu besiegen, sobald die Umstände es erheischten. Wenn auch in den ersten Tagen der Ausrüstung die Führer wegen der mangelnden Erfahrung ihrer Untergebenen bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden hatten, so waren sie doch bald Zeugen von der Entwicklung hervorragender militärischer Tugenden, von dem Eifer und guten Willen, der für manchen Fehler entschädigte. Das Beispiel dieser Führer, von denen die meisten schon vorher durch glänzende Dienste sich ausgezeichnet, wurde von den Subaltern-Offizieren und weiter abwärts von dem geringsten Soldaten befolgt, so daß die Armee in kurzer Zeit als ein geschlossenes Ganzes dastand und dem alten Ruhme der schweizerischen Truppen keinen Abbruch that. Dies wird jedesmal der Fall sein, wenn die Eidgenossenschaft sich genöthigt sieht, ihre Kinder unter die Fahne zu rufen. Und wenn man bedenkt, daß diese mehr als hunderttausend Mann zählende Armee ein Terrain zu vertheidigen hat, wie es kein

schwierigeres in Europa gibt, daß sie von einem Schwarm ausgezeichneter Schützen unterstützt wird, die nicht mehr in ihren Reihen stehen, aber fortfahren, sich zu üben, so darf man glauben, daß die Schweiz trotz ihrer Kleinheit noch lange von Feinden verschont bleiben wird; denn es wäre bei einem Angriff auf dieselbe wenig zu gewinnen, und viel auf's Spiel zu setzen.

„Der Sonderbundskrieg blieb nicht frei von Exzessen, es waren deren nur zu viele zu beklagen. Der Parteigeist aber ließ sich damals zu Uebertreibungen hinreißen, indem er sie im gehässigstem Lichte darstellte, und wenn man sie mit den Greueln vergleicht, von denen die Geschichte aller Bürgerkriege uns ein so entsetzliches Bild vorführt, so sieht man wohl, daß sie mit Rücksicht auf eine so große Erschütterung schließlich wenig zu bedeuten haben. Außerdem hat man später alles Mögliche gethan, um durch Wiedererstattung und Entschädigungen die Verluste auszugleichen, deren Verhinderung im Augenblick der höchsten Erregung der Soldaten, und bei der Schnelligkeit der durch die Umstände gebotenen Bewegungen nicht in der Macht der Truppenführer lag.

„Sobald die Unterwerfung des Wallis den Feindseligkeiten ein Ende gemacht und das Truppenaufgebot nur noch die Besetzung der Kantone zum Zweck hatte, um damit den eidgenössischen Kommissären die nöthige Unterstützung zur Aufrechterhaltung und Ausführung der Tagsatzungsbeschlüsse zu leisten, wurde die Armee nach und nach beträchtlich vermindert. Der größte Theil der kantonalen Landwehr, die Artillerie und Kavallerie der Reserve, die Hälfte der Divisionsartillerie war unmittelbar nach der Besetzung Luzerns entlassen worden, da eine so große Machtentfaltung für das, was im Westen der Schweiz zu thun blieb, nicht mehr nöthig war. Sobald man den Einzug der eidgenössischen Truppen in das Wallis erfuhr, wurde auch die sechste im Liviner Thal stehende Division, da

ihre Aufgabe nun erledigt war, aufgelöst; dasselbe geschah mit der Brigade, die sich in Bern befand und im Nothfalle hätte an die Rhone marschiren sollen.

„Bald kam auch die Reihe der Auflösung an die zweite und dritte Division. Gegen Mitte Dezember blieben nur noch die erste Division in den Kantonen Freiburg und Wallis, die vierte im Kanton Luzern, die fünfte in Schwyz mit gleichzeitiger Besetzung des Kantons Zug, und eine detachirte Brigade im Kanton Uri. Unterwalden hatte sich auf das Schnellste aller seiner Verpflichtungen entledigt, und die Truppen rückten wenige Tage nach ihrem Einzuge von dort wieder ab.

„Am ersten Januar 1848 wurden noch die Stäbe zweier Divisionen, eine große Anzahl Infanterie-Bataillone und Schützenkompagnien, sowie der Rest der Kavallerie und Artillerie entlassen. Die vierte und fünfte Division wurden in eine verschmolzen, und von der ersten blieben nur noch zwei unabhängige Brigaden in Waffen, die eine in Freiburg, die andere in Wallis. Die Armee wurde auf eine Gesammtstärke von höchstens zwölftausend Mann reduzirt. Diese an sich wenig interessanten Einzelheiten werden nur erwähnt, um zu zeigen, wie sparsam man in der schweizerischen Eidgenossenschaft mit dem öffentlichen Gut umgeht.

„Die Besatzungskorps erfuhren nach und nach eine Verminderung, je nachdem die Kantone mit Bezahlung der ihnen von der Tagsatzung auferlegten Kriegskosten vorangingen. Mitte Februar endlich, nachdem sie Alle hinreichende Garantieen für Bezahlung ihrer Schuld in vereinbarten Terminen geleistet hatten, wurden sie vollständig der Besatzung enthoben, und die letzten Bataillone zogen vier Monate, nachdem sie ausmarschirt, in ihre Heimath zurück.

„Im Laufe des Monats Dezember 1847, Januar und Februar 1848 erkannten die Militärgerichte über die während

des Feldzuges vorgefallenen Vergehen und fällten mehrere Urtheile, die größtentheils vom Obergeneral bestätigt und von denen einige kraft des ihm gesetzlich zustehenden Begnadigungsrechtes gemildert wurden. Kein Todesurtheil wurde gefällt. Der einzige Fall, der dazu hätte Veranlassung geben können, erschien den Richtern unter so mildernden Umständen, daß sie die Angeklagten einstimmig freisprachen.

„Die Verluste der eidgenössischen Armee in den verschiedenen Gefechten, welche während des Sonderbundsfeldzuges vorfielen, erheben sich auf 78 Todte, die theils auf dem Schlachtfelde geblieben, theils in den Spitälern gestorben sind, und 260 Verwundete, zusammen ungefähr 340 Mann. [1]) Dies ist sehr wenig, wenn man einen Vergleich anstellt mit dem Villmerger-Kriege und den im Jahre 1712 fast auf demselben Terrain gelieferten Gefechten, wo auf beiden Seiten mehr als 2000 Mann auf dem Schlachtfelde blieben. In jener Epoche waren eben die beiden Heere von ungefähr gleicher Stärke, und das eine hatte nicht von vornherein ein

---

[1]) Anmerkung. Der eidg. Oberfeldarzt gibt in seinem Berichte 60 Todte und 386 Verwundete, zusammen 446 Mann an, die sich folgendermaßen vertheilen:

I. Auf die Grade: Offiziere 14, Unteroffiziere 61, Soldaten 353, Freiwillige 1, Bürgerwache 1, ohne Angabe 16.

II. Auf die Waffengattungen: Pontonniere und Sappeure 6, Artillerie und Train 18, Scharfschützen 53, Infanterie 345, ohne Angabe 24.

III. Auf die Kantone: Zürich 75, Bern 92, Solothurn 7, Schaffhausen 4, Appenzell A.-Rh. 29, St. Gallen 11, Graubünden 2, Aargau 78, Thurgau 13, Waadt 99, Tessin 28, Genf 8.

IV. Auf die Gefechtspunkte: Bertigny 53, Schüpfheim und Entlebuch 46, Airolo und St. Gotthard 28, Geltwyl 19, Hütten 10, Lunnern 16, Schindellegie 1, Wollerau 2, Meyerskappel 16, Rotherberg und Gislikon 125, an diversen Orten 129.

Die auf sonderbündischer Seite im Gefecht Verwundeten wurden auf 140 Mann, wovon 26 gestorben, angegeben.

bedeutendes Uebergewicht über das andere, der Kampf blieb eine Zeit lang unentschieden, und man focht mit jener Erbitterung, wie sie in den Religionskriegen stets auftritt. Die beiden Heere zusammen hatten kaum eine Gesammtstärke von 30,000 Mann. Dabei ist noch die Verschiedenheit zwischen den beiden Epochen hervorzuheben, daß man im Jahre 1712 mehr focht als manövrirte, während man im Jahr 1847 mehr manövrirte als focht; Alles wurde durch strategische Bewegungen entschieden.

„Die Kriegskosten wurden den Kantonen des Sonderbundes auferlegt, welche sie nach Verhältniß ihres nach der alten Bundesverfassung festgesetzten Geldkontingents zu zahlen hatten. Die Kosten wurden anfangs auf 5 Millionen Schweizerfranken geschätzt, die nachträglich vom Kriegskommissariat aufgestellten Rechnungen brachten sie aber auf mehr als 6 Mill. oder ungefähr 9 Millionen französische Franken. [1]) Dies war

[1]) Anmerkung. Nämlich

Sold der Truppen	2,682,726	alte Schweizerfranken
Unterhalt und Verpflegung derselben	2,467,552	„ „
Futter, Geschirr, Verluste	386,859	„ „
Unterhalt der Waffen und des Fuhrwerks	22,035	„ „
Kriegsmunition	67,587	„ „
Transporte zu Wagen	187,542	„ „
Lager und Posten	29,488	„ „
Sanitätsdienst, Spitäler	94,602	„ „
Kriegsrath, Justiz	47,549	„ „
Befestigungen und Brückenwesen	29,320	„ „
Bureaukosten	43,955	„ „
Staffeten, Post	31,937	„ „
Geheime Ausgaben	1,330	„ „
Außerordentliche Transporte, Reisen	7,492	„ „
Schadenersatz, Entschädigungen	1,489	„ „
Begräbnißkosten	1,279	„ „
Unterstützungen, Belohnungen	37,524	„ „
Summa	6,140,266	„ „

oder, der alte Schweizerfranken à Fr. 1 46 Cts. = Fr. 8,964,788. 36

nicht die einzige Last, die sie zu tragen hatten, sie mußten auch die Kosten ihrer eigenen Ausrüstung und die den Bürgern durch Gefechte und Einquartierung verursachten Verluste decken. Diese Schuld lastete drückend auf ihnen, und es wird viel Zeit brauchen, ehe sie sich ganz von dem Schlage erholen. [1]) Die andern Kantone hatten aber ebenfalls bedeutende Kosten und Ausfälle, abgesehen von denen, die ihnen von der Eidgenossenschaft vergütet wurden, so z. B. das Niederliegen des Ackerbaues und der Industrie, die Zeit, die jeder Einzelne verlor, die Abnützung des Materials und der Bekleidung, ebenso der Waffen 2c., so daß die der Schweiz durch diesen Sonderbundskrieg verursachten Gesammtkosten sich vielleicht auf mehr als das Doppelte der oben angegebenen Summe, d. h. auf 18 bis 20 Millionen belaufen haben. Der Krieg, unter welcher Form er auch ausbricht, ist immer eine grausame Geißel und besonders für eine Nation, die kein stehendes Heer besitzt und deshalb ihre friedliche Bevölkerung zu den Waffen rufen muß.

„Die Eidgenossenschaft schuldete den Verwundeten, den Wittwen und Waisen Entschädigung. Sie konnte diesen Anforderungen wegen Erschöpfung ihrer Mittel kaum genügen. Der Patriotismus trat hier werkthätig auf, zahlreiche Sammlungen, sowohl innerhalb wie außerhalb der Schweiz, und selbst unter den Truppen, wurden veranstaltet. Eine Summe

---

[1]) Zur Ehre der Schweiz muß man sagen, daß auf einen im Cercle national zu Genf gemachten Vorschlag eine Sammlung zur Unterstützung der ehemaligen Sonderbundskantone eröffnet wurde. Diese Sammlung, an welcher eine große Zahl von Kriegern Theil nahm, die 1847 den Feldzug mitgemacht hatten, und die sich auf eine ziemlich bedeutende Summe belief, war eines der hauptsächlichsten Motive, welche die Bundesversammlung zu einem Nachlaß des Restes der diesen Kantonen auferlegten Kriegskosten und zur Tilgung der letzten Spur unseres Bürgerkrieges veranlaßten. Dieser Versöhnungsakt fällt in das Jahr 1852, und die nachgelassene Summe erhob sich auf 3,334,000 Fr.

von 115,000 Fr. war bald aufgebracht und floß zu diesem Zwecke in die eidgenössische Kasse; Fremde, aus Wüttemberg, dem Großherzogthum Baden und andern Ländern, trugen in reichem Maße dazu bei, so groß war das Interesse, das dieser kurze Feldzug eingeflößt hatte. Die Tagsatzung beschloß außerdem, daß die Summe von 472,000 Franken, zu deren Zahlung die Kantone Neuenburg und Appenzell-Innerhoden wegen Nichtabsendung ihrer Mannschaft verurtheilt worden waren, einen Fond bilden solle, dessen Ertrag zur Auszahlung der jährlichen Pensionen zu verwenden wäre. Was damals geschah, gab später einem ehrenwerthen Bürger von Genf, dem Baron von Grenus, den Gedanken ein, die Eidgenossenschaft zu seiner Universalerbin einzusetzen, mit der Verpflichtung für dieselbe, eine Invalidenkasse zu gründen, deren Einkünfte ausschließlich zu Unterstützungen dieser Art zu verwenden seien, wenn neue Umstände dieselbe einmal nöthig machten. Diese Erbschaft betrug mehr als eine Million.

„Die indessen in Bern wieder versammelte hohe Tagsatzung, welche durch den Hinzutritt der Abgeordneten aus den ehemaligen Sonderbunds-Kantonen vollzählig geworden, hatte nicht bis zu gänzlicher Entlassung der unter die Fahnen gerufenen Milizen gewartet, um denselben ihre vollste Befriedigung auszudrücken. In ihrer Sitzung vom 22. Januar 1848 beschloß sie die Erlassung einer Proklamation, in welcher folgende Worte zu lesen waren:

„Die eidgenössische Armee hat sich um das Vaterland verdient gemacht.“

„Von dieser Proklamation erhielt jeder Krieger oder in's Feld gezogene Beamte ein Exemplar zugesandt.“

Dieses Lob hatten alle Wehrmänner fast ohne Ausnahme in hohem Maße verdient; mit freudigem Stolze können heute noch Tausende auf das unter Glas und Rahmen als Heiligthum konservirte Zeugniß patriotischer Pflicht-Erfüllung hinweisen,

das neben dem Bilde Düfour's und manches Divisions- und Brigade-Obersten die Wände ihres Wohnzimmers ziert. Düfour selbst drückt über die Art und Weise, wie er von seinen Untergebenen unterstützt wurde, in dem bezüglichen Berichte an die Tagsatzung seine vollste Zufriedenheit aus. Er sagt darin u. A.:

„Meine Aufgabe war schwer, und wenn ich dieselbe auf eine Weise gelöst habe, daß ich die Billigung der hohen Tagsatzung verdienen konnte, so verdanke ich dies größentheils meinen Untergebenen, sowie dem guten Geiste, welcher die eidgenössischen Truppen beständig beseelt hat. Die Herren Kommandanten der sieben Divisionen, die Kommandanten der Artillerie und der Kavallerie des Heeres verdienen alle das beste Lob sowohl der Pünktlichkeit in der Ausführung der erhaltenen Befehle als auch der Festigkeit wegen, welche sie bei mancher Gelegenheit entwickelten, des guten Beispiels wegen, mit dem sie ihren Truppen vorangingen, und nicht minder ihrer Anstregungen wegen, die sie sich gaben, um die Bedürfnisse derselben zu befriedigen und trotz der schwierigen Umstände und der Schnelligkeit der Bewegungen, unter ihnen gute Mannszucht zu erhalten. Der Oberkriegskommissär hat beständig gethan, was menschliche Kraft vermag, um sich die Verproviantirungen zu verschaffen und den verschiedenen Korps die Lebensmittel zuzuführen, welche man nicht gänzlich aus den besetzten Gemeinden hätte beziehen können, ohne dieselben zu erdrücken. Das Heer ist ihm Dank schuldig, sowie auch dem Oberfeldarzte für die Sorgfalt, welche er den Verwundeten und Kranken angedeihen ließ, und für die Mühe, die er sich für die Einrichtung der Spitäler gab. Der Oberauditor hat seinerseits für die militärische Rechtspflege Alles gethan, was man von einem eben so festen als aufgeklärten, unparteiischen und versöhnlichen Charakter erwarten kann. Ganz besonders habe ich mich der täglichen und innigen

Beziehungen zu dem General-Adjutanten und dem Chef des Generalstabes zu rühmen; sie waren stetsfort freundlich und angenehm. Es ist mir von diesen höheren Offizieren die offenste und thätigste Mitwirkung zu Theil geworden; auch erkenne ich mit Freuden an, daß ich ihrer militärischen Erfahrung, ihren guten Räthen, ihrem Eifer und ihrer nachhaltigen Hingebung Vieles verdanke. Die hohe Tagsatzung konnte für die wichtigen Verrichtungen eines Chefs des Generalstabes des Heeres keine glücklichere Wahl treffen als diejenige des eidgen. Obersten Frei-Herosè.

Mit folgenden schönen Worten schließt er seinen Bericht: „Jetzt, da die Krisis vorüber ist und die Schweiz durch die Entwicklung ihrer Kräfte mitten unter den Völkern eine achtunggebietende Stellung eingenommen hat, mögen die Eidgenossen, ihre Zwistigkeiten vergessend, sich bestreben, die Stellung festzuhalten, indem sie die Bande, welche sie vereinigen, fester schließen und sich immer bereit zeigen; ihre Selbstständigkeit und Neutralität gegen Jedermann zu vertheidigen. Der Gott des Grütli verleihe unserem Vaterlande seinen mächtigen Schutz!"

Noch vor Beendigung der Abrüstungs-Arbeiten wurde Düfour mit wohlverdienten Beweisen des Dankes förmlich überschüttet und zwar von allen Seiten ohne Unterschied der politischen Gesinnung. Schrieb ihm doch ein verbissener, eingefleischter Aristokrat:

„Herr General! Sie haben meine schönste Hoffnung zerstört, die Hoffnung, den Radikalismus zu Boden geworfen zu sehen. Dennoch erkläre ich, daß Sie der brävste Mann der Schweiz sind." — —

Die Nonnen von Luzern, welche sich mit Siegwart nach Altorf geflüchtet hatten und dann angesichts der Milde des Siegers wieder in ihre stillen Räume zurückkehrten, übergaben dem großmüthigen General einen Karton mit einem Kranze

künstlicher Blumen und einem Bande, auf welchem folgende Worte in Seide gestickt waren: »Bienheureux sont ceux, qui procurent la paix!« [1]) — St. Galler Damen überraschten ihn durch das sinnige Geschenk eines mit prachtvoller Handstickerei geschmückten Ruhesessels. — Ein deutscher Freiheitsmann, Julius Schanz, sang ihm zu Ehren in einem deutschen Blatte folgendes schwungvolle Jubellied:

Frischauf, mein Lied! wie Trommelklang
Und wie Tropetenton
Erschalle laut, mein Jubelsang,
Dem treu'sten Schweizersohn!
Kling' über jedes Siegesfeld
Auf schweizerischer Flur
Und grüße froh den Schweizerheld,
Den General Düfour!

Vorüber ist der heil'ge Krieg,
Für's höchste Gut geführt!
Im hellstem Glanze flicht der Sieg
Den Kranz, wem er gebührt!
Heil Jedem, der aus off'ner Wahl
Dem Vaterlande schwur!
Und dreimal Heil dem General,
Dem General Düfour!

Er ging voran mit kühnem Muth
Und sein gewalt'ges Wort
Riß in den Kampf mit heil'ger Glut
Die Herzen mächtig fort.
Von Feindeswällen schwindet schnell
Des Sieges blut'ge Spur,
Doch ewig klingt dein Name hell
O General Düfour!

---

[1]) „Glückselig sind Diejenigen, welche den Frieden herstellen."

O sei gesegnet, Schweizerland,
Gesegnet immerdar!
Sei wie Dein Morgensonnenbrand
Der Tag Dir licht und klar!
Strahl' ewig rein der Himmel Dir
In glänzendem Azur
Und Deiner Männer schönster Zier,
Dem General Düfour!

Der Völkerfreiheit Feinde schau'n
Nach Dir mit neid'schem Blick,
Du in Europa's weiten Gau'n
Die einz'ge Republik.
Dich möchten sie vernichten gern,
Wohlan! sie kommen nur!
Es harrt mit seiner tapfern Schaar
Der General Düfour!

O Schweiz, ich grüße Dich mit Lust,
Als wäre ich Dein Sohn!
So lang ein Lied in meiner Brust,
Klingt Dir's im hellsten Ton.
Preis ewig Dir, Du schönstes Land
Der Freiheit und Natur,
Und Dir den wärmsten Druck der Hand,
O General Düfour!

Die Stadt Genf, stolz auf ihren großen Mitbürger, veranstaltete zu seinen Ehren ein Fest und empfing ihn und die Truppen mit Sang und Klang, als sie an ihren heimischen Herd zurückkehrten. Marc-Monnier dichtete für diese erhebende Feier folgende Couplets:

Quand la Suisse a donné le signal des alarmes
Frères, sous nos drapeaux on vous vit accourir.
Vous n'êtes pas tombés, et pourtant, sous le armes,
Vous étiez tous debout; vous auriez su mourir.

Dieu nous conduit et Genève attendrie
Sans mêler de regrets aux accords triomphants,
Dans son amour de mère et de patrie,
Avec de chants de joie accueille ses enfants.

Qu 'il soit béni, celui qui marche à votre tête,
Qui triomphe au combat et pardonne en vainqueur,
Celui qui fut porté dans se jours de tempète,
Si loin par la pensée et si haut par le coeur!
Il désarma la haine et sa furie,
Il épargna le sang, et Genève sans lui,
Dans sa douleur de mêre et de patrie
Pleurerait les enfants qu'elle accueille aujourd'hui.

La croix de nos aïeux a flotté dans la nue,
Ralliant sous ses lois le guerriers citoyens.
Au cri de votre chef la paix de est revenue
Pour abriter nos jours et couronner le siens;
En vain dans l'ombre il veut cacher sa vie:
La Suisse toute entière est là pour le bénir
Et sa fierté de mêre et de patrie
Comme un glorieux fils le montre à l'avenir. [1])

Aber auch in vielen andern Schweizerstädten wurden die heimkehrenden Krieger mit passenden Festlichkeiten bewillkommt und in Rede und Lied gefeiert; überall gab es poetische Grüße

---

[1]) Das heißt in freier Uebersetzung:

Brüder, als die Schweiz das Alarmsignal gab, da sah man Euch unter die Fahnen eilen; Ihr seid nicht gefallen auf dem Felde der Ehre, obwohl Ihr alle unerschütterlich unter den Waffen standet und Euer Leben zu opfern gewußt hättet! Gott leitet uns, und gerührt empfängt Genf in ihrer Mutter- und Vaterlandsliebe ihre Kinder wieder, ohne Stimmen der Reue in die Siegesakkorde mischen zu müssen.

Heil dem, der an Euerer Spitze einzieht; der im Kampf triumphirt und als Sieger verzeiht; welcher in diesen stürmischen Tagen eine so erhabene Gesinnung und ein solch' edles Herz zeigte: Er entwaffnete den

in Glarus durch den Volksdichter J. J. Bäbler, in Chur durch den jungen patriotischen Pfarrer Martin Kloß, in Aarau durch den jetzt noch unentwegten edlen Kämpfer für Freiheit und Licht, Augustin Keller 2c. 2c., der Rahmen unseres Buches gestattet uns aber nicht, bei diesen herzerwärmenden Feierlichkeiten zu verweilen; ein bezügliches Gedicht aber muß doch in unserem „Volksbuche vom General Düfour“ Aufnahme finden, um der schweizerischen Literatur für alle Zeiten eine ächte Perle zu erhalten:

General Düfour.

(Nach der Weise: „Prinz Eugenius.“)

Herr Düfour steigt in Genf zu Rosse,
Als General der Eidgenossen,
Hält hoch in treuer Hand empor
Die jedem Schweizer heil'ge Fahne,
Das Weiße Kreuz auf Rothem Plane,
Die Feinde fürchten sich davor.

In seinem guten Schweizerherzen
That ihn der Krieg mit Brüdern schmerzen;
Drum macht er also seinen Plan:
Daß es sollt' auf allen Posten
Wenig Blut und Leute kosten,
Ihm der Feind nicht bleiben stahn.

Haß und dessen Wuth; er schonte das Blut und ohne ihn müßte Genf in ihrem Mutter- und Vaterlandsschmerze die Kinder beweinen, die sie heute wieder empfängt.

Das Kreuz unserer Väter schwebte hoch in den Wolken, unter seinen Gesetzen die Bürger-Wehrmänner vereinigend. Auf den Ruf Eures Führers kehrte der Friede zurück, um unsere Zukunft zu schirmen und die seinige zu krönen; denn umsonst sucht er seine Verdienste im Schatten zu verbergen: Die ganze Schweiz ist da, um ihn zu segnen, und ihr Mutter- und Vaterlandsstolz zeigt ihn der Zukunft als ihren glorreichen Sohn.

Zuerst ließ er gen Freiburg ziehen,
Wo schnell in Weiberröcken fliehen
Die Jesuiten, Mann für Mann;
Sie fliehen eiligst ohne Hosen
Aus dem Land zu den Franzosen,
Daß man Keinen fahen kann.

Als Freiburg den Eidgenossen erlegen,
Kehrt Düfour gen Luzern den Degen,
Mit der ganzen Heeresmacht.
Am Rotherberge und im Schachen
Bei Gislikon, da kam's zum Krachen,
Dorten stellt man sich zur Schlacht.

Aus Schlucht und Wald und hohen Schanzen
Begann der Feind ein mordlich Tanzen.
Das Weiße Kreuz im Rothen Feld
That zornig ihm entgegen flattern,
Ließ viel tausend Büchsen knattern,
Vom Oberst Ziegler aufgestellt.

Moll und Müller die Kanonen richten,
Die Schanzen bald vom Feinde lichten,
Er floh durch Wald und Weiden schnell.
Drauf ließ Herr Ziegler Sammlung trummen,
Sind aber nicht mehr alle kummen,
Ach, die Braven zum Appell! —

General Düfour ist in Luzern einzogen,
Waren dort auch ausgeflogen
Die Jesuiten und der Rath;
Schultheiß, Schreiber und die Nonnen
Sind nach Uri schon entronnen,
Wo der Weg in's Wallis gaht.

Schon nach des Krieges ersten Wochen
War der Sonderbund gebrochen,
  Hat mit Düfour kapitulirt.
Als die Briefe unterschrieben,
Aus einand der Bund getrieben,
  Hat er's nach Bern gleich staffettirt.

Nun soll der Sonderbund für sein Gebahren,
Wie billig, auch die Uerthe zahlen;
  Vater Düfour aber sprach dazu:
„Wollt, Eidgenossen, nach diesen Sachen
„Einen neuen Bund ihr machen,
  „Dann heilet erst die Wunden zu!"

Gab selbst für die Blessirten und die Kranken
Gradaus sechstausend alte Franken,
  Beiden Parteien zu theilen gleich;
Bat auch die Räthe ohn' Bedenken,
Den Besiegten die Schuld zu schenken,
  Dem Bürgerkrieg zum Zapfenstreich.

General Düfour, der soll leben!
So hat's noch keinen Sieger geben,
  Wenn Stoß und Streit im Lande war.
Es brachten Dörfer ihm und Städte
Beider Parteien um die Wette
  Lorbeeren ihm und Liebe dar.

Augustin Keller im Dez. 1847.

Der ewig schöne und verehrungswürdige Charakterzug Düfour's, die hochherzige Fürsorge für die Besiegten, hat auch unserem hochgeschätzten Mitbürger Theodor Curti (gegenwärtig Redaktor der „Frankfurter Zeitung" und berühmlichst bekannt als kühner Vorkämpfer für Freiheit und Recht) Stoff zu einem schönen patriotischen Gedichte gegeben; es lautet:

Düfour.

Der Hader trieb die Tragherrn fort,
Die allzulange gesessen;
Sie hatten des Bruder Klausen Wort,
Des Wengi Wort vergessen.
Ein jäher Riß zertheilt den Bau,
Des Bundes Vesten zittern,
Der Berge Schnee, der Seen Blau
Entfärbt sich in Gewittern.

Das treu gehegt der Freiheit Macht,
Den Hort der Heldensagen,
Im Hochgebirge wird die Schlacht,
Die Bruderschlacht geschlagen.
Dort wanken schon gebroch'ne Reih'n,
Sie flieh'n in wirrem Wahne, — —
Der Andern Trompeten schmettern drein
Und im Siege hoch weht die Fahne.

Die Rache folgt der flücht'gen Schaar?
Der Zorn hat sie vernichtet?
O nein! Düfour hat den Altar
Der Eintracht neu errichtet!
Als wir sein Haupt bei Gislikon
Mit blut'gem Laub umwanden,
Da ist der Schweiz ein Washington,
Ein Friedensfürst entstanden.

Oft riefen ihrem Führer, Heil!
Die glücklich mit ihm kriegten:
„Der höchste Preis fiel Dir zu Theil;
Dir jauchzen die Besiegten!"
Vom Degen ist am Siegestag
Ein Oelzweig aufgeschossen;

Es hat, der Wunden schlug, der Schlag
Heilkräftig sie geschlossen.

Das Wetter fügte fester nur
Die Felsen im Erbeben;
Der Blitz, der flammend niederfuhr,
Warf Feuer in das Leben.
Aus Heldenaug' ein milder Strahl, —
Da wich das dunkle Bangen,
Da ist die tosende Nacht im Thal
In hellen Schein zergangen.

Die Alpen steh'n in alter Pracht,
Jung, wie bei Gottes „Werde!"
Das Hochland wieder hält die Wacht
Der Freiheit auf der Erde.
Es steigt der alte ewige Bund
Empor in gewaltigem Streben.
Die Herzen brennen; von Grat zu Grund
Schallt es: Düfour soll leben!

Theodor Curti.

So knüpfte sich an den Namen Düfour sofort eine Liebe und begeisterte Hochachtung, die wohl die schönste Belohnung ist, welche der Bürger eines Freistaates erhoffen darf. Der Kanton Bern, dem der Gründer der Thuner Schule schon längst theuer gewesen und der ihm 1834, wie bereits erwähnt, hohe und einträgliche Aemter angeboten, die freilich der seiner Vorstadt getreue Genfer Bürger ausschlug, that sich besonders durch seine Dankbarkeitsbeweise hervor; er konnte zwar Düfour nicht zur Annahme einer bedeutenden Jahresrente, aber ohne Mühe zu der des Berner Bürgerrechts bewegen. Auch andere Kantone schenkten ihm das Ehrenbürgerrecht. Drei Wahlkreise des Kantons Bern wetteiferten später um die Ehre, ihn als Vertreter in den Nationalrath zu senden.

Die Tagsatzung, an der nun auch die Abgesandten der ehemaligen Sonderbundskantone wieder regelmäßig Theil nahmen, wollte ihm eben so feierlich ihre Dankbarkeit bezeugen. Es war in den letzten Tagen des Monats April 1848, als das kürzlich von Düfour erbaute Landhaus zu Contamines, dessen Architekt natürlich der General selbst gewesen war, einen Wagen mit einem Weibel in den eidgenössischen Landesfarben vor seiner Pforte erscheinen sah. Zwei höhere Offiziere und einer der ersten Beamten der Eidgenossenschaft stiegen aus und überreichten dem General im Auftrage der Tagsatzung folgendes Schreiben:

Excellenz!

Als gegen Ende des vorigen Jahres mehrere verirrte eidgenössische Stände in ihrem Widerstande gegen die Beschlüsse der höchsten eidgenössischen Behörde so weit beharrten, daß die hohe Tagsatzung sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, den zwischen den Ständen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis beschlossenen Sonderbund mit Waffengewalt aufzulösen, richteten sich die Blicke der hohen eidgenössischen Behörde auf Sie, Herr General, und mit Begeisterung vernahm die ganze verfassungstreue Eidgenossenschaft, daß Sie dazu berufen waren, die Armee zu kommandiren und verirrte Eidgenossen zum gemeinsamen Vaterlande zurückzuführen. Wie man es von Ihrem Patriotismus erwarten durfte, haben Sie die Aufgabe mit der Hingebung ausgeführt, die nur Männern von wahrhaft großem und edlem Charakter eigen ist. Sie haben sich Ihrer Mission mit einer Weisheit und Thatkraft entledigt, welche nicht nur unser Vaterland, sondern ganz Europa, die ganze civilisirte Welt mit Bewunderung erfüllte. Doch das dankbare Vaterland ehrt in Ihnen nicht nur die Thatkraft, mit welcher die Beschlüsse der eidgenössischen Behörde ausgeführt worden sind, es dankt Ihnen ganz besonders für die edle Humanität, mit welcher das

Werk vollbracht worden, indem die Schrecken des Bürgerkrieges möglichst vermieden wurden. Mit dem ruhmvollen Andenken an die errungenen Siege verbindet sich der tröstliche Gedanke, daß, Dank dieser im unvermeidlich gewordenen Kriege entfalteten Humanität, viele Thränen und Schmerzen erspart worden sind. Durchdrungen von den Gesinnungen ihres Generals hat die eidgenössische Armee gezeigt, daß sie ihres Führers vollkommen würdig war.

Die eidgenössische Tagsatzung ihrerseits hat Ihnen ihre hohe Dankbarkeit durch die That beweisen wollen, und die hohe Bundesbehörde hat deshalb am letzten 10. Januar einstimmig beschlossen, daß das Vaterland Ihnen für die der Eidgenossenschaft geleisteten Dienste seinen Dank ausdrücke, daß Ihnen außerdem durch eine Deputation der Tagsatzung zur Erinnerung an die glücklich überstandenen Prüfungen ein Ehrensäbel überreicht werde, zu welchem Geschenk dasjenige von 40,000 Schweizerfranken hinzugefügt werden soll.

Das eidgenössische Direktorium hat die Ehre, die Herren eidgenössischen Obersten Frey-Herosé von Aarau und Müller von Zug und den Präsidenten des Appellationsgerichts, Herrn Schmidt von Solothurn, mit dem Auftrage zu betrauen, dieses vom Vaterlande dargereichte Geschenk in Ihre Hände zu legen.

Empfangen Sie es, Herr General, in dem Geiste, in welchem es Ihnen angeboten wird. Es ist keineswegs dazu bestimmt, Dienste zu belohnen, die über jeder Belohnung stehen; es hat keinen andern Zweck als den, zu beweisen, wie sehr die Eidgenossenschaft sich gedrungen fühlt, die großen Verdienste des Generals und in seiner Person die Verdienste der ganzen Armee anzuerkennen. Die wahre Belohnung für die Opfer, welche Sie dem Vaterlande gebracht haben, für Ihre Hingebung an die gute Sache, werden Sie, Herr General, in sich selbst finden; Ihr Name wird in der Geschichte neben denen der größten Männer des Vaterlandes

glänzen und von Mit- und Nachwelt gepriesen werden, so lange Patriotismus, Opferfreudigkeit und Humanität keine leeren Worte sind.

Empfangen Sie noch einmal, Herr General, den Ausdruck der aufrichtigsten und ehrerbietigsten Dankbarkeit mit der Versicherung, daß die gesammte Eidgenossenschaft, die Bürger jedes Ranges und Alters sich diesem Danke, diesen Segenswünschen anschließen. Die Hingebung, welche Sie bewiesen, ist, wie Ihr ganzes Leben, der Eidgenossenschaft würdig, welche hofft, daß Sie sich auch in Zukunft dem Wohle des Vaterlandes widmen werden bis zu dem Augenblicke, wo Sie zu den großen Helden vergangener Zeiten abberufen werden.

Genehmigen Sie u. s. w.

Bern, den 21. April 1848.

Der Präsident der Eidgenossenschaft:
Ochsenbein.
Der Kanzler: Schieß.

Die Regierung von Genf schenkte dem General als Nationalbelohnung ein Stück Land, das an seinen Garten stieß und ihm ermöglichte, einestheils sein Haus vor einer unbequemen Nachbarschaft zu schützen, anderntheils dasselbe mit schönen Gärten und Bosquets zu umgeben und zu einem idyllischen Sitze zu gestalten. Fast mehr noch als dieser Terrainabschnitt freute ihn aber die damit kundgegebene Gesinnung der dankbaren Mitbürger.

Die Regierung des Kantons Tessin beauftragte ihren Landsmann, den berühmten Bildhauer Viela, mit Anfertigung der für den Großrathssaal bestimmten Büste Düfour's, welche ein wahres Meisterwerk wurde und seither dort aufgestellt ist. Der Künstler sandte dem Gefeierten eine gute Kopie des Originals, welche der Letztere der Genfer Militärgesellschaft schenkte, in deren Besitz sie sich noch befindet. Ein tüchtiger

Genfer Künstler, Pradier, erbat sich ebenfalls die Genehmigung, seine Büste für Genf zu machen, und Bovy prägte eine Denkmünze mit seinem Bildnisse, während sich eine Menge von Porträtmalern um die Ehre rissen, seine ehrwürdigen Züge mit Pinsel und Stift der Mit- und Nachwelt in genauester Form zu erhalten. Sein bestes Portrait rührt aber von seiner eigenen Tochter her, der als Künstlerin berühmten Mme. L'Hardy-Dufour, die dasselbe im Jahre 1848 malte.

All' die genannten und noch hundert ungenannte Beweise der Anerkennung freuten unsern General von Herzen; was ihn aber am meisten rührte, war die wirkliche Liebe, welche man in den besiegten Landestheilen bald für ihn empfand. Er sagt darüber in seinen Notizen: „Die Bürger der Urkantone haben fast nur Pfeifenköpfe mit meinem Bilde; sie nennen mich „unser Düfourli“ .... und an einem andern Orte: „1866 machte ich mit meinen Töchtern Louise und Amalie eine Rundreise in den Urkantonen und erhielt vielfache Beweise von Achtung von Seite der Einwohner und der Häupter des Sonderbundes, Besuche, Serenaden u. s. w.“

Durch die rasche Besiegung des Sonderbundes war Düfour mit einem Male eine europäische Berühmtheit geworden, und mit nicht weniger Hochachtung redete man in der großen Schwester-Republik jenseits des Ozeans von ihm. Sein Name schien für die aus den großen Ereignissen von 1848 und 1849 hervorgehenden Bewegungen eine sichere Aussicht auf zu erstrebenden, glücklichen Erfolg zu bieten, weshalb ihm im Auslande mehr als ein Ober-Kommando unter den glänzendsten Bedingungen angeboten wurde. Er schlug aber alle diese ehrenvollen Anträge aus, weil er als treuer Sohn der Schweiz sich einzig und ganz und gar nur seinem Vaterlande widmen wollte.

In edler Opferwilligkeit und Gutherzigkeit und zum Sporn für seine Mitbürger gab der General den zehnten Theil des

von der Eidgenossenschaft erhaltenen Geldgeschenkes, nämlich sechstausend baare Franken, in die eidgenössische Kasse für die Verwundeten beider Parteien, eine Kasse, die als Mutter der „Winkelriedstiftung“ angesehen werden kann und durch seine spezielle Anregung gegründet wurde, längere Zeit unter seiner Leitung stand und eine wahre Segensanstalt für die Hinterlassenen der im Kampfe Gefallenen oder in den Spitälern Gestorbenen, sowie für die durch Verwundungen und Krankheiten in ihrer Berufsthätigkeit gehemmten Wehrmänner wurde. So trocknete die Initiative Düfour's manche Thräne und goß Balsam in manche brennende Wunde . . . .

Außer den großen Vortheilen, den dieser Krieg unserem Vaterland brachte — wozu wir in erster Linie die gründliche Reinigung des Letztern von den Volksverführern und Landesverräthern, den vollständigen Durchbruch des Liberalismus und die Wiedererlangung einer achtunggebietenden Stellung im europäischen Völkervereine rechnen — dürfen wir auch die richtige Einsicht in die zu Tage getretenen Mängel in unserem Wehrwesen und die daraus erfolgenden Verbesserungen desselben als eine gute Frucht des Feldzuges bezeichnen. Alle Einrichtungen, die aus der Thuner Schule hervorgegangen und durch die Düfour'sche militärische Organisation der Schweiz erfolgt waren, hatten sich auf's Glänzendste bewährt. Wie wäre es wohl gegangen, wenn Düfour die Annahme der eidgenössischen Fahne nicht schon durchgesetzt gehabt hätte und jeder Kanton nur unter seinem eigenen Abzeichen in den Kampf gezogen wäre? Welche Mißverständnisse und Unordnungen wären da aufgetreten! — — —

Die Mängel, die noch an der eidgenössischen Armee hafteten und bei dem Feldzuge zu Tage traten, deckt Düfour in seinem Berichte in freien Worten auf und verlangt von Seiten der Kantonen schleunigste Abhülfe. Ein vergleichender Blick auf die bezüglichen Zustände vor drei Dezennien und

denjenigen der Gegenwart zeigt, daß unterdessen sehr Vieles, besonders was die Ausrüstung betrifft, verbessert wurde, gar Manches aber, wie damals, immer noch ein frommer Wunsch ist. So sagt er z. B.:

„Wenn in einigen Korps die Disziplin litt, so muß man den Grund im Mangel an Erfahrung, vorzüglich aber im Mangel an Energie bei manchen Offizieren suchen. In verschiedenen Kantonen hält man leider nicht an den unerläßlichen Bedingungen für eine gute Offizierswahl fest; auf solche Weise ernannte Offiziere kennen weder ihre Pflichten noch ihre Kompetenzen hinreichend; die Soldaten bemerken deren Schwäche bald und mißbrauchen dieselbe. Möchten doch die Kantonalregierungen alle Anstrengungen machen, um ihren Truppen nur Offiziere zu geben, welche hinreichend unterrichtet und fähig sind, Soldaten zu führen!“

Was der General ferner tadelt, das ist das viel zu komplizirte und in Folge dessen oft fehlerhaft und nachlässig geführte Rapportwesen, das in einem Feldzuge schon der Rechnungsführung wegen und insbesondere in Rücksicht auf die Kenntniß der Stärke und der Bedürfnisse des Heeres von allgemein unterschätzter Bedeutung ist. Er verlangt daher Vereinfachung der Büreauarbeiten, aber dafür die größte Exaktität in diesem Dienstzweige. — Große Uebelstände entdeckte er im Weitern im Sicherheitsdienst und im Bagagewesen, deren Reorganisation er den Kantonen unter Angabe der zweckmäßigsten Mittel dringend an's Herz legt.

Bei den Offizieren des vor und während des Feldzuges gänzlich umgeschaffenen Generalstabes beobachtete Düfour stets einen rühmenswerthen Eifer und guten Willen, jedoch nicht immer die nöthigen Kenntnisse, weshalb er viel mehr Schule für sie verlangt. Für die obern Grade empfiehlt er insbesondere den Besuch der Manöver und Lager fremder Heere, um daselbst auf dem Wege der Anschauung praktische Studien

zu machen. — Im Fernern betont er die Nothwendigkeit der Vermehrung der Artillerie, indem die nicht kriegsgewohnten Milizen immer Artillerie bei sich haben wollen, gleichsam als moralische Unterstützung; übrigens ist er mit den Leistungen des Artillerie- und des Geniekorps, diesen seinen Schooßkindern, sehr zufrieden; dagegen wünscht er bezüglich Zusammensetzung der Geschütze, Ausrüstung der Soldaten rc. viele Verbessungen. — Für die Reiterei, diese in der Schweiz bis zum Sonderbundskriege größtentheils vernachlässigte Waffe, die aber dennoch in demselben gute Dienste geleistet, sowie für das Scharfschützenkorps schlägt er eine durchgreifende Reorganisation vor. Denn damals waren die Obliegenheiten, die jetzt den Guiden und den Dragonern separat zukommen, noch für die ganze Reiterei vereinigt und diese daher weder für den einen noch für den andern Dienst richtig ausgerüstet und richtig instruirt, während die Scharfschützen viel zu schwer bepackt waren und in Folge dessen nicht die gewünschte Beweglichkeit hatten. -- Für die Infanterie, die Kraft des Heeres, verlangt er in manchen Stücken eine bessere Bekleidung und ist über das fast bei allen Bataillonen zu Tage getretene nachlässige Tragen des Tornisters, der Patrontasche und der Waffen sehr unangenehm berührt; auch sagt er: „Man kann mehreren Bataillonen mit Recht vorwerfen, während des Marsches keine Ordnung beobachtet zu haben, was der Sorglosigkeit oder der Unfähigkeit der höheren Offiziere zugeschrieben werden muß. Diese Unordnung, welche das größte Unheil erzeugen kann, muß ernstlich unterdrückt werden. Bei einem unordentlichen, lärmenden Marsche verschwindet alle Mannszucht; die Soldaten lassen sich leicht durch Uebelwollende zu bösen Handlungen verleiten; hat ja doch die Erfahrung gezeigt, daß, wenn während des Feldzuges unangenehme Auftritte stattgefunden haben, dies Bataillonen

zugeschrieben werden mußte, welche auf dem Marsche nicht in Ordnung gehalten worden waren.“

Werfen wir nun, nachdem wir gesehen haben, wie General Düfour den Sonderbund besiegt hat, noch einen flüchtigen Blick auf die Haltung der fremden Diplomatie während dieses Krieges, sowie auf die politische Neugestaltung der Eidgenossenschaft.

* * *

Wie schon erwähnt, verfolgten alle politischen Parteien der europäischen Mächte das in der Schweiz sich abspielende Drama mit höchster Spannung; war letzteres doch das Vorspiel der alsbald den ganzen Kontinent durchziehenden Volkserhebungen gegen die Willkürherrschaft. Das Kabinet Louis Philipps, dasjenige des österreichischen Kaiserthums, die Höfe der deutschen Staaten u. s. w., denen ob den stets kräftiger auftretenden freiheitlichen Kundgebungen in ihren eigenen Landen heimlich bange war, ermuthigten in ihrem Interesse die von dem Sonderbund in's Werk gesetzte Reaktion in der Schweiz auf's Aeußerste, um das Feuer der freien nationalen Entwicklung im Herde zu ersticken. Der Waffen- und Geldsendungen für diesen Zweck haben wir bereits gedacht; Siegwart-Müller aber hoffte zuversichtlich auch auf eine bewaffnete Intervention von Seite der Großmächte. Wahrscheinlich wäre diese auch zu Stande gekommen, wenn Düfour nicht so rasch und glücklich operirt und England, der liberalen Schweiz wohlwollend gestimmt, die bezüglichen Verhandlungen nach Kräften in einem schleppenden Gange erhalten hätte. Zudem war der französische Gesandte auf zu kleinliche und gehässige Umtriebe erpicht, als daß er noch zu rechter Zeit ein imponirendes Wort hätte sprechen können. Unmittelbar vor dem Zuge nach Luzern, als sich die Eidgenossenschaft schon im Kriegszustande befand und aller Verkehr mit dem

Sonderbund abgebrochen war, begehrte dieser Diplomat von Düfour ein Schutzgeleite für einen seiner Gesandtschaftssekretäre, den er in's sonderbündische Lager zu senden beabsichtigte. Als dieses begreiflicherweise abgeschlagen wurde, nahm Bois-le-Comte die Weigerung zum Vorwand, den Beleidigten zu spielen, sich entrüstet von Bern zu entfernen, mit der Bundesbehörde außer allen Verkehr zu treten und sich in das angeblich neutrale Basel zurückzuziehen, während der österreichische Gesandte nach Bregenz, der russische nach Freiburg i. Br. und der preußische nach Neuenburg übersiedelten. Von Basel aus schickte er heimlich Abgeordnete nach Luzern und Wallis, um zum äußersten Widerstand zu ermuthigen und das Eintreten fremder Intervention in wenigen Tagen als gewiß zuzusichern. Aber schon war Luzern gefallen und der sonderbündische Kriegsrath über alle Berge geflohen; die Botschaft kam zu spät. Der preußische Gesandte richtete unterdessen eine Note an die Eidgenossenschaft, worin er eine Vermittlung in Neuenburg vorschlug; ihm konnte aber glücklicherweise erwiedert werden, „es bedürfe keiner Vermittlung mehr, indem die bewaffnete Vollziehung der Tagsatzungsbeschlüsse gegen den Sonderbund bereits beendigt sei. Aber auch abgesehen davon, müsse die Eidgenossenschaft auf dem Rechte beharren, ihre Angelegenheiten selbstständig zu ordnen und zwar um so mehr, als es sich weder um Verwicklungen mit andern Staaten, noch um einen Krieg einzelner Kantone gegen andere, sondern um die Anwendung der Bundesgewalt gegen renitirende Bundesglieder handle."

Endlich, nach vielen diplomatischen Kreuz- und Querzügen, als schon alle Welt wußte, daß der Sonderbund faktisch aufgelöst war, rückte die fremde Diplomatie gemeinsam vor, indem energische Noten von Frankreich, Oesterreich und Preußen, welche den Präsidenten der Tagsatzung und den flüchtigen Sonderbundspräsidenten auf gleiche Linie stellten, also den

Sonderbund fortbestehen lassen wollten, eine Konferenz aus Bevollmächtigten der fünf Mächte, einem Abgeordneten der Tagsatzung und einem Abgeordneten des Sonderbundes zur Vermittlung der Angelegenheit forderten. Allein die Tagsatzung erklärte in einer umfangreichen Antwort zunächst das Irrthümliche der vorausgesetzten Thatsachen, „indem die angebotene Vermittlung des Objekts ermangle“, beleuchtete dann die illegale Stellung des aufgelösten Separat-Bundes, die Rechtmäßigkeit der Exekution, das nationale Element in der Organisation der Eidgenossenschaft, sowie das relative Verhältniß der Kantonalsouveränetät. Dann wies sie die Zumuthung entschieden ab, mit dem Sonderbunde, der übrigens nicht mehr existire, von Macht zu Macht zu unterhandeln. Dabei wurde insbesondere die schmerzliche Ueberraschung ausgedrückt, den Präsidenten des sonderbündischen Kriegsrathes mit dem Präsidenten der Bundesversammlung, dem Haupt der Eidgenossenschaft, auf dieselbe Linie gesetzt zu sehen — „ein Rebell der legitimen Behörde gleichgestellt!“ — „Wahrlich, wenn der Gesandte Frankreichs nicht die ausdrückliche Versicherung gegeben hätte, daß die Regierung des Königs von den aufrichtigsten Gefühlen für die schweizerische Nation beseelt sei, so wäre die Stellung, welche die Regierung dem Expräsidenten des gewesenen Kriegsrathes eines aufgelösten Bundes offiziell gegeben habe, geeignet, die seltsamsten Vermuthungen hervorzurufen, daß es nämlich die Absicht sei, den Sonderbund wieder aufleben zu lassen oder denselben zu unterstützen. Es fände sich in der großen Mehrheit der eidgenössischen Stände nicht eine einzige Magistrats-Person, die einwilligen würde, mit einem Manne in einer Konferenz zu sitzen, der sich vor dem gerechten Zorne der Bürger der Kantone flüchten mußte, welche er zu dem Bunde unseligen Andenkens verleitet hatte. Das Nationalgefühl würde sich durch die Vermuthung des Gegentheils verletzt finden.“ Im Schlusse

dieser Antwortsnote erklärte die Tagsatzung, daß eine Vermittlung oder jede andere Dazwischenkunft um so weniger begründet sei, als die Ereignisse in der Schweiz die Sicherheit der Nachbarstaaten nicht gefährdet haben; ihr Gebiet sei in keiner Weise weder verletzt noch bedroht worden, ihre Institutionen oder ihre Ruhe keiner Gefahr ausgesetzt gewesen 2c. Die Schweiz habe sich im Gegentheil stets beflissen, ihre völkerrechtlichen Verpflichtungen zu erfüllen und besitze glücklicherweise auch die Macht dazu, wie sie bereits gezeigt habe.

Die englische Regierung schickte den bewährten Diplomaten Sir Stradford Canning als besondern Abgeordneten nach der Schweiz, um sich an Ort und Stelle genau über die Sachlage zu erkundigen. Mit der ausdrücklichen Weisung versehen, die Vermittlung als unnöthig und dahingefallen anzusehen, wenn der Sonderbund bereits unterworfen und aufgelöst sei, empfahl er dem Bundespräsidenten nun einfach Milde gegen die Ueberwundenen und hob das warme Interesse hervor, das England an der Unabhängigkeit der Schweiz nehme. Auch Rußland unterließ die Absendung einer Note. „So stand nun die französisch-österreichische Diplomatie kläglich da", sagt Feddersen. „Zuerst hatte sie den Sonderbund so weit angetrieben, bis er den Kampf wagte; im entscheidenden Augenblicke ließ sie ihn mit der versprochenen Hülfe im Stich; nach Austrag der Sache wollte sie noch ein komische Vermittlungsrolle spielen, aber vergebens sah sie sich jetzt nach einem festen Halt um. Ihr Unmuth mußte um so größer sein, als die Völker ringsum sich aufrichtig des Sieges der eidgenössischen Sache freuten und ihre lebhafteste Theilnahme — zum Theil in Adressen an die Tagsatzung — bezeugten. Am bezeichnendsten war eine Demonstration in Rom, wo der Fall Luzerns unter den Augen des Papstes durch einen Fackelzug vor der Wohnung des schweizerischen Konsuls gefeiert wurde." — Trotz der oben genannten Erwiederung der obersten eidgenössischen

Behörde traten die Abgeordneten Frankreichs, Oesterreichs und Preußens doch in Neuenburg zu einer Vermittlungskonferenz zusammen. Es war Mitte Januar 1848, da die ganze Eidgenossenschaft bereits wieder des vollen Friedens sich freute, die ehemaligen Sonderbunds-Kantone sich wieder als treue Söhne der Mutter Helvetia fühlten und betrachtet sahen und von der großen Mehrheit der Stände eine durchgreifende Aenderung des eidgenössischen Grundgesetzes als Nothwendigkeit anerkannt wurde, um dem Staate eine solide Basis zu geben. Weder die Gesandten der Eidgenossenschaft noch solche des ehemaligen Sonderbundes nahmen begreiflicherweise an dieser verspäteten Mediationssitzung Theil. Nichtsdestoweniger erließen die Repräsentanten der drei Kabinete nochmals eine Note an die Tagsatzung, des Inhalts: Die Auflösung des Sonderbundes könne nur als ein Bürgerkrieg zwischen einer Mehrheit von Kantonen auf der einen und einer Minderheit von sieben souveränen Ständen auf der andern Seite angesehen werden; in Anbetracht der ausdrücklich gewährleisteten Kantonalsouveränetät seien die Mächte berechtigt, zu verlangen, daß diese Grundlage der Bundesorganisation heilig gehalten werde; sie erklären daher, 1) daß die Kantonalsouveränetät in den militärisch besetzten oder besetzt gewesenen Kantonen unterdrückt worden sei; 2) daß der Schweizerbund erst dann wieder als legal anerkannt werden könne, wenn auf jene sieben Stände in keiner Weise mehr ein Druck ausgeübt werde und sie im Stande seien, ihre Regierungsbehörden frei zu bestellen; 3) daß durchaus keine gültige Veränderung in der Bundesakte vorgenommen werden könne ohne *einstimmige* Genehmigung *aller* Staaten, welche den Bund bilden. Würde die Schweiz diesen Bedingungen nicht getreulich nachkommen, so besäßen die Mächte das unbestreitbare Recht, nur mehr die Pflichten, welche ihnen als Glieder des großen europäischen Staatenverbandes obliegen, sowie das Wohl ihrer eigenen

Länder zu Rathe zu ziehen. Kurze Zeit darauf kam Rußland mit einer ähnlichen Note, in welcher im Weitern gesagt wurde, es sehe sich genöthigt, seine Garantie der schweizerischen Neutralität und Unabhängigkeit so lange zu suspendiren, als die Schweiz sich außerhalb der traktatmäßigen Bedingungen befinde und fortfahre, den Revolutionären aller Länder Schutz und Zuflucht zu gewähren, um sich ungestraft gegen die Ruhe und Sicherheit der Nachbarstaaten verschwören zu können.

Begreiflicherweise erzeugte diese fremde Einmischung in die eidgenössischen Verhältnisse in allen freisinnigen Kantonen eine allgemeine Entrüstung, die aber durch das wohlwollende Memorandum Englands bedeutend gemäßigt wurde. Dennoch verlangte das Schweizervolk in der Presse von der Bundesbehörde eine feste, unerschrockene Antwort auf die angebahnte Intervention der vier freiheitsfeindlichen Höfe. Diese war bereits von Furrer redigirt und alsdann von Dr. Kern in der Tagsatzung warm verfochten worden und wies, gestützt auf die geschichtlichen Akten von 1814 und 1815, die angemaßte Einmischung gründlich und entschieden zurück. In erster Linie widerlegt sie die Auffassung, als ob der Sonderbundskrieg ein Krieg einzelner Stände gegen andere gewesen sei, sondern die Schweiz habe, nach fruchtloser Anwendung aller friedlichen Mittel, die rechtmäßige Bundesgewalt gegen ein durch die Bundesakte untersagtes und den Landesfrieden untergrabendes Separatbündniß geltend gemacht. Von einer Bedrückung der Kantonalsouveränetät könne keine Rede sein, da das Volk sich ja, wie Jedermann sehe, selbst konstituire. Ob Veränderungen in der Bundesverfassung nur mit Einstimmigkeit oder mit einer gewissen Stände-Mehrheit vorgenommen werden können, sei eine Frage, deren Entscheidung nicht Sache fremder Staaten sein könne. Die Schweiz besitze das freie, unverkümmerte Konstituirungsrecht, und die Art und Weise der Vervollkommnung ihrer politischen Institutionen

sei daher eine Aufgabe, welche die Kantone unter sich, ohne jede fremde Beeinflussung, zu lösen haben. Kein Staatsvertrag beschränke dies Recht. Allerdings sei die Schweiz unter solchen Umständen und Zumuthungen wie immer in letzter Instanz auf ihr gutes Recht und ihre Kraft angewiesen; dennoch könne sie nicht zugeben, daß die ausdrücklichen, in den Staatsverträgen enthaltenen Garantien einseitig zurückgezogen werden. Gegen die völlig aus der Luft gegriffene Zulage, als sei die Schweiz der Sitz einer Propaganda, welche auf den Umsturz der religiösen, sozialen und politischen Fundamente der Staaten hinarbeite, ward feierlichst protestirt und schließlich noch die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der innere Friede der Schweiz und die Erhaltung des innigen Verbandes zwischen den Kantonen um so eher gelingen würden, je mehr die der Eidgenossenschaft durch die Neutralitätsakte vom 20. Nov. 1815 verbürgte „Unabhängigkeit von jedem fremden Einfluß" ihre volle Anerkennung finden werde.

Nachdem diese denkwürdige Antwort gegeben war, gingen die Tagherren auseinander, um sich wieder für einige Zeit ausschließlich dem Wohle ihrer Kantone zu widmen, während die eidgenössische Verfassungsrevisionskommission ihre große Arbeit begann.

Noch tagten die Vertreter der Mächte in Neuenburg und beriethen sich über Mittel und Wege, den schweizerischen Freiheitsgeist zu bannen, da kam mit einem Male der allzulange in Ketten gelegene Volkswille in allen Ländern des Kontinents zum vollen Bewußtsein seiner Kraft. Ein schreckliches Gericht brach Schlag auf Schlag über die Gewalthaber herein; von Land zu Land wälzte sich der Brand, da half kein diplomatisches Gewebe, kein Wald von Bajonnetten mehr. Sizilien schlug sich frei; in Neapel, Toscana und Piemont wurden die Herrscher zu konstitutionellen Reformen gezwungen; Venedig erklärte sich als eigene Republik, die Oesterreicher wurden

aus der Lombardei hinausgeschlagen. Mit dem Rufe: „Nieder mit den Bourbonen!“ erstürmten die Pariser am 24. Februar die Tuilerien und verbrannten den Thron Louis Philipp's auf den Straßen, während sich der König in einer armseligen Droschke flüchtete und die Republik proklamirt wurde. In Bayern dankte König Ludwig ab; in Berlin, in allen deutschen Residenzen mußten die Forderungen der Bürger gewährt werden. — — —

Bei diesen welterschütternden Ereignissen stob die Mediationskonferenz in Neuenburg auseinander „wie nächtlicher Spuck vor den Strahlen der aufgehenden Sonne“; keine Macht dachte mehr daran, der Schweiz Gesetze zu diktiren; diese hatte freie Hand und strengte alle ihre Kräfte an, die günstige Zeit zur Vervollkommnung ihrer politischen Institutionen zu benutzen.

Kaum tönte der Siegesjubel der französischen Republikaner zu den Jurahöhen herauf, so sagten sich die Montagnards des Kantons Neuenburg: Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo wir von dem freien Konstituirungsrechte unseres Standes Gebrauch machen! Wir wollen heraus aus der Zwitterstellung fürstlicher Unterthanen und freier Schweizer! Erklären wir uns ausschließlich und für immer als Söhne der Mutter Helvetia! Befreien wir uns von der Fürstenkrone!! — Gesagt, gethan! — In Locle, Chaux-de-Fonds und den andern Bergdörfern stand Alles auf und richtete an die Regierung den Volksbefehl, die Gewalt innert 24 Stunden niederzulegen, ansonst man in Masse von den Bergen niedersteigen werde, um mit bewaffneter Hand dieser Forderung Geltung zu verschaffen. Aehnliches geschah im Traversthale. Die royalistische Regierung verlor allen Muth und rief in ihrer Noth eidgenössisches Aufsehen an, während der preußische Gesandte, Herr von Sydow, Verwahrung gegen jede Verletzung

der Rechte des Fürsten einlegte. Wohl schickte die Eidgenossenschaft Kommissäre nach Neuenburg ab, jedoch nicht um das royalistische Regiment zu schützen, sondern um das freie Konstituirungsrecht des Volkes hoch zu halten und sich gleichfalls gegen jede Einmischung der preußischen Gesandtschaft zu verwahren. Am 1. März zogen 1400 Montagnards unter Friedrich Courvoisier in Neuenburg ein, wählten eine provisorische Regierung, lösten die bisherigen Behörden auf und beriefen einen Verfassungsrath zum Entwurf eines neuen Grundgesetzes. So war die bisherige Doppel-Stellung ohne Blutvergießen gebrochen. Die Aristokraten, die sich nach ihrer Niederlage alsbald wieder sammelten, setzten den Republikanern aber einen hartnäckigen Widerstand entgegen und suchten eine vollständige Reaktion herbei zu führen. Doch vergebens! Die neue volksthümliche Verfassung kam zu Stande; sie schnitt tief in's alte, faule Korporationswesen, raubte den Aristokraten die Hauptstützen und sprach die völlige Auflösung der bisher zu Preußen bestandenen Verhältnisse aus. Der König von Preußen war einsichtig und gerecht genug, den Neuenburgern, die er übrigens noch immer seine „getreuen Unterthanen" nannte, den guten Rath zu geben, sie mögen ausschließlich die Lage und das Glück ihres Landes im Auge behalten, ohne sich durch bisherige Verhältnisse zu ihm (als ihrem Fürsten) als gebunden zu erachten; er wolle ihnen deshalb nicht zumuthen, sich der Theilnahme an den Geschäften unter der republikanischen Behörde zu enthalten. Mit der Eidgenossenschaft werde er sich über die Angelegenheit später in's Vernehmen setzen. — Die republikanische Verfassung Neuenburgs erhielt die eidgenössische Garantie. Damit war wieder ein Kanton für die f r e i e, fortschrittliche Schweiz gewonnen und abermals eine große Bresche in die aristokratische Zwingburg geschossen.

Unterdessen waren auch in den ehemaligen Sonderbunds-kantonen durchgreifende Veränderungen vorgenommen worden, wozu schon die Bezahlung der Kriegskosten, die billigermaßen großentheils auf die geistlichen Korporationen verlegt wurden und zur Säkularisation manches hablichen Klosters führten, Anlaß geben mußte. Uri that einen tüchtigen Schritt vorwärts, indem es die einer rein demokratischen Einrichtung zuwiderlaufende Lebenslänglichkeit der Amtsstellen, den geheimen Rath und das geheime Gericht 2c. abschaffte und durch zeitgemäße Institutionen ersetzte. Aehnliches geschah auch in Unterwalden, während in Schwyz die Kantons-Landsgemeinde abgeschafft, die Bezirksautonomie beschränkt und die wichtigsten Staatsverwaltungszweige zentralisirt wurden. Der größte Theil der auf diesen Kanton fallenden Kriegskosten wurde von dem reichen Stift Einsiedeln theils direkt, theils indirekt gedeckt. Auch Zug ließ die Landsgemeinde eingehen und stellte einen geordneten Haushalt her, nachdem die alte Regierung nach hartnäckiger Gegenwehr durch eine Volksversammlung gestürzt worden war. Des dem Einmarsche der Eidgenossen auf dem Fuße folgenden politischen Umsturzes in Freiburg, Luzern und Wallis haben wir bereits Erwähnung gethan. In diesen drei Kantonen bedurfte es aber aller Energie der Liberalen, um sich von der bald wieder erwachten Reaktion nicht nur zu großen Konzessionen zwingen, sondern theilweise sogar überwältigen zu lassen. Die Parteikämpfe waren daher mit der Beendigung des Sonderbundskrieges noch nicht erledigt und haben auch jetzt, nachdem bereits eine junge Generation in die Arena getreten ist, noch keineswegs ihren Abschluß gefunden.

Besonders war die im Frühjahr 1848 obschwebende Revision des eidgenössischen Grundgesetzes geeignet, die Anhänger des Alten und Neuen zur Anspannung ihrer Kräfte zu veranlassen. Mitte Februar hatte die große Revisionskommission

ihre Arbeit begonnen und schon am 8. April nach reiflicher Prüfung aller nur möglichen republikanischen Systeme und hartem Rede- und Federkriege lag der Entwurf fertig vor, dessen Prinzip von dem beleuchtenden Berichte der Redaktoren (Dr. Kern und Druey) folgendermaßen bezeichnet wurde:

„Die bisherigen Institutionen der Schweiz genügten nicht mehr, weil sie nicht genug Rechte einräumen, weil sie nicht genug Interessen zur gemeinsamen Sache machen, weil die Bundesbehörden übel organisirt und in ihrer Thätigkeit gehemmt sind, und besonders, weil die Behörden ausschließlich aus den Kantonen oder vielmehr ihren Regierungen und keineswegs aus dem schweizerischen Volke in seiner Gesammtheit hervorgehen; weil dieselben daher nur eines der Elemente der Eidgenossenschaft, das kantonale, repräsentiren, während das nationale oder allgemeine Element kein eigenes und direktes Organ hat. Die Unruhen, welche seit mehreren Jahren in der Schweiz stattgefunden, haben zu einem großen Theil ihre Quelle in dem Mißverständnisse, welches zwischen den Bundeseinrichtungen und den Ideen und Bedürfnissen des schweizerischen Volkes besteht. Aber wenn die Schweiz sich nicht mehr im Zustand der Dinge befindet, für welchen der Bundesvertrag vom Jahr 1815 geschaffen war, so befindet sie sich doch auch nicht in einem solchen Zustande, wie ihn eine Einheitsregierung, eine neue „helvetische Republik“ voraussetzen müßte. Ein einheitliche und untheilbare Republik müßte, wenn sie ihren Zweck erreichen und nicht ein Bastardföderalismus sein soll, die Kantone mit ihren politischen, bürgerlichen, finanziellen und militärischen Institutionen verschwinden lassen, um einer einheitlichen Regierung Platz zu machen, welche alle Zweige des sozialen Lebens zu umfassen hätte; — mit einem Worte: das kantonale Element würde unter dem Einheitssystem verschwinden, gerade so, wie das nationale Element unter der Herrschaft einer bloßen Allianz von Staaten wenn auch nicht

zerstört (denn es ist unzerstörbar), so doch verborgen, gewissermaßen erstickt wird. So große Fortschritte nun der nationale Geist gemacht hat, so ist doch auch der Kantonalgeist noch tief eingeprägt in der Schweiz, wo er noch in der Basis der Institutionen liegt und sich im Besitze der Bundesgewalt befindet. Es würde vielleicht gelingen, das Einheitssystem einzuführen, aber nicht, es zu behaupten. Der unwiderstehbare Strom einer starken Reaktion aller Unzufriedenheiten würde nicht ermangeln, alle Dämme zu durchbrechen und den Unitarismus in kurzer Zeit wieder wegzuschwemmen. Es rührt dies daher, weil in der Natur der Dinge neben dem Gesetze der Einheit auch ein Gesetz der Theilung oder Gliederung besteht, oder vielmehr weil beide zusammen nur Eines sind und die Organisation bilden. Die Einheit ohne Glieder ist eine leere Masse, die Glieder ohne Einheit sind ohnmächtig. Wird die Schweiz später zum Einheitssystem gelangen, oder mit andern Worten, werden in derselben in Zukunft statt mehr oder weniger souveräne Kantone nur noch Distrikte als Glieder eines organisirten Körpers vorhanden sein? Es ist möglich. Aber diese Zeit scheint uns noch nicht gekommen zu sein. Der Kantonismus hat zu tiefe Wurzeln; hundertjährige Gewohnheiten haben zu viel Macht, um eine solche Umgestaltung zu verwirklichen, ohne eine Krisis hervorzurufen, für welche die Schweiz, wenn nicht alle Anzeichen trügen, keineswegs hinreichend vorbereitet ist. Ein Föderativsystem, welches die beiden Elemente, die nun einmal in der Schweiz vorhanden sind, nämlich das nationale oder gemeinsame und das kantonale oder besondere, achtet, welches jedem dieser Elemente gibt, was ihm im Interesse des Ganzen und seiner Theile gehört, welches sie verschmilzt, vereinigt, welches die Glieder dem Ganzen, das Kantonale dem Nationalen unterordnet, indem sonst keine Eidgenossenschaft möglich wäre und die Kantone in ihrer Vereinzelung zu Grunde gehen

müßten — das ist's, was die jetzige Schweiz bedarf und das ist der Grundgedanke des ganzen Entwurfs.“ —

Ganz Europa stand noch unter dem Drucke politischer Erhebungen und drohendsten Wirren, als der Entwurf, der bekanntlich das Zweikammersystem adoptirt und die Zentralisation der nöthigsten Dinge vorgenommen hatte, unter die Kantone vertheilt wurde, welche nun innert Monatsfrist ihre Tagsatzungsgesandten für den endgültigen Entscheid instruiren mußten. Nachdem sich die gesammte Presse und das Volk oder dessen Repräsentanten in einer Fluth von Wünschen ausgesprochen hatten, trat die Tagsatzung am 15. Mai wieder zusammen, um im Hinbick auf die Bewegung der Völker ringsumher das Verfassungsgebäude baldmöglichst unter Dach zu bringen und für alle Fälle neu geeinigt dazustehen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Ansichten der einzelnen Gesandten und deren Kantone einzutreten, noch weniger an die zweiundvierzigtägige Redeschlacht und Markterei im Sitzungssaale zu erinnern, wir wollen nur mittheilen, daß endlich eine Mehrheit von 13½ Ständen sich um den bedeutend modifizirten Entwurf schaarte, der in der allgemeinen eidgenössischen Abstimmung, die am 1. September stattfand, 15½ Kantone mit einer Bevölkerung von 1,897,887 Seelen als Annehmende und 6½ Kantone mit nur 292,371 Einwohnern als Verwerfende aufwies, den lockern Staatenbund in einen festen Bundesstaat umwandelte und die gewiß jedem unserer Leser bekannte 1848er Verfassung bildete, die in der Folge über ein Vierteljahrhundert lang ohne jede Veränderung blieb und hoffentlich mit den seither hinzugekommenen, von den Zeitverhältnissen diktirten Modifikationen noch lange zum Segen unseres theuren Vaterlandes bestehen wird. Unser berühmte Dichter Gottfried Keller hat diesen neuen Bund in einem seiner schönsten Sonnette trefflich gezeichnet; er sagt:

Wie ist denn wohl der Diamant entstanden,
 Zu unvergänglich alldurchdrungner Einheit,
 Zu ungetrübter, strahlenreicher Reinheit,
 Gefestiget von unsichtbaren Banden? — —

Wenn aus der Völker Schwellen und Versanden
 Ein Neues sich zu einem Ganzen einreiht,
 Wenn Freiheitslieb' es dann zum Volk einweiht,
 Wo Gleichgesinnte ihre Heimat fanden:

Wer will denn da noch rütteln dran und feilen?
 Zu spät, zu spät! schon ist's ein Diamant,
 Der nicht mehr ist zu trüben und zu theilen.

Und wenn, wie man im Edelstein erkannt,
 Darin noch kleine, dunkle Körper weilen,
 So sind sie fest umgossen und gebannt.

In der That, die kleinen dunklen Körper der Reaktion konnten und können nichts ausrichten als höchstens den Glanz des Ganzen etwas trüben. Auch wagte vom Auslande her niemand, keine fremde Macht, an dem neuen Bunde zu rütteln und zu feilen; stillschweigend ward er gutgeheißen. Die Schweiz trat in eine neue Aera ein. Kanonendonner, Freudenfeuer und unendlicher Volksjubel vom Jura bis zu den Alpen begrüßte den entscheidenden Schritt, den unser Volksdichter, Pfarrer Martin Klotz, damals in folgendem Gesange verherrlichte:

Die neue Bundesverfassung
vom 12. September 1848.

 Was glänzt dort von den Höhen,
Was leuchtet in das Thal?
Wer ist heut eingezogen
Bei uns allüberall?

Im ganzen Schweizerlande
Ist Alles hocherfreut:
Sind doch die alten Bünde
In Einen heut erneut!

D'rum sind es Freudenfeuer
Auf hoher Berge Kranz,
Die leuchten uns so herrlich
Als wär' es Sternenglanz!
Sie künden uns: die Freiheit
Schlingt heut' ein neues Band
Um Alle, Groß und Kleine,
Im ganzen Schweizerland.

Das Dach ist aufgerichtet,
Das alle nun vereint,
Das Licht ist angezündet,
Das Allen gleich nun scheint;
Der Eingang und der Ausgang
Ist jedem Schweizer frei;
Sagt, ob dies nicht die schönste
Frucht dieses Herbstes sei?

Was unsre Väter suchten
Fünfhundert Jahre lang;
Um was sie angetreten
So oft den Heldengang;
Was sie mit ihrem Leben
Erstritten oft im Krieg,
Strahlt heut' uns in die Thäler: —
Des neuen Bundes Sieg!

So glänzt ihr Freudenfeuer
Vom Rhodan bis zum Rhein,
So werft von Bergeshöhen
In's Thal den hellen Schein,

Verkündets, Flammenzeichen,
Ein neues Licht geh' auf,
Ein zweites Rütlileben
Beginne seinen Lauf!

Jauchzt laut ihr auf den Höhen,
Stimmt fröhlich ein im Thal,
Durchdonnert uns're Berge
Mit lautem Wiederhall!
Freut euch, ihr Schweizersöhne,
Ob diesem Morgenroth,
Lobpreist dies neue Leben,
Ihr Greise, vor dem Tod!

Und du, o Bund der Liebe,
Verein' uns allezeit!
Mögst, Friede, du begegnen
Stets der Gerechtigkeit!
Du, Freiheit, treib' uns allen
Das Sonderleben aus,
Dann wohnen wir als Brüder
Beglückt in Einem Haus!

Martin Klotz.

XVII.

Düfour's weitere militärische und politische Wirksamkeit für die Schweiz.

Nach der Beendigung des Sonderbundskrieges arbeitete General Düfour mit gewohntem Eifer am Ausbau des schweizerischen Wehrwesens. Die neue Bundesverfassung räumte hiefür manches Hinderniß aus dem Wege; immerhin aber bildete die kantonale Selbstsucht noch einen zu starken Wall gegen eine wirkliche Zentralisation auch nur der wichtigsten Militärzweige. Denn nur die allgemeine Organisation und Beaufsichtigung des Wehrwesens und die Instruktion der Spezialwaffen, nicht aber der Infanterie, fielen dem Bunde zu. Nach der neuen Organisation zählte der Bundesauszug in runder Summe 70,000 Mann, wozu noch 35,000 Mann Reserve kamen, so daß nun das eidgenössische Heer 105,000 Mann stark war; daneben gab es keine weitere Kantonaltruppen mehr; auch wurden die im Solde fremder Fürsten stehenden Schweizerregimenter aufgelöst, wodurch endlich die einzig würdige und wahre Bestimmung des schweizerischen Wehrmannes, nur für die Abhängigkeit

und Neutralität der Eidgenossenschaft und für die Ordnung im Innern des eigenen Landes, nie aber für fremde Interessen die Waffen zu erheben, nach und nach zum Volksbewußtsein kam und der Söldnerdienst, der die physische und moralische Kraft des Volkes seit Jahrhunderten untergrub, als ein Makel aus dem neuen Kleide der Mutter Helvetia ausgetilgt ward.

Auch die Arbeiten an der großen topographischen Karte nahmen jetzt die Thätigkeit des General wieder vollauf in Anspruch. Doch wurde diese Arbeit nach zwei Jahren schon wieder durch ein kriegerisches Ereigniß unterbrochen, glücklicherweise aber nur für kurze Zeit. In halb Europa gährte es nämlich noch immer gewaltig und die Schweiz, welche eine Gebietsverletzung an ihrer Rheingrenze befürchtete, in deren Nähe ein fremdes Heer zusammengezogen war, ließ daher wiederum einen Theil ihrer Milizen zum Schutze ihrer Neutralität einberufen. Diese Maßregel war von der Klugheit geboten, obgleich die Truppen, die das Großherzogthum Baden besetzt hielten, für den Augenblick keine feindlichen Absichten kundgaben.

Das Armeekorps, welches die Eidgenossenschaft bei dieser Gelegenheit glaubte aufstellen zu müssen, zählte ungefähr 30,000 Mann und wurde aus den zunächst liegenden Kantonen zusammengezogen. Abermals wurde der Oberbefehl dem bewährten General Düfour übertragen, das Heer, das aus Bataillonen zusammengesetzt war, die sich zwei Jahre früher bei Gislikon und Meyerskappel als Feinde bekämpft hatten, standen nun unter derselben Fahne und waren vom besten Geiste beseelt. Aller Hader war vergessen; brüderlich drückten sich Zürcher und Luzerner Soldaten gegenseitig die Hände und waren eifrigst beflissen, einander zu beweisen, daß jeder Groll in ihren Herzen verstummt sei, daß das gemeinsame Vaterland auf sie zählen dürfe und daß ihre Waffen in

Zukunft nur dazu dienen sollten, jeden gegen die Schweiz geführten Angriff abzuwehren.

Die kommenden Ereignisse zeigten bald, daß eine schweizerische Grenzbesetzung zur Aufrechterhaltung der Neutralität nothwendig war, denn eine Abtheilung der aus Preußen und Hessen bestehenden Reichsarmee, welche zur Herstellung der Ordnung die insurgirten deutschen Länder überzog, verletzte das eidgenössische Gebiet bei Schaffhausen, auch zeigte sich Preußen sehr ungehalten über die freundliche, vielerorts geradezu enthusiastische Aufnahme der 10,000 badischen Flüchtlinge in der Schweiz, welche von jenem Heere dahin versprengt worden waren und hier für ihre viel zu weit gehenden Freiheitsideen in höchst unkluger Weise Propaganda machten. Eine Zeit lang war die Haltung Preußens gegenüber der Schweiz denn auch so gespannt, daß man hier nichts Geringeres als einen Krieg mit dieser deutschen Macht erwartete. Die Eidgenossenschaft selbst ward dadurch eine Zeit lang in zwei Lager gespalten; die eine Partei träumte bereits von Siegen zu Gunsten der europäischen Revolution und sah im Geiste ringsum soziale Republiken entstehen, während die andere in der Aufnahme und Lobpreisung der tausend und tausend politischen Flüchtlinge ein die Selbstständigkeit unseres Landes gefährdendes Treiben erblickte. Glücklicherweise siegte die Friedensliebe, indem der Schweiz von deutscher Seite für die Gebietsverletzung volle Genugthuung geleistet wurde und der schweizerische Bundesrath hinwieder die Ausweisung derjenigen Flüchtlinge anordnete, die als Mitglieder der provisorischen revolutionären Regierungen, als militärische Anführer und als Theilnehmer des letzten von Schweizer-Gebiet aus organisirten Einfalles nach Baden signalisirt waren. Diese Ausweisung fand aber erst statt, nachdem die genannte eidgenössische Behörde selbst für freien Durchpaß der Betroffenen durch Frankreich nach England und Amerika gesorgt hatte, und

war nur eine unausweichliche Folge der drohenden Haltung und steten Unruhe der Internirten. Die am Rheine stehenden eidgenössischen Truppen konnten daher bald wieder entlassen werden und Düfour konnte zu seiner topographischen Riesenarbeit zurückkehren.

Nach und nach wurde die Reaktion in den revolutionären Ländern wieder Meister und brachte die Freiheitskämpfer alsbald wieder um einen guten Theil der erworbenen Volksrechte, für die Hunderte ihr Leben und Tausende ihre Heimat geopfert hatten. Der Staatsstreich, durch den sich der Präsident der französischen Republik, Louis Napoleon Bonaparte, zum unumschränkten Herrn Frankreichs aufwarf, war endlich das Siegel, durch welches die Reaktion in fast allen europäischen Staaten befestigt und die Möglichkeit einer neuen sozialen oder nur demokratischen Revolution in weite Ferne gerückt wurde.

Auch in der Schweiz fühlte man, daß dem Fortschritte durch den Umschwung der dominirenden Gewalten wieder für lange Zeit starke Zügel angethan seien; in manchen Kantonen hatten die Freisinnigen sogar alle Kräfte anzuspannen, um sich die Errungenschaften der neuen Verfassung von den politischen Gegenfüßlern nicht wieder aus der Hand winden zu lassen. In einigen ehemaligen Sonderbundskantonen feierten die Ultramontanen vollständige Triumphe; ja in Freiburg, Tessin 2c. kam es sogar zu bewaffneten Auftritten und gefährlichen „Putschen"; doch gelang es der Eidgenossenschaft, die Ruhe im Innern sofort wieder herzustellen. Von Außen her aber wehte von Zeit zu Zeit ein so frostiger Wind gegen unser Ländchen, daß der geringste Anlaß hingereicht hätte, mit Intervention zu drohen und feindselig gegen den neuen Bund vorzugehen. Wenn bei Oesterreich und Frankreich vorzüglich ultramontane Treibereien die Triebfeder dazu waren, so hatte Preußen einen ganz andern Grund, nämlich die

Wiedergewinnung des kurz nach dem Sonderbundskriege durch den erwähnten kühnen Handstreich der Republikaner dem unnatürlichen Doppelverhältnisse zwischen der Schweiz und jenem nordischen Königreiche entrissenen Neuenburg. In seiner neuen Gestalt ging dieser Kanton entschieden einer bessern Zukunft entgegen, indem Handel und Industrie, Schule und Presse, Gerichtswesen und bürgerliches Leben in's beste fortschrittliche Geleise gebracht wurden. Zudem bewegten sich die Republikaner bei Ergreifung des Staatsruders nach ihrer vollsten Ueberzeugung auf legalem Boden, denn der König von Preußen, welcher von ihren Ahnen einst freiwillig zum Fürsten gewählt worden war, konnte von ihnen mit demselben Rechte dieser Eigenschaft wieder enthoben werden. Bei der Wahl wie bei der Lossagung war es ja die große Volksmehrheit, welche, vom garantirten Selbstkonstituirungsrechte Gebrauch machend, den Ausschlag gegeben hatte und seinen Willen respektirt wissen wollte.

Wie wir bereits erwähnt, war König Friedr. Wilhelm IV. im Jahre 1848 durch demokratische Kundgebungen in seinem eigenen Lande verhindert, ein ernstes Wort bei der Neugestaltung der Neuenburger Verhältnisse mitzureden und hatte der „königlicher als königlich gesinnten" Minderheit seiner „getreuen Unterthanen" in Neuenburg den weisen Rath ertheilt, sich unbekümmert um ihr Verhältniß zu ihm nach Kräften an den politischen Geschäften des Landes zu betheiligen, bis er Zeit finde, sich mit der Eidgenossenschaft über Aufrechterhaltung der bezüglichen Rechte und Pflichten in eine Konferenz einzulassen. Ein Theil der Anhänger des Königthums machte von dieser Erlaubniß Gebrauch; die Mehrheit der „Royalisten" aber enthielt sich streng jeder Gemeinschaft mit den Republikanern, auf die sie mit verbissener Wuth und Verachtung hinblickten, und zog sich stolz zurück, intriguirte aber im Vereine mit dem preußischen Gesandten v. Sydow

fortwährend derart gegen die neuen Zustände, daß sie den König, den die Unterwerfung der Revolutionen in Deutschland wieder zuversichtlicher gemacht hatte; endlich dahin brachte, die ihm im Jahre 1849 vom schweizerischen Bundesrathe gemachten Vorschläge zu einem gütlichen Vergleiche über die Abtretung seiner Hoheitsrechte über Neuenburg verächtlich zurückzuweisen und eine drohende Haltung gegen die Eidgenossenschaft anzunehmen. Daß er diese beibehalte, dafür sorgten die geheimen Agitationen seiner Anhänger hinlänglich; doch ging es bis in's Jahr 1851, ohne daß seinerseits etwas in dieser Sache gethan worden wäre.

Als er sich im Sommer dieses Jahres in Sigmaringen aufhielt, erschien vor ihm eine Abordnung von 65 Neuenburgern, um ihn persönlich ihrer Treue zu versichern und ihn zu bitten, sich der royalistischen Partei in seinem jurassischen Fürstenthum wieder anzunehmen. Gerührt versprach er ihnen, sie niemals zu verlassen, und ermahnte sie zu geduldigem Ausharren in ihrer Anhänglichkeit, bis der Zeitpunkt zur Geltendmachung der Ansprüche erschienen sei. Im nächsten Mai fand in London ein Kongreß der Großmächte statt, um die Frage der dänischen Thronfolge zu lösen; diese Gelegenheit ergriff Friedrich Wilhelm IV., indem er sich die Anerkennung seiner Rechte auf Neuenburg von den europäischen Höfen versichern und dokumentiren ließ. Dies ermuthigte die royalistische Partei dieses Ländchens und trieb anderseits die Republikaner zu festerem Zusammenhalten an. Wenige Wochen später vereingte sich erstere in Vallangin, nahezu 3000 Mann stark, zu einer politischen Demonstration zu Gunsten des Fürstenthums; zu gleicher Zeit aber tagte eine wohl dreimal so starke Volksversammlung, von dem Vorhaben der Royalisten rechtzeitig unterrichtet, in nächster Nähe und erließ eine von patriotischem Geiste getragene Erklärung, nichts als Schweizer sein zu wollen, welches Aktenstück sich in kurzer Zeit mit

10,000 Unterschriften bedeckte. So ward die reaktionäre Demonstration für einmal überboten und besiegt, so daß diese Partei im Laufe der nächsten 4 Jahre nichts mehr von sich hören ließ, das die republikanischen Gemüther hätte beängstigen können.

In Folge des Baues der beiden neuenburgischen Jurabahnen, des Jura industriell und der Traversthal-Bahn, entstand aber leider unter den Republikanern ein arger Zwiespalt, der den Royalisten äußerst gelegen kam. Während letztere die beiden Interessens-Parteien unter der Hand gegeneinander aufstachelten, um durch Vermehrung der Zwietracht ihre Kraft zu schwächen, hielten ihre Häupter in dem abgelegenen Bergdorfe La Sagne, das durchaus royalistisch gesinnt war, öftere geheime Versammlungen und sandten endlich, als sie sich stark genug fühlten, den Grafen von Pourtalès-Steiger nach Berlin, um das Weitere am preußischen Hofe zu besprechen und die Weisungen des Königs entgegen zu nehmen. Ende August des Jahres 1856 kehrte er als „königlicher Oberbefehlshaber" zurück, rief alsbald sämmtliche Getreue auf den geheimsten Wegen zum Aufstande und bestimmte die Nacht vom 2. auf den 3. September zur Vollführung des Werkes, von dessen Vorbereitung die Republikaner keine Ahnung hatten. In La Sagne sammelten sich die Kerntruppen der Aufständischen. Mit einer Abtheilung derselben marschirte Pourtalès gegen Locle, während Oberst von Meuron mit der andern nach Neuenburg zog, daselbst mitten in der Nacht das Schloß, den Sitz der Regierung, überrumpelte, alsbald verschanzte, stark besetzte und die Regierungsräthe gefangen nahm. Pourtalès hatte unterdessen Locle genommen und das Gebiet des Fürstenthums in Belagerungszustand erklärt. Der nächtliche Handstreich schien glänzend gelungen zu sein, und mit Jubel begrüßten die Royalisten den anbrechenden Morgen, da die Wiederherstellung der Legitimität verkündet wurde.

Ihre Freude war aber von kurzer Dauer. Angesichts des hinterlistigen Gewaltaktes erwachte der Patriotismus in den Seelen der Republikaner; zu Berg und Thal erhoben sie sich wie ein Mann, um, alle Eisenbahninteressens-Streitigkeiten vergessend, geeinigt mit bewaffneter Hand die Freiheit zurück zu erobern. Während sich die Männer jedes Dorfes in den Morgenstunden in eidgenössischer Uniform zu Kompagnien organisirten, gossen die Frauen zu Hause Kugeln und fertigten Patronen; noch vor Mittag verbreitete sich der Gegenaufstand über das ganze Land. Wie Pourtalès von Locle nach Chaux-de-Fonds marschirte, stürmten ihm schon die republikanischen Schaaren der Montagnards entgegen und nöthigten ihn zu so schleunigem Rückzuge, daß er unaufhaltsam über Locle hinaus floh, in welchen Ort die Freisinnigen ohne Schwertstreich einzogen und allda das verblüffte Royalisten-Comité mitten in seinen Verhandlungen gefangen nahmen. So ging die Flucht der Preußischen von Dorf zu Dorf bis nach Peseux hinunter, dem nächsten Dorfe vor Neuchâtel, wo ihnen eidgenössische Schützen den Weg verlegten. Nach kurzem Gefechte aber gelang es Pourtalès, sich mit seinen Leuten auf das Schloß durchzuschlagen, während ihm auf dem Fuße nach die in der Nacht aufgesteckten schwarz-weißen Fahnen, weiß-rothen Platz machten und Oberst Girard, der in der Eile als Oberbefehlshaber der Republikaner gewählt worden war, sich zum Angriff des Hauptortes rüstete, wo er einen ernsten Widerstand erwartete.

Unter dem Kommando des in Fleurier wohnenden Zürcher Obersten Denzler rückten jetzt auch die Republikaner des Traversthales in hellen Haufen heran und vereinigten sich mit Girard's Truppe. Gegen Abend marschirten sie in geschlossenen Kolonnen gegen Neuenburg vor, wo bereits zwei Mitglieder des Bundesrathes als eidgenössische Kommissäre

angelangt waren. Zugleich hatte die eidgenössische Oberbehörde Truppen aus Waadt und Bern aufgeboten, um die Ordnung herzustellen. Die Kommissäre forderten alsbald die im Schlosse verschanzten Preußischen auf, die gefangenen Staatsräthe freizugeben und ihre bewaffneten Haufen zu entlassen. Von ihrer hohen Warte aus konnten Pourtalès und Meuron wohl sehen, daß sie es mit einer gewaltigen Uebermacht zu thun haben; der Muth entsank ihnen mehr und mehr; sie hielten mit den andern Führern ihrer Partei Kriegsrath und gaben endlich den eidgenössischen Kommissären nach Mitternacht die Antwort, sie werden dem gestellten Verlangen entsprechen, falls ihnen sicheres Geleite und volle Amnestie zugesichert werde. Die Kommissäre aber konnten sich darauf nicht einlassen und verlangten bedingungsloses Entsprechen und zwar ohne Zögerung, da sie sonst für keine Folgen einstehen können; die Republikaner, wuthentbrannt über einige von den Royalisten unterwegs begangene feige Mordthaten, Mißhandlungen Wehrloser, Zerstörungen fremden Eigenthums und den Putsch überhaupt, waren des langen Wartens müde und drängten zum Sturm auf das Schloß. Da sich die Preußischen nicht zur bedingungslosen Uebergabe entschließen konnten, so sandten sie den Grafen Pourtalès-Sandoz und Oberst v. Meuron nochmals als Unterhändler zu den Kommissären, um freien Abzug und Amnestie für Alle zu verlangen. Natürlicherweise zerschlugen sich die Unterhandlungen. Unterdessen brach der Tag an. Jetzt waren die Republikaner nicht mehr zu halten; die Obersten Girard und Denzler gaben Befehl zum Angriff; der Sturm auf die Positionen begann und nach kurzem, erbittertem Kampfe war das Schloß genommen und der Feind besiegt. Graf Pourtalès-Steiger, der an der Spitze seiner Schaar den Angriff abzuschlagen suchte, wäre im Handgemenge von einem wüthenden Traversthaler niedergehauen worden, wenn ihm Oberst Denzler nicht eigenhändig das Leben gerettet

hätte. Verwundet, ward er mit 530 seiner Leute gefangen genommen, 8 Todte bedeckten den Kampfplatz. Oberst von Meuron und Graf Pourtalès-Sandoz, die nicht wieder in das Schloß zurückgekehrt waren, konnten sich auf einem Kahne über den See flüchten, wurden aber von einem waadtländischen Landjäger bei der Landung arretirt und zu ihren gefangenen Parteigenossen nach Neuenburg zurückgebracht. Die befreiten Staatsräthe nahmen ihr Amt sofort wieder auf. In wenigen Stunden waren alle Spuren der Insurrektion rein ausgetilgt; eidgenössische Truppen besetzten den Kanton, die Republikaner zogen heim und die Ruhe war hergestellt, ohne daß die Sieger sich nennenswerther Exzesse schuldig gemacht hätten. Die Gefangenen wurden vorläufig in der Schloßkirche untergebracht und sehr human behandelt.

Gegen die Urheber des Putsches strengte der Bundesrath sofort eine gerichtliche Untersuchung an, zu welchem Zwecke der eidgenössische Untersuchungsrichter Duplan-Veillon nach Neuenburg abgesandt wurde. Von Sigmaringen aus aber verwahrte sich der preußische Gesandte v. Sydow energisch gegen jeden Eingriff in die Rechte seines Königs, sowie gegen die Anstrengung eines Hochverrathsprozesses.

Als jedoch der Bundesrath seine Reklamation abwies, eilte er selbst nach Bern, um durch sein persönliches Auftreten vor dieser Behörde zu imponiren und einen Druck auf dieselben auszuüben. Bundespräsident Stämpfli refüsirte abermals jede Einmischung in diese rein schweizerische Angelegenheit und rief sogleich die Bundesversammlung zu außerordentlicher Sitzung zusammen, welche nicht nur das Verfahren des Bundesrathes in allen Stücken billigte, sondern einstimmig erklärte, „daß sich die neuenburgischen Republikaner um das Vaterland verdient gemacht haben.“ Mittlerweile wurden die Gefangenen bis auf 28 Schwerbeschuldete theils auf Ehrenwort, theils gegen Bürgschaft entlassen. Damit waren jedoch

den Forderungen Preußens nicht Genüge geleistet; denn der König konnte das Schicksal seiner Anhänger, denen er Versprechungen gemacht, nicht von der Gnade des Siegers abhängig sein lassen; er mußte sie um jeden Preis vollständig zu rehabilitiren suchen. Er wiederholte daher nochmals das Gesuch um sofortige Freigebung und vollständige Amnestie für alle Theilnehmer am Aufstande auf das Nachdrücklichste und ließ auf unzweideutige Weise durchblicken, daß er im Weigerungsfalle genöthig wäre, ernstliche Maßregeln zur Wahrung seiner Rechte zu ergreifen. Als die Eigenossenschaft abermals des Bestimmtesten erklärte, sie lasse sich in der Behandlung ihrer eigenen Angelegenheiten keine Vorschriften machen, traten auch die Gesandten von Rußland und Oesterreich, sowie Napoleon III. mit dem dringenden Gesuche an den Bundesrath, die Gefangenen sämmtlich zu entlassen, wenn sie sich nicht in ernstliche Konflikte verwickeln wollen. Zugleich traten die andern Staaten Deutschlands auf die Seite Preußens. Allen antwortete man von Bern aus, es werde eine Amnestie der Verhafteten befürwortet; falls die Unabhängigkeit Neuenburgs von jedem fremden Staatsverbande zugesichert würde; im Uebrigen betrachte die Schweiz die ganze Affaire als eine nur von ihr allein auszutragende Angelegenheit, die bereits dem zuständigen Gerichte überwiesen sei, in dessen Gang man nicht eingreifen könne. Nun trat England mit einem Vermittlungsantrage auf, der dahin ging, daß der König von Preußen auf seine Souveränetätsrechte in Neuenburg verzichte, den Fürstentitel und sein dortiges Privateigenthum jedoch beibehalte, wogegen die Schweiz die Gefangenen freilasse und amnestire. Diesem Antrage stimmte der Bundesrath bei, aber leider führte England seine Vermittlerrolle nicht durch.

Unterdessen verdüsterte sich der politische Horizont immer mehr, da Preußen in keiner Weise einlenken wollte und ein

Bruch unvermeidlich schien. Da trat Frankreichs Kaiser, Napoleon III., als Vermittler auf, indem sein alter Lehrer und Freund, General Düfour, ihm die Sache privatim warm ans Herz gelegt hatte. Der neue Mediator, der Schweiz noch von früher her sehr verpflichtet und wohlwollend gesinnt, wünschte sehnlichst eine Versöhnung und that alsbald bei Preußen die nöthigen Schritte. An Düfour schrieb er eigenhändig:

Compiégne, den 24. Oktober 1856.

„Mein lieber General!

„Ich schreibe Ihnen wie einem alten Freunde, um Ihnen den ganzen Ernst der Lage, in der die Schweiz sich befindet, begreiflich zu machen, und Sie zu bitten, mir zur Hebung der Schwierigkeiten und Forträumung der Gefahren behülflich zu sein. Ein Zurückgehen auf vergangene Dinge nützt nicht viel, man muß die Sache so nehmen, wie sie liegt.

„Der König von Preußen, welcher der Schweiz niemals das Recht zuerkannt hat, ohne seine Zustimmung die Verfassung von Neuchâtel zu ändern, betrachtet es als ein Gebot der Ehre, den Männern beizustehen, welche die alte Ordnung wieder herstellen wollten. Der Gedanke besonders, seine Anhänger vor Gericht zu sehen, empört ihn in solchem Grade, daß er fest entschlossen ist, seine Rechte mit Waffengewalt geltend zu machen, und sich an den deutschen Bund wendet, um den Durchmarsch seiner Truppen zu erlangen.

„In dieser Lage kann Frankreich allein einen die Schweiz bedrohenden Schlag abwehren, denn welche Wendung die Dinge auch nehmen, die Schweiz muß dabei verlieren, weil sie nur ungeheure Ausgaben für ein sehr geringes Interesse gemacht hat. Nun bin ich aber vollständig bereit, Preußen durch meine Haltung an einer Truppensendung zu hindern, und nehme es auf mich, die Neuchâteler Angelegenheit auf vortheilhafte Weise für die Schweiz beizulegen, wenn diese ihrerseits ein wenig guten Willen und Vertrauen zu mir zeigt.

„Ich habe bis jetzt den König von Preußen abgehalten, direkt vom Bundesrath die Auslieferung der Gefangenen zu fordern, weil die Ablehnung einer solchen Forderung wahrscheinlich und eine Verständigung dann nicht mehr möglich wäre. Wenn jedoch die Schweiz diese Gefangenen auf meine formelle Bitte in Freiheit setzte und gewissermaßen das Schicksal Neuchâtels in meine Hände legte, so wäre ihre nationale Würde gewahrt und die Angelegenheit würde von selbst sich ausgleichen. Wenn die Schweiz, im Gegentheil, meinen Vorschlag zurückweist und so thut, als verschmähe sie meinen Rath, so werde ich mich mit der Frage nicht mehr beschäftigen und den Dingen ihren Lauf lassen.

„Ich bitte Sie also, dem Präsidenten des Bundesrathes konfidentiell zu sagen, daß, wenn er mir die Gefangenen übergeben und mich beauftragen will, die Sache auszugleichen, ohne im Voraus vom König von Preußen eine Verpflichtung zu verlangen, er dann auf mich zählen kann; doch wenn er dies nicht will, so werde ich dem Zusammenzug einer preußischen Armee im Großherzogthum Baden kein Hinderniß in den Weg legen.

„Antworten Sie schnell, denn die Zeit drängt, — und glauben Sie, mein lieber General, an meine aufrichtige Freundschaft. Napoleon."

Diesen Brief sandte Düfour sammt seiner hier folgenden Antwort dem Bundesrathe zu mit dem Rath, die Gefangenen mit äußerster Schonung zu behandeln, um zu zeigen, wie sehr die Schweiz zu einer friedlichen Verständigung geneigt sei. Napoleon III. erwiderte er:

„Genf, den 30. Oktober 1856.

„Sire!

„. . . . Ich danke E. M. in meinem eigenen Namen für das hohe Interesse, welches Sie meinem Lande gewährt, und ich hege die Hoffnung, daß die von Ihr angewandten Mittel

zur Herbeiführung einer friedlichen Lösung der Neuchâteler Angelegenheit von Erfolg gekrönt sein werden.

„Doch glaube ich nicht, daß weder der Bundesrath noch die Bundesversammlung, vor die jedenfalls die Angelegenheit gebracht werden müßte, in eine Einstellung der begonnenen Prozedur und die Freigebung der Gefangenen vor dem Urtheil willigen. Die öffentliche Meinung ist in diesem Punkte sehr entschieden, und in der Schweiz ist die öffentliche Meinung allmächtig. Alle Parteien stimmen darin überein (und die Einstimmigkeit in dieser Frage ist sehr bemerkenswerth), daß wenn einmal eine Angelegenheit vor den Gerichten anhängig ist, die Prozedur nicht unterbrochen werden dürfe, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf haben müsse und die Freilassung der Gefangenen erst nach dem Urtheilsspruch stattfinden könne; daß es im gegebenen Fall, wo das Recht so klar auf unserer Seite ist, Schwäche und Feigheit wäre, anders zu handeln; daß wir uns selbst in der Achtung der Nationen herabsetzen würden und daß kein Opfer uns zu groß sein könne, um uns eine solche Demüthigung zu ersparen.

„Jedermann ist aber auch der Ansicht, daß man nach dem Urtheilsspruch, wenn nöthig, Gnade üben, ja die Verurtheilten vollständig frei lassen solle, wenn anderseits und gleichzeitig S. M. der König von Preußen Verzicht leistet auf jeden Souveränetätsanspruch auf den Kanton Neuchâtel, der einen integrirenden Theil der schweizerischen Eidgenossenschaft ausmacht. Mittlerweile werden die Gefangenen rücksichtsvoll behandelt und der Untersuchungsrichter entläßt alle Diejenigen, die nicht zu schwer kompromitirt sind.

„Man müßte also irgend ein Auskunftsmittel finden welches gestattete, diesen Forderungen gerecht zu werden und eine Verständigung zu erleichtern. Vielleicht, daß der von E. M. vorgeschlagene Ausweg uns ein Mittel zur gütlichen Ausgleichung erreichen läßt. Es wäre dies ein großer Dienst,

den E. M. hiermit der Schweiz leisten würde, an deren vollständiger von der Ehre gebotener Unabhängigkeit Frankreich so viel gelegen sein muß. Es wäre dies, ich darf es wohl sagen, ein ganz Europa geleisteter Dienst, denn die Schweiz ist der Schlußstein, der nicht erschüttert werden darf, wenn nicht das ganze Gebäude zusammenstürzen soll, u. s. w. General Düfour."

„Vier Tage nach meinem ersten Brief", sagt Düfour, „schrieb ich einen zweiten an den Kaiser, um ihm meine Abreise nach Bern anzuzeigen, wo ich am 5. November eintraf. In einer Sitzung des Bundesrathes war nämlich beschlossen worden, daß es das Beste wäre, die freundschaftlichen Beziehungen, welche seit langer Zeit zwischen dem Kaiser und dem General Düfour existirten, zu benutzen und diesen zu S. M. als außerordentlichen beglaubigten Botschafter abzusenden.

„Das geschah. Ich reiste also, mit meinen Instruktionen versehen, ab.

„In Paris am 10. November Abends angelangt, konnte ich mich erst am nächsten Tage mit unserem Gesandten, Herrn Barmann, über den in dieser Angelegenheit einzuschlagenden Weg verständigen. Als einzige Antwort auf die Bitte um eine Audienz, die ich nach St. Cloud gesandt, erschien am 13. Morgens eine Hofequipage, um mich in's Schloß abzuholen.

„Der Kaiser erwartete mich. Ich hatte eine dreistündige Unterredung mit ihm, während deren ich ihm alle wünschbaren Details über unsere Angelegenheiten zu geben vermochte. Er zeigte sich von außerordentlichem Wohlwollen erfüllt, nicht nur für seinen alten Freund, der jetzt mit einem offiziellen Charakter bekleidet vor ihm stand, sondern auch für die ganze Schweiz, der er besonders zugethan war. Doch erklärte er,

er könne nicht anders, als theilweise wenigstens die Rechte Preußens auf Neuchâtel anerkennen; er müsse uns folglich in aller Freundschaft, aber ernstlich rathen, uns weniger stramm und anspruchsvoll zu zeigen und die geforderte Freilassung der Gefangenen zu gewähren; er, der Kaiser, werde dann seinen ganzen Einfluß darauf verwenden und Alles aufbieten, um den König von Preußen zu einer vollständigen Verzichtleistung auf seine Rechte auf Neuchâtel zu veranlassen.

„Ich gelangte bald zur Einsicht, daß wir diesen Ausweg annehmen müßten, und bat, daß in diesem Sinne eine offizielle Erklärung ausgefertigt werde, die S. E. der Minister des Auswärtigen an den Bundesrath senden solle. Der Kaiser war sogleich damit einverstanden.

„Da mir der Entwurf zu dem Aktenstück am nächsten Morgen zugeschickt worden war, so bat ich, und der Kaiser gab seine Einwilligung dazu, daß einige Aenderungen oder Verbesserungen gemacht würden, die der Kaiser eigenhändig schrieb und wobei er die Gefälligkeit so weit trieb, mir zu sagen, ich möge ihm nur einen Paragraphen diktiren, den ich hinzugefügt wünschte.

„Vorausgesetzt, daß der Bundesrath die Hauptbedingung annehme, so blieben noch die Details zu verhandeln. Diese sollten Gegenstand einer Konferenz sein, an der die Schweiz auf gleichem Fuße mit Preußen theilnehmen würde, um auf derselben ihre Rechte und Interessen zu vertheidigen. Dies wurde ausgemacht, doch erklärte ich von vornherein sehr kategorisch, daß die Schweiz in zwei Punkten nie nachgeben werde und es vergebliche Mühe wäre, dieselben zu berühren: nämlich die Herstellung der ehemaligen Bourgeoisien und die Zurückerstattung des Schlosses zu Neuchâtel, weil dieses Schloß ein Nationaleigenthum ist, auf welches der König von Preußen keinen Anspruch machen kann, und weil eine Aenderung am

gegenwärtigen Munizipalsystem ein Angriff auf die Kantonal-Souveränetät und die Verfassung des Landes wäre. Davon dürfte also niemals die Rede sein.

„Ich ließ in den Händen des Kaisers zwei Schriftstücke, in denen ich, so gut ich konnte, die Rechte der Schweiz dargestellt und im Einzelnen alle Gründe entwickelt hatte, die man zu Gunsten einer sofortigen Verzichtleistung gleichzeitig mit der Entlassung der Gefangenen vor Fällung des sie erwartenden Urtheils anführen konnte. Dies Alles war in den Konferenzen gesagt worden, doch war es gut, wenn darüber etwas Schriftliches zurückblieb.

„Der Kaiser gestattete mir außerdem, über unsere Unterhaltung Notizen zu machen. Ich that dies an seinem Schreibtisch. Ich las ihm diese Notizen vor, die ich konfidentiell, außerhalb der diplomatischen Berichte, zu verwenden gedachte. Der Kaiser behielt sie vierundzwanzig Stunden bei sich und gab sie mir unverändert zurück, indem er mich ermächtigte, einen discreten Gebrauch davon zu machen. Unter Anderem war darin zu lesen:

„Der König hat S. M. die Versicherung gegeben, daß er auf seine Rechte verzichten wolle, wenn die Amnestie gewährt würde.

„Der Kaiser sagte, daß er nichts Anderes wolle, als daß man ihm die Mittel an die Hand gebe, mit seinem ganzen Gewichte in die Neuchâteler Frage einzutreten und damit einen Krieg zu verhindern, den die ganze Welt beklagen würde und nur zu schweren Folgen führen könnte.

„Daß er in Uebereinstimmung mit England sich anheischig mache, den Konflikt zu verhindern.

„Daß sein ganzes Bestreben dahin gehe, zu einer friedlichen Lösung zu gelangen, was nicht nur für die Schweiz, sondern auch für sämmtliche Nachbarstaaten wünschbar sei, deren Interessen durch einen Krieg schwer geschädigt würden.

„Daß, wenn einmal die Gefangenen frei gelassen, er mit der Schweiz gemeinsame Sache machen werde, um seinem Wunsche gemäß die Gegenleistung herbeizuführen.

„Wenn jenes nicht geschähe, so würde die Stellung des Kaisers gegenüber dem König von Preußen minder stark und gegenüber der Schweiz minder sympathisch sein.“

Dies ist der Wortlaut jener Notizen.

„Unglücklicherweise begegnete ich beim englischen Gesandten, Lord Cowley, nicht denselben Gesinnungen: Bei allen Beweisen des Wohlwollens, das er für die Schweiz hegte wollte er nichts versprechen und gestattete auch nicht, daß in dem offiziellen Aktenstück von England die Rede sei. Er versprach indessen der Schweiz seinen Beistand, um ihn zur Erlangung des Verzichtes des Königs von Preußen zu verhelfen, nachdem sie selber die Gefangenen frei gelassen. Da er jedoch die Absichten jenes Monarchen nicht kenne, so dürfe er keinen Rath ertheilen.

„Der Graf Walewski, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den ich mehrere Male gesehen, bestand auf der vorherigen Freilassung der Gefangenen und erklärte es als etwas, wenn auch nicht ganz Gewisses, doch äußerst Wahrscheinliches, daß die französische Regierung die Verzichtleistung des Königs von Preußen erlangen werde. Er fügte hinzu, daß er sich uns gegenüber nicht so aussprechen würde, wenn er nicht die moralische Gewißheit hätte, beim Berliner Kabinet seinen Zweck zu erreichen.

„In dem offiziellen Aktenstück versprach der Kaiser, alles Mögliche zur Erreichung des gewünschten Resultates aufzubieten; doch lag von seiner Seite keine förmliche Verpflichtung vor. Er sagte nicht, daß der König ihm irgend etwas versprochen, noch was er thun würde, wenn dieser an seinen Ansprüchen auf das Fürstenthum Neuchâtel festhielte. Das Aktenstück war endlich nicht kollektiv im Namen Frankreichs

und Englands abgefaßt, wie meine Instruktionen dies forderten; Frankreich allein redete darin.

„So geschah es auch, daß der Bundesrath, als ich nach einem zweiwöchentlichen Aufenthalt wieder nach Bern zurückkam und ihm meinen Bericht abstattete, die angebotenen Garantien nicht als hinreichend betrachtete, noch die Erklärungen, die ich ihm über meine vertraulichen Unterhaltungen mit dem Kaiser machte, noch die guten Gesinnungen, die dieser stets zu Gunsten der Schweiz geäußert und von denen die von mir vorgelesenen offiziösen Notizen Zeugniß ablegten. Der Bundesrath wies die freundliche und wohlwollende Intervention des Kaisers der Franzosen zurück.

„Meine Sendung war gescheitert. Am 30. November schrieb ich folgenden Brief an Seine Majestät:

„Sire!

„Es thut mir schmerzlich leid, Ihnen mittheilen zu müssen, daß alle meine Anstrengungen, die Annahme der von E. M. ausgegangenen Kombination herbeizuführen, deren Vortheile klar zu legen E. M. sich mit so viel Wohlwollen bemüht haben, fruchtlos geblieben sind.

„Der Bundesrath, der schon durch seine Weigerung, auf die Note Preußens und der deutschen Bundesstaaten einzugehen, einen andern Weg betreten, glaubte nicht die auf vorher ergangene Freilassung der Gefangenen gestützte Vermittlung annehmen und sie der Bundesversammlung ohne ein sicheres Correlativ der interessirten Macht zur Annahme vorschlagen zu dürfen. Die Intervention einer befreundeten Macht schien ihm zur Deckung seiner eigenen Verantwortlichkeit in einem so schwierigen Falle nicht genügend.

„Was mich anbetrifft, so habe ich mich nur unter die Entscheidung meiner Bundesbehörden zu beugen und meine Pflichten zu erfüllen, so peinlich sie nach Umständen werden

könnten, Pflichten, deren ganze Tragweite E. M. besser als irgend Jemand begreifen wird, die aber in keiner Weise die Gesinnungen tiefer Anhänglichkeit schwächen können, die ich für E. M. hege.

„Ich muß endlich noch meine ganze Dankbarkeit für den mir gewordenen Empfang und für die Güte ausdrücken, mit welcher E. M. die langen Auseinandersetzungen entgegengenommen, welche die mir übertragene Sendung erforderte.

„Ich bin u. s. w. General Düfour."

„So schmerzlich es mir war, nach so viel Bemühungen zu einem solchen Resultat zu gelangen, so sagte ich indessen den Mitgliedern des Bundesrathes, daß ich ihre Weigerung begriffe, weil sie, nicht so wie ich mit dem Charakter des Kaisers, seiner vollständigen Ehrlichkeit und seiner edelmüthigen Gesinnung bekannt. weder in dem ihnen zugekommenen offiziellen Aktenstück, noch in den von mir mitgetheilten Notizen, noch auch in meinen persönlichen Betheuerungen eine genügende Garantie fänden, ihre Verantwortlichkeit zu decken und sie zu veranlassen, der Bundesversammlung eine so folgenschwere Maßregel, wie die geforderte, zur Annahme vorzuschlagen; daß ich an ihrer Stelle vielleicht wie sie gehandelt hätte.

„So war also nichts gethan und man mußte sich auf den Widerstand vorbereiten, denn die Drohungen des Königs waren ernsthaft. Er hatte den 2. Januar als den äußersten Termin bezeichnet, nach dessen Ablauf er seine Heere in Bewegung setzen werde, wenn die Schweiz nicht nachgäbe."

Wie vorauszusehen war, trat Preußen von seinen Drohungen nicht zurück, wenn nicht sofortige und unbedingte Freilassung der Gefangenen erfolgte. Die andern größern Staaten des deutschen Bundes unterstützten dies Begehren abermals mit allem Nachdruck, worauf der schweizerische Bundesrath in kräftiger Wahrung der durch diese Diktatur der Mächte schwer

verletzten Ehre der Eidgenossenschaft die Gewährung dieser Forderung entschieden ablehnte, aber zugleich durch das Anerbieten von Unterhandlungen seine Friedensliebe bekundete. Für die letzteren wählte er wieder den Weg über Paris, indem er den schweiz. Gesandten Barmann beauftragte, mit dem dortigen preußischen Geschäftsträger an einem gütlichen Austrage des Streites zu arbeiten. Dieser aber lehnte jeden Verkehr ab und als die Stimmung immer gereizter wurde, brach auch Sydow seine Beziehungen zur Schweiz ab. Als dann die Kunde von umfassenden Kriegsrüstungen der Preußen, sowie von der Gewährung des freien Truppendurchmarsches durch die süddeutschen Staaten für ihren nordischen Bundesgenossen eintraf, da erwachte der wahre schweizerische Patriotismus in allen Schichten unserer Bevölkerung in wahrhaft erhebender Weise. Diese Demüthigung, die das preußische Junkerthum der freien Schweiz anzuthun gedachte, empörte nicht nur die Freisinnigen, sondern selbst die Mehrzahl der Aristokraten und insbesondere auch die Ultramontanen in den verschiedensten Kantonen auf's Höchste; ja als die Nachricht kam, Preußen gedenke sogleich Basel und Schaffhausen als Pfänder in Besitz zu nehmen, bis seine Forderungen betreffend Neuenburg volle Genüge geleistet sei, da stand der Entschluß, jeden Zoll des heimatlichen Bodens mit bewaffneter Hand auf's Aeußerste zu vertheidigen, in jedem Schweizerherzen fest. Sofort beorderte der Bundesrath zwei Divisionen unter dem Kommando der Obersten Bourgeois und Ziegler an die Grenze bei Basel und Schaffhausen und stellte den ganzen Bundesauszug und die Reserve auf's Piket. Ein kriegerisch-ernster Geist, getragen von vollständiger Einigkeit aller Parteien und Stände und dem Gefühle der heiligen Pflicht, die Ehre des Vaterlandes mit Gut und Blut zu schützen, wehte auf einmal von der Rhone bis zum Rhein. »Roulez tambours, pour couvrir la frontière!« ertönte das Marschlied allüberall im Jura und am Gestade

des Lemans; mit Begeisterung sang es Jung und Alt und ordnete Wehr und Waffen. Und durch die Kantone deutscher Zunge brausten die Akkorde der ewig schönen Nationalhymne:

„Rufst du, mein Vaterland,
Sieh' uns mit Herz und Hand
All' dir geweiht!
Heil dir, Helvetia!
Hast noch der Söhne ja,
Wie sie Sankt Jakob sah
Freudvoll zum Streit!"

Nirgends zeigte sich Zaghaftigkeit; nirgends machten sich Bedenken geltend; Alles war bereit, für das Vaterland einzustehen:

Der Jäger jagt nicht Gemsen mehr,
Es heischt der Krieg sein Jagdgewehr,
Er sucht nicht Kampf zum Zeitvertreib,
Er schützt sein Haus, sein Kind, sein Weib"

und das Höchste, die Unabhängigkeit des Vaterlandes, gegen welche eine fremde Gewalt das Schwert gezückt hat. Die Stimmung der Schweiz in diesem kritischen Momente bezeichnete Pfarrer Martin Klotz auf's Trefflichste in folgendem Liede, das Ferdinand Huber in St. Gallen sofort komponirte. Noch naß aus der Druckerei wurden die Blätter den von St. Gallen abziehenden Soldaten mitgegeben, während in der Kantonsschule die Strophen von den Bänken herab vorgelesen und applaudirt wurden. Sie lauten:

Die eidgenössischen Truppen im Feld 1856.

Die eine Hand zum Frieden,
Die and're an dem Schwert!
So steh'n wir in dem Felde
Bewaffnet und bewehrt,

Und stehen unsern Feinden
Zur Rede, wie es sei,
Sie dürfen nur entscheiden,
Die Wahl steht ihnen frei.

Die eine Hand zum Frieden,
Die and're an dem Schwert!
Gut! ist der Friede würdig
Und aller Ehren werth:
So sind wir freie Männer,
Die halten treues Wort,
Wer uns're Hand vertraute,
Ging nie getäuschet fort.

Die eine Hand zum Frieden,
Die and're an dem Schwert!
Wird dieses trotz der Warnung
Von euch denn „heiß begehrt",
So sei's! Es mag entscheiden
Der Stahl in uns'rer Hand,
Wir steh'n mit Leib und Leben
Für Gott und Vaterland.

Martin Klotz.

Es war kurz vor Weihnachten, als die Truppen an die Grenze rückten. Frauenvereine hatten in aller Eile die Dürftigen derselben mit warmen Unterkleidern versehen, andere Hülfsgesellschaften und die Privat-Wohlthätigkeit Einzelner sorgten dafür, daß die Wehrmänner trotz eisiger Bise und Schneegestöber vergnügte Feiertage hatten fern von den Ihrigen auf der Wacht am Rhein.

Angesichts dieser Ereignisse machten die fremden Gesandten in Bern von sich aus gemeinschaftlich einen Versuch, die volle Unabhängigkeit Neuenburgs gegen die Aufhebung des Prozesses zu erlangen. Diese rühmlichen Anstrengungen scheiterten jedoch

an der Unnachgiebigkeit beider Parteien. Man machte sich daher mit dem Gedanken vertraut, den gordischen Knoten mit dem Schwerte zu lösen. Weder die offene Parteinahme französischer Blätter für Preußen, noch die Nachricht, daß letzteres Land seine Truppen bereits in Bewegung setzte, noch das Gerücht, Frankreich und Oesterreich gedenken die ihnen benachbarten Schweizer-Kantone zu besetzen, noch endlich die Schmähungen der ausländischen Reaktionsorgane, die Schweiz, dieser gefährliche Herd der Revolutionen, müsse im Interesse der europäischen Ruhe einmal gedehmüthigt werden, vermochte die entschlossene Stimmung der Eidgenossen zu erschüttern; vielmehr wurde diese dadurch befestigt. Es war eine Freudigkeit, eine Einigkeit, wie man sie seit Jahrhunderten im Lande nie mehr getroffen," sagt der Geschichtsforscher Henne-Am-Rhyn, „und die Kantone wetteiferten in der Ertheilung unbeschränkten Kredits für militärische Rüstungen. Alle Schweizersoldaten selbst alte Söldner aus fremden Diensten, stellten ihren Arm dem Vaterlande zur Verfügung; man erfuhr aus den Kreisen des Volkes die rührendsten Züge von Vaterlandsliebe und Hingebung; Studenten, Turner und Schützen riefen zur Bildung freiwilliger Korps und übten sich in den Waffen. Schweizer im Auslande machten großartige Geldanerbieten, und die schweizerischen Studirenden auf deutschen Hochschulen schickten sich zur Heimkehr an, um ihre junge Kraft der Heimat zu opfern; auch die weiblichen Hände aller Schichten setzten sich in Bewegung, um für die Wehrmänner Kleidungsstücke und nöthigenfalls Verbandmittel zu fertigen."

So erhebend diese patriotischen Kundgebungen waren, so bedenklich mußte für den nüchternen Beobachter der Umstand sein, daß die Schweizer die militärische Tüchtigkeit der Preußen viel zu gering schätzten, die eigene Kraft aber über alle Maßen erhoben, so daß man nicht selten die Worte hören konnte: „Unsere Kolben werden den Stolz der preußischen

Pikelhäubler schon vor dem Frühstück gebrochen haben!" An die Ueberlegenheit des Zündnadelgewehres über unsere alten Rollbüchsen, der strengen preußischen Disziplin und des sichern schneidigen Kommando's vom Unteroffizier bis zum Feldherrn über die weniger an's Gehorchen und Befehlen gewöhnten Eidgenossen dachte man viel zu wenig nach, und noch weniger wollte man gelten lassen, daß sich der preußische Soldat „bloß für seinen König" mit eben so viel Elan in die Schlacht stürzen könnte als der Schweizer für seine Freiheit und sein Vaterland; — kurz, das ganze Schweizervolk war siegesgewiß.

Schon am 19. Nov. hatte der Bundesrath den General Düfour, sowie die Obersten Fischer, Egloff, Kurz, Veillon, Salis, Stehlin, Delarageaz, v. Linden (— Ziegler und Bourgeois standen schon an der Grenze —) unter dem Vorsitze des eidgenössischen Militärdirektors Frei-Herosé nach Bern zu einem Kriegsrathe zusammengerufen. Dieser beschloß zunächst, Kleinbasel durch ein System detachirter Forts ähnlich demjenigen, welches französische Genieoffiziere im Jahre 1798 projektirt hatten, zu befestigen, eine Aufgabe, mit deren Ausführung Oberst Delarageaz betraut wurde, indem man ihm sowohl in der Wahl der Punkte als in der Gestalt der Werke freie Hand ließ. Die nöthigen Pioniergeräthschaften wurden aus den kantonalen Zeughäusern requirirt und alsbald begann der Bau. Ferner wurde bestimmt, daß sämmtliche Brücken an der Grenze auf unserem Gebiete von Werken gedeckt werden sollen, die der Geniestab zu entwerfen und auszuführen habe, und daß speziell die Stadt Schaffhausen durch möglichst dem Terrain angepaßte Verschanzungen zu sichern sei. Außerdem sollen die der Schweiz angehörenden Dampfschiffe auf dem Bodensee, Untersee und Rhein mit je vier leichten Geschützen auf Marine-Laffetten armirt werden. Einige Laffetten dieser Art waren in Luzern vorhanden, die andern konnten alsbald im Zürcher Zeughaus angefertigt werden.

Mit diesen Geschützen waren Raketenbatterien zu verbinden. Um die Häfen von Rorschach und Romanshorn in Vertheidigungszustand zu setzen, waren sie bereits mit schwerem Geschütz, durch Brustwehren gedeckt, versehen worden.

Sodann wurden die Kantone durch ein Rundschreiben aufgefordert, ihre disponibeln Landwehren zu organisiren und den Mannschaftsbestand dieser Korps festzustellen, auf daß der zu erwählende General wisse, worauf er zählen dürfe und wo er in zweiter Linie Truppen zur Verwendung hernehmen könne. Bei der zweifelhaften Haltung Oesterreichs und Frankreichs war die Schweiz darauf angewiesen, bei Zeiten große Mehl- und Hafervorräthe im Auslande einzukaufen und hereinzuschaffen, um nicht bei allfällig eintretender Sperre Mangel zu leiden; denn die eigenen Produkte genügen bekanntlich in Friedenstagen unsern Bedürfnissen bei Weitem nicht, um so weniger in Kriegszeiten. Deshalb hatte der Bundesrath auf seine Verantwortung hin ein Anleihen von zwölf Millionen abgeschlossen.

Im Weitern hatte diese Behörde genaue Verzeichnisse über die Stallungen, Sääle, Hauptwachen, Bureaux 2c. des ganzen Grenzgebiets aufnehmen zu lassen, um auch in dieser Hinsicht auf den Winterfeldzug gerüstet zu sein. Die Armee war in neun Divisionen mit einer Reserve, jede zu ungefähr 10,000 Mann, eingetheilt. Die Divisionen bestanden sämmtlich aus drei Brigaden Infanterie, einer Kompagnie Sappeurs, drei Batterien Artillerie, einer Parkkompagnie, zwei Dragoner Kompagnien und einer halben Guiden-Kompagnie, welche Eintheilung vom Kriegsrathe gutgeheißen wurde. Er bezeichnete nun sämmtliche Korpsführer und bestimmte die Hauptquartiere der Divisionen, nämlich: Biel, Moutier, Liestal, Aarau, Frauenfeld, St. Gallen, Chur, Zürich und Bern; ferner wies er jeder Division einen Territorialbezirk an, überließ aber jedem Kommandanten die Sorge für Verlegung seiner

Brigaden nach eigenem Ermessen; endlich bereitete er die Marschrouten für sämmtliche Korps vor, so daß sie in einem gegebenen Augenblicke sich so schnell als möglich an ihren Bestimmungsort begeben konnten.

In den letzten Tagen des Jahres rief der Bundesrath die Bundesversammlung durch eine ergreifende Einladung abermals zusammen, um sich über die Zukunft des bedrohten Vaterlandes zu berathen; denn die Lage war mit jeder Woche ernster geworden. Durch einstimmigen Beschluß beauftragte letztere Behörde den Bundesrath: „zu einer friedlichen Ausgleichung der Neuenburgerfrage mit allen Mitteln die Hand zu bieten, welche mit der Ehre und Würde der Schweiz verträglich und die Anerkennung der Unabhängigkeit herbeizuführen geeignet seien; im Falle dies aber nicht möglich wäre, alle Anordnungen zu treffen, um zur Vertheidigung des Vaterlandes auf das Aeußerste gerüstet zu sein," zu welchem Zwecke unbeschränkter Kredit eröffnet wurde.

Noch am nämlichen Tage, in feierlicher Abendstunde des 30. Dezember, während die Winterstürme mit entsetzlicher Vehemenz durch die Straßen tobten, wählte die Bundesversammlung den bewährten General Düfour zum dritten Male zum Oberbefehlshaber und beeidigte ihn unmittelbar darauf. Oberst Frey-Herosée wurde zum Chef des Generalstabes ernannt. So standen die nämlichen Offiziere, welche diese Funktionen schon 1847 bekleidet hatten, wieder an der Spitze des eidgenössischen Heeres.

Die Ceremonie der Eidesleistung, die General Düfour vor den versammelten Bundesbehörden zu vollziehen hatte, war ergreifend. Sie fand im hell erleuchteten Saale statt, in Gegenwart einer gedrängten Volksmenge, welche die Galerien und den Zugang zum Stadthause besetzt hielt, in dem die beiden Räthe versammelt waren. Der greise, aber immer noch rüstige General in Gala-Uniform und in Begleitung

aller eidgenössischen Offiziere, die in Bern anwesend waren, nahm vor dem Sitze des Präsidenten Escher von Zürich Platz, der folgende Ansprache an ihn hielt:

„Herr General!

„Die Bundesversammlung hat sie an die Spitze unserer tapferen Armee berufen. Dieser Ruf ist in einem sehr kritischen Augenblick an Sie ergangen. Wir sind Alle von dem Gedanken an die große Aufgabe durchdrungen; die Ihrer harrt; Alle aber haben wir das feste Vertrauen, daß Sie, wenn die Stunde des Kampfes schlägt, auf der Höhe Ihrer Aufgabe stehen werden: Sie werden Sie im Bewußtsein der guten Sache erfüllen, zu deren Vertheidigung Sie berufen sind . . . .

„General! Sie werden Ihre Aufgabe erfüllen, unterstützt und ermuthigt durch die Macht der öffentlichen Meinung in Europa. Diese Meinung ist auch eine Großmacht und in Ihrem unbestechlichen Gerechtigkeitsgefühl nimmt sie überall mehr und mehr offen Partei für uns.

„Sie werden Ihre Aufgabe erfüllen, getragen von der rühmlichen Einigkeit, die in unserem Volke und unserem Heere herrscht. Es sind nun neun Jahre her, daß Sie ebenfalls an der Spitze des eidgenössischen Heeres gestanden, doch welcher Unterschied zwischen damals und jetzt! Damals gebot Ihnen eine peinliche Pflicht, das Schwert gegen Eidgenossen zu ziehen; heute drängen sich brüderlich alle Kantone unserer Schweiz, zu jedem Opfer bereit, um die Mutterfahne, das weiße Kreuz auf rothem Feld, das die Bundesversammlung in dieser feierlichen Stunde Ihren Händen anvertraut.

„Endlich, General, werden Sie Ihre Aufgabe erfüllen unter dem allmächtigen Schutze des Gottes unserer Väter, dessen Gnadenhort Jahrhunderte lang mildthätig über unser Vaterland gewaltet. Die Augen auf Ihn gerichtet, der eine feste Burg ist für den Schwachen und Kleinen, so lade ich Sie ein, vor uns den Feldherrneid zu leisten.“ —

„Auf die Eidesformel, die der Kanzler mir hierauf vorlas," erzählt General Düfour, „antwortete ich mit erhobener Rechten: „Ich schwöre es im Namen Gottes des Allmächtigen und wie ich wünsche, daß er mir Gnade gewähre." Ein allgemeiner Zuruf der Versammlung verbreitete sich über die Straße und bis mitten auf den Platz. Ich war genöthigt, auf dem Balkon zu erscheinen, wo ich etwa folgende Anrede an das Volk hielt:

„Mitbürger! Ich danke Euch für die Beweise der Sympathie, die Ihr mir in diesem Augenblick gebt. Die Bundesversammlung hat mich mit der edlen Aufgabe betraut, die Ehre, die Unabhängigkeit und die Freiheit der Schweiz zu vertheidigen. Ich werde das eidgenössische Banner hoch und fest halten und die mir gewordene ehrenvolle Mission erfüllen, indem ich meine Blicke auf die Opferfreudigkeit der Bürger und die Begeisterung richte, mit der die Truppen zu den Waffen eilen. Meine Aufgabe ist eine schwere, denn ich bin schon alt, die Jahreszeit ist rauh und unser Feind ist mächtig. Doch wir werden sie zu erfüllen wissen, indem wir uns dem Gott des Grütli anvertrauen, der unser theures Vaterland stets beschirmt hat."

Eine begeisterte Serenade unter mächtigem Volksauflauf ehrte in der Nacht die Landesväter und Offiziere. „Ich war voller Vertrauen," erzählt Düfour weiter.[1]) „Nicht nur waren die Kontingente sämmtlicher Kantone vom schönsten Eifer beseelt und zum Aufbruch bereit, sondern überall organisirten sich Freikorps, welche die aktive Armee fast verdoppelten.[2]) Jede Spur des ehemaligen Sonderbundes war jetzt verwischt, und die Kantone, die im Jahre 1847 an eine Losreißung dachten, gehörten nicht zu den mindest eifrigen unter dem eidgenössischen Banner.

[1]) S. Düfour, „Mein Kommando am Rhein 1857." S. 163 u. ff.
[2]) Es standen dem General nahezu 200,000 Mann zur Verfügung.

„Meine Instruktionen gingen dahin, daß ich über das Kriegsmaterial und die Munitionsvorräthe sämmtlicher Kantone verfügen, alle nöthig erachteten Requisitionen vornehmen, Befestigungen aufwerfen dürfe, ja daß ich sogar im Falle ernstlichen Vorrückens einer fremden Armee gegen die Schweizergrenze, ohne Rücksicht auf die letztere, diese überschreiten und, wo nöthig, die Offensive ergreifen könne, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Man sieht, daß mir diese Instruktionen für die ganze Dauer des Feldzuges eine wahrhafte Diktatur ertheilten.

„Doch schon vor meiner Ernennung hatte mich Herr Dr. Kern, Mitglied des Ständerathes, aufgesucht, und wir waren dahin übereingekommen, daß wir in unserer Eigenschaft als alte Freunde des Kaisers an denselben einen gemeinsamen Brief richten wollten, um einen letzten Versuch zu Gunsten des Friedens zu machen. Ich nahm die Redaktion des Briefes auf mich und als wir ihn zum ersten Mal gelesen, sprach Herr Kern den Gedanken aus, selbst nach Paris zu gehen. Ich stimmte ihm bei und ermuthigte ihn dazu, da ich wohl wußte, um wie viel besser man eine Angelegenheit mündlich als schriftlich behandelt. Der Gedanke wurde dem Bundesrath mitgetheilt, der ihn ebenfalls billigte. Er ernannte Herrn Kern zum außerordentlichen Gesandten beim Kaiser der Franzosen, wie ich es sechs Wochen vorher gewesen. Ich gab ihm einen Empfehlungsbrief an S. M. und er verreiste mit dieser neuen Mission gegen Ende Dezember.

„Herr Kern wurde sehr gut aufgenommen und that sein Möglichstes, um das gewünschte Resultat zu erreichen; doch der Erfolg hing immer noch von der vorgängigen Freilassung der Gefangenen ab, einer Maßregel, die der Bundesversammlung widerstrebte. Der Kaiser schrieb mir am 8. Jan. 1857: „Ich war mit Herrn Kern sehr zufrieden, er hat meine Stellung zu der Frage wohl begriffen. Heute aber drängt die

Zeit und wenn der Entschluß betreffend die Freilassung der Neuchâteler Gefangenen nicht vor dem 13. Januar gefaßt ist, so stehe ich für nichts.“ Dies war in der That der äußerste Termin, den der König von Preußen kürzlich auf die dringenden Vorstellungen der französischen Regierung festgesetzt.

„Bei Uebernahme des Oberkommandos veränderte ich nichts, weder was die Truppen-Aufstellung, noch die Wahl der Führer betrifft. Um die Truppen der Rheingrenze zu nähern, verlegte ich jedoch die Hauptquartiere der Divisionen von Biel nach Regensberg, von Moutier nach Laufen, von Liestal nach Basel, von Aarau nach Frick, von Frauenfeld nach Schaffhausen, von St. Gallen nach Frauenfeld, von Bern nach Winterthur. Das Hauptquartier der siebenten und achten Division blieb in Chur und Zürich. Indem ich die erste aus Schweizern französischer Zunge und speziell aus Genfern bestehende Division nach Regensberg verlegte, wollte ich, daß sie ebensowohl wie die andern Divisionen die Fluthen des Rheins sehen und man ihr nicht vorwerfen könne, sie sei zurückgeblieben.

„Da ich außerdem von jetzt an die dritte und fünfte Division, die in Basel und Schaffhausen standen und die Ufer des Rheins in ihrer ganzen Länge besetzt hielten, unterstützen wollte, so bot ich die nöthige Mannschaft zur Formation der Hälfte der Infanterie-Brigaden der ersten, vierten und sechsten Division auf und für jede dieser Divisionen eine Batterie Artillerie und eine Kompagnie Guiden. Die andern Divisionen hatten nur ihren Stab einberufen und warteten die weitern Ereignisse ab.

„So hatte ich, ohne mich im ersten Augenblick in übertriebene Ausgaben zu stürzen, etwa dreißigtausend Mann, die zur Besetzung der Rheingrenze von Basel bis Konstanz hinreichten. In wenigen Tagen hätte man über hunderttausend

Mann auf den Beinen gehabt. Und diese Truppen in erster Linie wären noch durch die kantonalen Landwehren und Freiwilligenkorps verstärkt worden, die sich überall organisirten.

„Alle disponiblen Genieoffiziere brachte ich bei den Befestigungsarbeiten zur Verwendung, die schon bei Basel begonnen waren und die auch bei Schaffhausen, Eglisau und mehreren andern Punkten des Rheinlaufs ausgeführt werden sollten. Ich legte großen Werth auf diese Werke und man sollte keine Ausgaben scheuen, um sie in möglichst guten Stand zu setzen. Eine Pontons-Ausrüstung sandte ich nach Basel, eine andere nach Schaffhausen, um im Nothfalle neue Verbindungen an diesen wichtigen Plätzen herzustellen."

Unter Jubel wurden die Marschbefehle aufgenommen. Auf allen Straßen begrüßte die Jugend die ausrückenden Wehrmänner mit der alten schönen Weise „vom guten Kameraden", der ein neuer Text untergeschoben wurde:

„Wo zieht ihr hin, Soldaten,
Am Arm das rothe Band? 2c.

Und mit dem zuversichtlichen Refrain:

„Es führet uns zum Siege
Der General Düfour!"

schlossen die begeisterten Strophen.

Hören wir nun die eigene Erzählung des Oberbefehlshabers weiter. Er sagt: „Nachdem diese Befehle ertheilt waren und während ihrer Ausführung beschäftigte ich mich mit dem festzustellenden Vertheidigungsplan. Man glaubte damals, daß Preußen nicht vorhabe, den Rhein zu überschreiten, und daß es sich darauf beschränken werde, den Kanton Schaffhausen als Garantie und Ersatz für sein Fürstenthum Neuchâtel zu besetzen. (Ich habe später von einem Offizier des preußischen Generalstabes erfahren, daß der Angriff hätte auf Säckingen stattfinden können; er war jedoch der Ansicht, der Feind hätte da ein gewagtes Spiel begonnen und die

Schweiz hätte ernstliche Aussichten gehabt, dabei zu gewinnen). Nichts aber konnte für die Schweiz mißlicher sein, weil wir diesseits des Rheins stark sind und unsere Position hier Jedermann klar und deutlich ist: wir vertheidigen uns auf unserem Grund und Boden und deshalb mit Energie. Jenseits des Rheines im Gegentheil sind wir schwach, denn nach dem Urtheil aller Militärs ist der vorspringende Zipfel von Schaffhausen unhaltbar, da er keine Vertheidigungsstellung darbietet. Man mußte ihn also beim ersten Erscheinen des Feindes aufgeben und sich darauf beschränken, die Verletzung der Neutralität durch einige Büchsenschüsse festzustellen. Schaffhausen ist aber ein Schweizer Kanton, man kann ihn nicht aufgeben, ohne der Eidgenossenschaft, deren Wahlspruch ist: „Alle für Einen," einen empfindlichen Schlag zu versetzen. In der That, wer an eines ihrer Glieder rührt, der rührt an das Ganze; es ist unsere Pflicht, ihm sämmtlich zu Hülfe zu eilen, als ob wir alle selbst bedroht wären. Eine andere Handlungsweise wäre eine Art Egoismus, der mehr als einmal verhängnißvoll für die Schweiz gewesen.

„Wir müssen also, dachte ich, Schaffhausen vertheidigen, als ob er ein innerer Kanton wäre; aber wir können dies nur außerhalb unserer Grenzen thun, indem wir auf badischem Gebiet eine Stellung suchen, auf die Gefahr hin, uns sämmtliche deutsche Bundesstaaten auf den Hals zu ziehen. Und wir waren dazu berechtigt, denn die Thatsache des Durchlasses einer gegen uns marschirenden Armee und der Ueberlassung von Angriffsstellungen ist ein Akt entschiedener Feindseligkeit. Es gibt keine andere Wahl: entweder müssen wir Schaffhausen aufgeben und uns hinter den Rhein zurückziehen, was eine Schande für uns wäre, oder wir müssen hinaus, um diesen Kanton mit einiger Aussicht auf Erfolg zu vertheidigen, welches auch die Folgen einer solchen Bewegung sein mögen. An dieser Eventualität als der ehrenhaftesten

hielt ich fest. Meine Sorge um Basel war geringer, denn mit Hülfe der Befestigungswerke und einer hinreichenden Garnison konnte man es energisch vertheidigen. Wenn der Feind sich auch Klein-Basels bemächtigen würde, so wäre dies für ihn ein sehr geringer Vortheil, und wenn er den Rhein überschreiten würde, so käme uns dies nur zu Statten, weil wir dann in unseren Positionen kämpfen würden.

„So stand denn mein Plan endgültig fest: Offensive von Schaffhausen aus, kräftige Defensive bei Basel. Alles in meinen Dispositionen sollte diesem Zwecke dienen. Der aus drei Divisionen zusammengesetzte und 30,000 Mann starke linke Flügel der Armee hatte als Hauptaufgabe die Vertheidigung Basels; der rechte Flügel, aus 10,000 Mann bestehend, sollte Chur und Luziensteig besetzen, im Falle auf jener Seite ein feindliches Korps erschiene. Das Centrum in der Stärke von 50,000 Mann sollte über Schaffhausen gegen die diesen Kanton bedrohende feindliche Armee vorgehen. Endlich blieb eine Reserve von 12—14,000 Mann in den Händen des Oberkommandanten zur Verstärkung des derselben am meisten bedürftigen Korps, wahrscheinlich des Centrums. Deshalb sollte die Reserve auch in Zürich zusammengezogen werden.

„Zur Ausführung dieses Planes bedurfte es einer großen Anzahl von Verbindungen zwischen beiden Ufern des Rheins. Wir hatten schon die Brücken bei Stein, Dießenhofen, Schaffhausen, Rheinau, Eglisau und Kaiserstuhl. Die Steiner Brücke aber lag vom Centrum zu weit ab und konnte leicht verloren werden. Andererseits war eine einzige Brücke bei Schaffhausen, dem Centrum der Operationen, nicht hinreichend; ich befahl deshalb das Schlagen zweier anderer Brücken in dieser Stadt; die Rheinschiffe wurden zu diesem Zwecke gegen Entschädigung requirirt. So besaßen wir neun Brücken und das fertige Material zur zehnten. Die Verbindungen zwischen

dem Außentheil und dem Innern der Schweiz schienen demnach wohl gesichert.

„Befestigungswerke, um so viel als möglich den Besitz dieser Brücken zu sichern, wurden angeordnet. Diese Werke sollten armirt werden, die des rechten Ufers mit Haubitzen, zur Aufwühlung der vorliegenden Terrainfalten, und mit leicht zurückzuziehenden Geschützen kleinen Kalibers; die des linken Ufers mit Positionsgeschützen vom stärksten Kaliber, um die Brücken wirksam bestreichen und sie im Nothfalle abbrechen zu können.

„Die Truppen sollten alsdann zwei gute Positionen auf badischem Gebiet besetzen, die eine rechts hinter der Aach, die andere links, auf den Hügeln, welche die Wuttach beherrschen. Dies hieß gewissermaßen zwischen zwei extremen Ansichten die Mitte halten, denn wir waren nicht in der Lage, uns weit vor in den gebirgigen Schwarzwald zu wagen, und anderseits durften wir uns dem nicht aussetzen, den Feind auf dem ungünstigen Terrain von Schaffhausen aus zu empfangen. Diese beiden extremen Ansichten, beide gleich gefährlich, hatten ihre Anhänger. Der General glaubte, sich hinreichend ausdehnen zu müssen, um sich gut aufzustellen, ohne deshalb das schweizerische Gebiet als Stütze aufzugeben, und ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich von demselben abgedrängt zu sehen.

„Die Brigaden sollten bereit sein, die Bewegung wie folgt auszuführen: Die erste Division rückt über Kaiserstuhl und Eglisau ein, um sich am folgenden Tage der Positionen an der Wuttach zu bemächtigen; die sechste rückt über Stein in das Großherzogthum Baden und bemächtigt sich des Schienerberges zur Rechten, Gailingens zur Linken, gegenüber der Dießenhofener Brücke, deren man sich vergewissern muß: das Genie soll hier unverzüglich mit Herstellung eines Brückenkopfes beginnen. Die fünfte Division, schon in Schaffhausen, schickt

eine Brigade auf die Straße nach Donaueschingen, eine auf die Straße nach Engen, die dritte bleibt in Schaffhausen.

„Am zweiten Tage nimmt die sechste Division die Position am Bogen der Aach ein, die fünfte setzt ihre Bewegung gegen Engen fort bis zur äußersten Linken dieser Position, wo sie zwei Brigaden aufstellt; die dritte besetzt Blumenfeld, nachdem sie von Schaffhausen aus, wo sie am Tage vorher gewesen, das Hauenthal hinaufgezogen. Die neunte Division, die am Tage vorher sich Schaffhausen genähert, überschreitet die Brücken, zieht durch die Stadt und marschirt ohne Aufenthalt in's Centrum der Aachlinie über Dörflingen und auf der großen Stockacher Straße, so daß am Ende des zweiten Tages die Position an der Aach von drei Divisionen besetzt ist, rechts die sechste, links die fünfte, und im Centrum die neunte. Am dritten Tage marschirt dann die indessen von Zürich in Schaffhausen angekommene achte Division auf der centralen Straße bis in die Gegend von Thayngen vor und stellt sich hinter der ersten Linie auf. Zur Vollendung der Offensivbewegung hätte es also dreier Tage bedurft, und zwar unter schwierigen Bedingungen, denn die Truppen hätten mehrere Nächte im Schnee zu bivouakiren; doch war zu vermuthen, daß der Patriotismus der Soldaten diese harte Prüfung mit Geduld überwinden werde. Da die Gegend mit Gehölz bedeckt ist, so könnte man große Feuer anmachen, nachdem man den Boden so gut wie möglich aufgeräumt.

„Beim Ueberschreiten des Rheins sollten die Divisionen zu ihrer Erleichterung das Gepäck auf dem linken Ufer in wohlgewählten Parks zurücklassen. Auf ihrem Marsch und beim Uebergang über die Brücken folgen sich die Brigaden in gewissen festzuhaltenden Zwischenräumen, um Verwirrung zu vermeiden.

„In der Schlacht thut man sein Möglichstes, hält aus oder weicht nur schrittweise. Wenn der Kanton Schaffhausen

vor überlegenen Kräften aufgegeben werden muß, so könnte ein regelmäßiger Rückzug in folgender Weise ausgeführt werden: Die achte Division hätte die Höhen um Schaffhausen zu besetzen, bis sämmtliche Truppen vorübergezogen. Sollte indessen die Reserve auf dem Platze sein, so würde diese Aufgabe ihr zufallen und die achte Division würde sich beeilen, auf dem linken Ufer Position zu nehmen. Der rechte Flügel würde die Brücken bei Dießenhofen und Büsingen zum Uebergang benutzen und die Brücke bei Stein aufgeben, die wie die beiden andern abgebrochen würde. Das Centrum sollte sich nach der achten Division zurückziehen, dabei das Terrain hartnäckig streitig machen und über die Schiffbrücken bei Schaffhausen gehen, die alsdann abgebrochen würden.

„Die fünfte Division, linker Flügel, würde nach Schaffhausen hinabsteigen, dabei die Gehölze durch eine starke Nachhut vertheidigen, ihre Artillerie und eine Brigade über die Stadtbrücken senden und die beiden andern Brigaden den Rhein entlang ziehen lassen, um sie die Brücke bei Rheinau erreichen zu lassen. Die erste, an der Wuttach aufgestellte Division würde sich über die Berge an die Brücke bei Eglisau zurückziehen und die Brücke bei Kaiserstuhl, die zu weit abwärts liegt und zerstört werden müßte, aufgeben. Die Reserve, nachdem sie möglichst lange Widerstand geleistet, sollte die Artillerie aus den Verschanzungen ziehen, die Geschütze vernageln oder in den Fluß stürzen und die noch allein zu ihrer Verfügung stehende Schaffhauser Brücke überschreiten. Diese Bewegungen sollten von den auf das linke Ufer hinübergegangenen Truppen unterstützt werden.

„Die Divisionen hätten dann ihr Gepäck in den Parks aufzunehmen und sich, nachdem sie weitere Befehle abgewartet und nur die nöthigen Abtheilungen zur Bewachung des Flusses zurückgelassen, in's Innere zurückzuziehen. In solchem Momente wären die Landwehren und Freiwilligen zur Bewachung

des Rheins und zur Vertheidigung der unvollständig abgebrochenen Brücken von Nutzen. Auf diese Weise hätte ein regelmäßiger Rückzug sich gestalten können; — doch wie viele Ereignisse könnten ihn stören! —

„Was nun die Vertheidigung Basels anbetrifft, so war mein Plan folgender: Der kleine Zipfel, den unser Gebiet auf dem rechten Rheinufer bildet, kann nur passiv vertheidigt werden, weil außen der Raum zum Manövriren fehlt, und wenn man es versuchte, das fremde Gebiet dazu zu entlehnen, so liefe man Gefahr, sich vom Rückzug über die Brücke bei Rheinfelden abgeschnitten zu sehen. Uebrigens soll man nicht auf zwei Seiten zugleich offensiv manövriren. Klein-Basel sollte also mit zahlreicher Artillerie groben Kalibers befestigt werden. In Basel ist nur eine Brücke; eine zweite sollte deshalb aus Rheinschiffen erstellt werden, die Pontons würden im Nothfalle die Erstellung einer dritten Brücke gestatten. Starke Batterien auf dem linken Ufer sollten die Werke flankiren und die Brücken bestreichen. Alle andern Brücken bis zum Ausfluß der Aare müßten zerstört werden, doch soll die Stunde eines ernsten Angriffes abgewartet werden, ehe zu einem so schweren Opfer geschritten wird. Trotz der Zerstörung der Brücken hat die Kavallerie die Ufer zu beobachten und sich jedem Uebergangsversuch zu widersetzen.

„Dies war der Vertheidigungsplan. Seit den ersten Tagen des Januar," erzählt der General weiter, „arbeitete man eifrig an den Vorbereitungen zu dessen Ausführung.

Die Befehle zur Beschleunigung der Befestigungsarbeiten auf den verschiedenen bezeichneten Punkten wurden sofort gegeben. Man verwandte dazu sämmtliche Genieoffiziere und Sappeurkompagnien der Eidgenossenschaft, die sich durch diese Arbeiten auszeichneten. Die Schanzen vor Klein-Basel bildeten eine ununterbrochene Linie von einer halben Stunde Ausdehnung. Es waren deren vierzehn an den geeignetsten

Punkten, ihr Profil war achtunggebietend und die inneren Räume boten genügenden Platz. Trotz der strengen Jahreszeit und des schneebedeckten Bodens sah man sie in der ersten Hälfte des Januar wie durch Zauberei aus der Erde steigen.

„Zu ihrer Armirung waren 78 Geschütze erforderlich, die ich theilweise aus den kantonalen Zeughäusern bezog, da die der Eidgenossenschaft nicht hinreichten. Ueberall legten die Militärbehörden den größten Eifer in Stellung der von ihnen geforderten Gegenstände an den Tag, und zur Ehre des Schweizersinns muß hervor gehoben werden, daß die Eigenthümer überall ihr Land ohne den geringsten Widerspruch zur Erstellung der Befestigungswerke hergegeben. Die Positionsgeschütze wurden nach Basel befördert und in einem Park vereinigt. Ich wollte erst bei Annäherung der Gefahr zur Armirung der Schanzen schreiten, um die Bevölkerung nicht ohne Noth zu erschrecken.

„Der Lauf der Wiese sollte zu einer vom Genie vorzubereitenden Ueberschwemmung benützt werden, welche die ganze Linke der Linie zu decken vermochte. Der Frost hätte freilich die Wirkung großentheils aufgehoben, diese aber wäre bei der geringsten Milderung der Temperatur wieder eingetreten. Uebrigens konnte man ja das Eis, wo und wann man wollte, aufbrechen.

„Die Erstellung einer Brücke war wegen der Breite des Rheins und der starken Strömung mit großen Schwierigkeiten verbunden. Man benützte Alles, was aufzutreiben war, große Kohlenbarken, gewöhnliche Kähne, Böcke, eingerammte Pfähle und da die Anker auf dem Grunde trieben, so mußte man ein Seil von einem Ufer zum andern spannen, um die Fahrzeuge zu befestigen. In acht Tagen kam man damit zu Stande und diese aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Brücke gereichte den Pontonniers zu großer Ehre.

„In Schaffhausen und Eglisau befahl ich ähnliche, doch minder bedeutende und so viel als möglich den Lokalverhältnissen angepaßte Arbeiten, wobei den Ingenieuren wegen des wenig geeigneten Terrains die schwierigsten Aufgaben zufielen. Kraft meiner Befehle, und so etwas war in der Schweiz noch nicht erlebt worden, wurden die nöthigen Schiffe und Kähne zur Erstellung der beiden Brücken bei Schaffhausen requirirt. Einige Batterien wurden noch in Rheinfelden zur Vertheidigung der dortigen Brücke und am Ufer des Bodensee's zur Sicherung der Häfen aufgestellt.

„Während man mit diesen Arbeiten sich eifrig beschäftigte, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf mehrere Zweige des Dienstes, in denen unsere Milizen keine Erfahrung besitzen, und verfaßte zu diesem Zwecke mehrere Instruktionen. Die engen Quartiere, die mißlichen Bivouaks in der strengen Jahreszeit, der Sanitätsdienst, die Vertheilung der Lebensmittel, die Lieferung von Stroh und Holz, der Sold, dies Alles und manches Andere noch verursachte mir ernste Sorgen. Ich theilte jedem Divisionsstab einen Offizier zu, der speziell als Oberwagenmeister mit der Organisation des Parks beauftragt war, die in der Schweiz neu und doch so unerläßlich sind, wenn man öftere Truppenverlegungen und rasche Bewegungen ganzer Divisionen vornehmen will. Diese Offiziere wurden unter den Oberst=Lieutenants und Majoren gewählt, damit sie in ihrer amtlichen Thätigkeit die nöthige Autorität genössen.

„Um die Hauptquartiere der Divisionen mit den schon existirenden großen Telegraphenlinien in Verbindung zu setzen, wurden auf Anordnung des Chefs des Generalstabes neue Linien eingerichtet. Sie waren für die schnelle Beförderung der Befehle von großem Nutzen. Die schon fertigen Eisenbahnen waren es ebenfalls für den Transport der Truppen und des Materials, sowie für unsere Inspektionsreisen. Der

Generalstab verschaffte sich alle wünschbaren Nachweise über dieses Kommunikationsmittel, um die Zeit berechnen zu können, welche die preußischen Armeekorps von der Abfahrt aus ihren bekannten Sammelpunkten bis zur Ankunft in einem bestimmten Centrum, wahrscheinlich Sigmaringen, brauchen würden. Wegen der Straße dem Rhein entlang hatte ich keine großen Besorgnisse, da ich Gründe für die Annahme zu haben glaubte, daß die Preußen dieselben kaum benützen würden.

„In Voraussicht unseres Marsches über die Grenze richtete ich an die Kommandanten Empfehlungen rücksichtlich des Betragens, das sie den Bevölkerungen gegenüber zu beobachten hatten, die uns niemals feindliche Gesinnungen gezeigt: „Sie leiden genug unter der Kriegsgeißel, man wird deshalb den Einwohnern keine Kontributionen auferlegen und sich nur der öffentlichen Gelder bemächtigen. Tägliche Requisitionen haben nur wegen der Subsistenzmittel, wegen Stroh und Holz stattzufinden; wie weit man auch die Schonung treibe, die Truppen müssen eben doch das Nöthige bekommen.“ Hierauf folgten Vorschriften über die Art und Weise der Erhebung dieser Requisitionen durch die Kriegskommissäre und die Korps-Kommandanten.

„Die Haltung, welche die Schweiz von dem Augenblick an, da sie sich bedroht sah, angenommen, war so schön, der Aufschwung so allgemein; man hatte, zu Vieler Erstaunen, die verschiedenen Parteien sich fest zusammenschließen, die Leidenschaften erlöschen, Männer jeden Alters und Standes sich unter dieselbe Fahne zu ihrer gemeinsamen Vertheidigung schaaren sehen, daß überall die lebhafteste Sympathie für die Schweiz sich kundgab. Eine große Anzahl fremder Offiziere bot mir ihre Dienste, ja ihre Börse zur Vertheidigung einer Sache an, die, wie sie sagten, die Sache aller Freunde einer verständigen Freiheit war. Ich mußte ihr Anerbieten dankend

zurückweisen, um der Schweiz die Ehre des Kampfes allein zu bewahren.

„Was die Offiziere außer Dienst betrifft, welche bei der nahenden Gefahr für das Vaterland wieder in Aktivität zu treten wünschten, so nahm ich eine gewisse Anzahl in den Stäben auf, die andern blieben disponibel.

„Die in der Fremde niedergelassenen Schweizer verließen ihre Geschäfte, um sich zur Fahne zu stellen, oder wenn sie dies durchaus nicht konnten, eröffneten sie Subskriptionen und sandten uns Geldbeiträge. Eigenthümer großer Handelshäuser ließen ihre Commis abreisen, zahlten ihnen die Fahrt und sicherten ihnen ihre Stellen nach der Rückkehr.

„Ich war glücklich, mich an der Spitze einer von der ganzen Nation unterstützten und von der Sympathie der Nachbarvölker getragenen, opferbereiten Armee zu sehen. Deshalb war meine Zuversicht auch so groß.

„Die Jahreszeit freilich war streng, doch unsere Soldaten erhielten meistens eine Soldzulage, welche ihnen von den Gemeinden oder Kantonsregierungen geleistet wurde. Ueberall vereinigten sich die Frauen zur Anfertigung warmer Kleidungsstücke. Von Mitte Januar ab fanden beträchtliche Vertheilungen statt, so daß diejenigen, die sich beklagten, nicht zu denen gehörten, die an der Grenze standen, sondern zu denen, die noch nicht in den Dienst gerufen waren. Alle hätten für eine so schöne Sache einstehen mögen.

„Dies war wohl geeignet, mich aufrecht zu halten, und meine innere Verfassung war auch weit verschieden von derjenigen im Sommer 1847, als ein Theil der Schweiz gegen den andern marschirte. Ich darf indessen sagen, daß ich zwei Gründe zu ernster Besorgniß hatte: einen betreffs unserer Jäger, die noch nicht mit Präzisionswaffen ausgestattet waren; einen andern, weil wir uns in einem Uebergangs-Stadium zwischen einem eben abgeschafften alten Exerzier-Reglement

und einem andern, noch nicht vollständig eingeübten, befanden.

„Mitte Januar verlegte ich mein Hauptquartier von Bern nach Zürich, um dem Zentrum der großen von mir projektirten Bewegungen näher zu sein. Es war der Augenblick, wo der König von Preußen seine Armeen in Marsch setzen mußte, wenn er aus seinen Drohungen Ernst machte. Es war auch derjenige, an welchem ich meine Divisionen vollzählig zu machen und sämmtliche Truppen einzuberufen gedachte. Dazu hätte es nur eines Wortes bedurft, denn die Marschrouten für sämmtliche Korps lagen in den Bureaux des eidgenössischen Militärdepartements bereit.

„Eine telegraphische Depesche meldete mir jedoch, daß die Bundesversammlung in ihrer Sitzung vom 16. Januar den Entschluß gefaßt, das wegen des Neuchâteler Aufstandes begonnene Prozeß-Verfahren aufzugeben und der Forderung Preußens durch Freilassung der Angeklagten zu genügen, unter dem Vorbehalt indessen, daß über dieselben so lange Landesverweisung verhängt bleibe, bis der König seinerseits offiziell auf seine Rechte auf Neuchâtel verzichtet habe. Damit war man ungefähr auf die Anträge zurückgekommen, die ich von Paris mitgebracht und die eben so energisch wie einstimmig verworfen worden waren. Dieser Umschlag brachte einen unangenehmen Eindruck auf die Nation hervor. Ich befürchtete dieselbe Wirkung auf die Armee; sie nahm indessen die Nachricht von dem Vorgefallenen, die ihr durch einen Tagesbefehl mitgetheilt wurde, mit Ruhe auf, und ihre Mäßigung in solchem Augenblicke gereichte ihr nicht minder zur Ehre als ihr Eifer, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, als man dieses in seiner Unabhängigkeit bedroht glaubte.

„Was war nun seit meiner Rückkehr von Paris vorgefallen? Die Zeit hatte das ihre gethan, ruhige Ueberlegung hatte einflußreiche Männer dazu geführt, der Stimme der

Klugheit Gehör zu schenken. Vielleicht hat Herr Kern, nachdem er in Bern wieder eingetroffen, eingehendere Aufschlüsse geben können als ich. Vielleicht hatte die französische Regierung einen weitern Schritt zur Herbeiführung einer friedlichen Lösung gethan. Thatsache ist, daß nach den mündlichen Auseinandersetzungen des Herrn Kern der Bundesrath sein Dekret vom 16. vorschlug und daß die vereinigten Räthe dasselbe guthießen.

„Auf die ernstesten und thätigsten Kriegsvorbereitungen folgten nun plötzlich Friedensmaßregeln, Abrüstungsbefehle. Ich war über diesen Ausgang nicht verstimmt, obgleich man von einer andern Hand angenommen, was man aus der meinigen zurückgewiesen hatte. Ich war deshalb nicht verstimmt, weil die schöne Erhebung des Schweizervolkes daraus entstanden und der Welt bewiesen, daß angesichts einer äußern Gefahr die Leidenschaften bei uns schweigen und Männer jeder politischen Farbe sich die Hand reichen und unter die eidgenössische Fahne schaaren, um mit Gut und Blut die Ehre und die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu vertheidigen.

„Ich stellte unverzüglich die Befestigungs-Arbeiten ein, denn so wenig ich auf Ausgaben geachtet, als es sich darum handelte, einen kräftigen Widerstand vorzubereiten, so sparsam mußte ich jetzt mit dem öffentlichen Gut umgehen. Ich ließ die Brücken zerlegen und die Fahrzeuge ihren Eigenthümern zurückerstatten, das Holz und anderes Material verkaufen oder in Niederlagen unterbringen. Die Entlassungs-Befehle wurden sofort ertheilt und dabei der Marsch der Korps so geregelt, daß keine Stockung auf den Straßen entstehen konnte. Es brauchte sieben Tage, vom 26. Januar bis zum 2. Febr., um sämmtliche Truppen ohne Anstoß aus ihren Standquartieren in ihre respektive Heimat zu befördern. Vom 21. ab wurde die Kriegsbereitschaft für alle diejenigen aufgehoben, die nicht in aktiven Dienst berufen worden waren.

„Ich begann damit, die Einquartierungen nach rückwärts auszudehnen, um so viel wie möglich den Einwohnern Erleichterung zu verschaffen. Die Entlassung wurde offiziell durch einen Tagesbefehl zur Kenntniß gebracht, der folgendermaßen schloß:

„Eidgenössische Wehrmänner! Ihr werdet in eure Heimat zurückkehren, meine besten Wünsche begleiten euch und ich hoffe, daß ihr auch euren General in gutem Andenken bewahren werdet, der bereit war, Freud' und Leid mich euch zu theilen. Genießet im Schooße eurer Familie einer wohlverdienten Ruhe, doch möge eure Ruhe die des Tapfern sein. Trennt euch nicht von euren Waffen, seid stets zur Wiederaufnahme derselben bereit, wenn irgend ein Feind uns bedroht. So werdet ihr die Achtung bewahren, die man euch zollt; so werdet ihr unserer glücklichen Schweiz Ansehen und Wohlergehen sichern."

„Während die Truppen sich zur Abreise rüsteten, wollte ich sie in ihren Quartieren noch sehen: von Zürich ging ich nach St. Gallen, Schaffhausen und Basel. Ueberall erhielt ich die Beweise innigster Anhänglichkeit. Die Bevölkerung war aller Orten auf den Beinen, die Häuser waren Tags geschmückt Nachts erleuchtet; Fackelzüge, Bankette, Reden lösten einander an allen Orten ab, wo wir uns aufhielten; die Straßen waren von der Volksmenge so gedrängt voll, daß unsere Wagen nur mit Mühe vorwärts konnten. Der Obergeneral personifizirte die Gesinnung, welche die ganze Nation beseelte, eine Gesinnung, deren begeisterte Kundgebung sicherlich eine schöne Seite in der Geschichte der Schweiz bilden wird.

„So schloß auf friedliche Weise jener Feldzug, der ernst zu werden drohte und auf den man sich ohne Prahlerei, aber mit Ruhe und dem festen Entschluß vorbereitete, den Kampf bis auf's Aeußerste zu bestehen. Diese, obgleich nicht lange währende Ausrüstung hat unserem Lande doch nicht weniger

als drei Millionen gekostet. Diese Ausgabe aber wird reichlich aufgewogen durch die Stellung, welche die Schweiz sich damit in Europa geschaffen, und durch das schöne Beispiel von Einigkeit und Thatkraft, das sie in einem Augenblick gegeben, wo man sie schwach und vom Parteigeist zerrissen glaubte.“ — So berichtet General Düfour wörtlich in seinen Memoiren.

Der plötzliche Umschlag in der Haltung des Bundesrathes und der Bundesversammlung, der in der Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen des Königs von Preußen zum Ausdrucke kam und ein glänzendes Zeugniß über die Gewandtheit und den Einfluß des mächtigen Vermittlers an der Seine war, wurde insbesondere in der welschen Schweiz mit Widerwillen aufgenommen; man erblickte dort in diesem Ausgange eine Demüthigung der Schweiz, ja eine Mißachtung ihres Opfermuthes. In Genf, dessen Bevölkerung in solchen Dingen sehr empfindlich ist, fing es deshalb gewaltig zu gähren an, und eine auf den 14. Januar einberufene Volksversammlung, von 6—8000 Mann besucht, protestirte sogar feierlichst dagegen, wie auch die Genfer Abgeordneten des National- und Ständerathes folgenden Tages in Bern dagegen stimmten, als die Bundesversammlung fast einmüthig den Beschluß der vollziehenden Oberbehörde sanktionirte. Die „Partei des Friedens um jeden Preis“ hatte also gesiegt. War dies zu bedauern? Einerseits möchte man diese Frage fast bejahen; denn es ist nicht zu verkennen, daß die schweizerische Eintracht und patriotische Begeisterung, die seit 1848 bis zu diesem Zeitpunkte mit stets wachsender Kraft zur Geltung gekommen war, mit dieser Nachgiebigkeit mehr und mehr erlahmte bis zu der jetzt leider fast in allen Kantonen sich bereit machenden Gleichgültigkeit der großen Volksmasse in allen politischen Angelegenheiten; anderseits aber darf man jene Frage getrost mit einem entschiedenen Nein beantworten; denn in einem Ländchen wie die Schweiz, wo die Mehrzahl der Bevölkerung von Handel

und Industrie lebt und in den wichtigsten Lebensbedürfnissen fast ganz vom Auslande abhängig ist, müßten die Schrecknisse und Folgen eines längern Krieges die Quelle eines entsetzlichen Elendes werden, eines Elendes, von dem man sich keinen Begriff machen kann, so lange man unter den Segnungen des Friedens athmet.

Die gefangenen Neuenburger Royalisten, die nun bereits 136 Tage und Nächte der Freiheit entbehrt hatten, wurden jetzt auf französisches Gebiet gebracht, wohin auch die früher gegen Kaution oder auf Ehrenwort Entlassenen bis zur endgültigen Beurtheilung verbannt wurden. Sie blieben größtentheils im Grenzstädtchen Morteau, vergaßen aber im Genusse der Freiheit und Angesichts der Haltung Preußens die erhaltene Lektion so bald wieder, daß sie hier einen neuen Putsch vorbereiteten, dem aber die republikanischen Montagnards, welche die Grenze vorsichtig und stark bewachten, zuvorkamen.

Kern hatte sich unterdessen wieder als außerordentlicher Bevollmächtigter des Bundesrathes nach Paris begeben, um durch Napoleon III. und die Repräsentanten der andern Großmächte die weitern Verhandlungen mit dem König von Preußen einzuleiten und zu Ende zu führen. Die Sache nahm aber einen sehr schleppenden Gang an; denn letzterer stellte zuerst die übertriebene Forderung von zwei Millionen als Entschädigung für die Verzichtleistung auf seine Neuenburgerrechte, also für einen Titel, der ihm nie etwas eingebracht hatte, noch etwas einbringen konnte. Der vereinigten Anstrengung der Großmächte und besonders der Fürsprache Napoleons gelang es jedoch schließlich, den nordischen Monarchen dazu zu bewegen, der Schweiz diese Forderung zu schenken, und es kam am 26. Mai der Vertrag von Paris zu Stande, in welchem er auf ewige Zeiten für sich, seine Erben und Nachfolger auf die Souveränetätsrechte in Neuenburg und Vallangin verzichtet und der Staat Neuenburg, fortan sein eigener Herr und nur

sich selbst angehörend, fortfuhr, ein Glied der Eidgenossenschaft zu bilden. Die Kosten des letzten Aufstandes übernahm die Schweiz insgesammt und bewilligte volle Amnestie für alle an dieser Affaire Betheiligten. In der Sitzung vom 11. und 12. Juni genehmigten beide Räthe diesen Vertrag einstimmig, womit die Sache erledigt war.

* * *

Wenn die Schweiz auch alle Ursache hatte, Napoleon III. für seine vermittelnde Thätigkeit in der Neuenburger Affaire dankbar zu sein, so glaubte sie doch zu wiederholten Malen gerechte Zweifel in die Aufrichtigkeit der stets erneuten Freundschaftsversicherungen von Seite ihres gekrönten Ehrenbürgers setzen zu müssen. Dieser ergriff nämlich bezüglich politischer Flüchtlinge aus Frankreich, die in Genf ein Asyl gefunden, ferner in der Dappenthalfrage und besonders auch bei der Annexion Savoyens oft sehr unfreundliche und gewaltthätige Maßregeln gegen unser Ländchen, und fast immer war der greise Düfour dazu berufen, seinen ehemaligen Schüler in eine noblere Stimmung zu versetzen. Schon vier Jahre vor der Neuenburger Affaire hatte der General eine solche Mission zu erfüllen. Wie unter seinen Vorgängern, so fiel der Schweiz auch unter Louis Napoleon, wie er noch Präsident der Republik war und später als Kaiser, die gefahrvolle Ehre zu, die flüchtigen Opfer der verschiedenen großen und kleinen Revolutionen als Gäste zu beherbergen. Ueber das Thun und Treiben dieser Letzteren, die sich meist in Genf niedergelassen hatten, glaubte sich Napoleon bitter beklagen zu dürfen und sandte deshalb im Februar 1852 eine herbe Note an die Eidgenossenschaft. Der Bundesrath, um eine kluge Antwort verlegen, zog den General Düfour zu Rathe und dieser hatte bald eine Vermittlung angebahnt, die beide Parteien zufrieden stellte. Er schrieb nämlich dem Präsidenten unter'm 13. Febr.:

„Daß die Schweiz ehrlich und vollständig Alles thun werde, was die internationalen Pflichten und die Anforderungen an eine gute Nachbarschaft besonders von einem neutralen Lande erheischen; daß die Flüchtlinge, welche durch ihr geheimes Treiben oder ihre Aufführung das ihnen gestattete Asyl mißbrauchen sollten, der Ausweisung verfallen“ und fügte wörtlich bei:

„Kann man von einem so konstituirten Lande wie die Schweiz mehr verlangen? Ist es möglich, daß ihre obersten Behörden sich im Voraus dazu verpflichten, alle ihnen in Zukunft bezeichneten Franzosen auszuweiseu, ohne daß sie zu prüfen hätten, ob ein Motiv dazu vorhanden ist und ob jene Flüchtlinge durch ihr Betragen auf schweizerischem Gebiete dazu Veranlassnng gegeben haben? O nein, denn dies hieße auf jede Unabhängigkeit verzichten und wenn der Bundesrath, eine solche Schwäche zeigte, würde er von der ganzen Nation verleugnet werden. Sie können auch diese ehrenvolle Empfindlichkeit nicht mißbilligen, sie ist für Frankreich das sicherste Pfand, daß die Schweiz unter keinen Umständen sich zu Entwürfen hingeben wird, die mit Verletzung unserer Neutralität einen Augriff auf Ihre Grenzen im Auge hätten.“

Damit war Napoleon beruhigt, wußte er doch aus Erfahrung, daß die Worte seines alten Lehrers und Freundes Düfour stets durchaus ernst und nicht bloße diplomatische Phrasen waren.

Um diese Zeit machte Düfour mehrere Reisen nach Paris, wobei er von Napoleon stets mit aller Ehrerbietung aufgenommen wurde. Die Missionen, mit welchen er betraut war, bezogen sich meist auf die Eisenbahnlinie Genf-Lyon, um deren Zustandekommmen er sich große Verdienste erwarb.

Wie sehr Napoleon ihn in's Herz geschlossen hatte, zeigt, daß er ihn beim Besuche der berühmten Weltausstellung von 1855 für 14 Tage zu sich in's Schloß St. Cloud einlud.

Im Mai des Jahres 1859, als eine mächtige Bewegung Italien durchbebte, weil das Volk dieses mit unverrückbaren Naturgrenzen ausgestatteten Landes ein einiges Königreich bilden wollte und kategorisch die Vertreibung aller im Jahre 1815 der Halbinsel wider Willen aufgedrängten Dynastien (— der habsburgischen in Lombardo-Venetien, Modena und Toscana, sowie der bourbonischen in Parma und beiden Sizilien —) verlangte und diese Forderung auch größtentheils mit Waffengewalt durchsetzte, rief die Bundesversammlung ein Heer an die südlichen Landesgrenzen, um die Integrität und Neutralität der Schweiz in allen Mitteln zu wahren. Zum vierten Male ward Düfour zum Obergeneral desselben ernannt. Die strengste Wachsamkeit der Schweiz war um so nöthiger, als Napoleon ohne Beachtung der von den Mächten garantirten Neutralitätsverhältnisse der an Genf anstoßenden savoyischen Provinzen sich mit seinen dem König Viktor Emanuel zu Hülfe ziehenden Heeren einer schweren Verletzung dieses Gebiets schuldig machte, wodurch der Kampf leicht in einen europäischen Krieg hätte ausarten können und alsdann eine Besetzung der erwähnten neutralisirten Provinzen von Seite der Schweiz zur Nothwendigkeit worden wäre. Die Angelegenheit lief indessen für die Eidgenossenschaft mit einer starken Bewachung der südlichen Grenzen der Kantone Graubünden und Tessin und der Internirung eines von den Garibaldini über den Langensee her verfolgten österreichischen Korps ab.

Oft wurde schon früher und besonders bei dieser Gelegenheit die Aufmersamkeit Düfour's auf die Unzulänglichkeit der Südgrenze der Schweiz zu einer sichern Behauptung derselben unter Voraussetzung schwierigster Verhältnisse gelenkt. Diese „schmählich ausgezackte" Linie, wie er sie nennt, lag ihm gar nicht recht; er betrachtete die Simplonstraße als eine permanente Gefahr für die eidgenössische Neutralität und klagte

deshalb oft bitter über die Diplomaten von 1815, deren Schlauheit und Gewaltthätigkeit es so eingerichtet, „daß sie immer einen Fuß auf unserem Gebiete hätten.“

Die Landschaft Chiavenna, sowie das Val Livino sollten nach seiner Ansicht noch zur Schweiz gehören, um den Anforderungen der Neutralitätsbehauptung auf alle Fälle gerecht werden zu können; er hoffte indessen nicht auf eine Ausbesserung dieser gefährlichen Lücken durch die Diplomatie, nur wünschte er sie lebhaft im Interesse des eigenen Landes und des gesammten Europa's. Diese schwache Seite unserer Südgrenze konnte daher nur durch größere Opfer für die Verstärkung der eidgenössischen Wehrkraft ausgebessert werden.

Unausgesetzte Aufmerksamkeit widmete Düfour dem Bau der Militärstraßen in den Alpenkantonen, wobei er nicht nur die Erleichterung der Truppenbewegungen, sondern auch die Hebung des Verkehrs und Handels im Auge hatte. Seiner lebhaften Befürwortung in den eidgenössischen Räthen verdankt manche kühne Alpenstraße die Subvention, die deren Bau ermöglichte. Besonders freute er sich über das Zustandekommen der Axenstraße, jener imposanten Fortsetzung der Gotthardstraße von ihrem früheren Endpunkte Flüelen aus längs des klassischen Urnersees in's lachende Gelände von Brunnen und Schwyz hinaus, die in Folge seiner Bemühungen bei der Regierung des Kantons Schwyz zu Stande kam, in Kriegsfällen von unschätzbarem Werthe ist und alljährlich Tausenden von Touristen einige der herrlichsten und großartigsten Aspekte der Urschweiz erschließt.

Dagegen eiferte er, gestützt auf triftige Gründe bezüglich die Unabhängigkeit der Schweiz, gegen die Annahme fremder Subventionen für die Durchbohrung unserer Alpen. Er fürchtete, die Staaten, durch deren Mithülfe der Bau solcher Bahnen ermöglicht werde, möchten sich bei dem ersten besten Anlasse zur angeblichen Wahrung ihres Eigenthums Uebergriffe

erlauben, die für die Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft sehr verhängnißvoll werden könnten und die Eisenbahninteressen möchten überhaupt dem wahren Patriotismus in Folge dieses Abhängigkeitsverhältnisses zu nahe treten. Ob er Recht oder Unrecht hatte, wird die Zukunft lehren.

Was ihn aber am lebhaftesten erzürnte, war der in Turin und Paris ausgesprochene Zweifel an dem Willen oder an der Möglichkeit, die schweizerische Neutralität aufrecht zu erhalten. Gegenüber solchen Muthmaßungen scheute er sich nicht, gestützt auf die bisherigen thatsächlichen Beweise, zum Mittel der direkten brieflichen Aufklärungen zu greifen, wie wir auch aus dem zehn Jahre später beim Ausbruche des deutsch-französischen Krieges an den Marschall Leboeuf gerichteten berühmten Briefe ersehen, dessen Inhalt in folgendem Schlußsatze desselben resümirt werden kann:

Bei diesem Stande der Dinge garantire ich nicht nur für den Willen, sondern auch für die Möglichkeit und Kraft der Schweiz, unter allen Verhältnissen und gegen wen es immer sei, diese Neutralität zu vertheidigen, die ja bei einer bloßen Versicherung durch die Verträge nur ein leeres Wort wäre.“

Kaum war der Friede in Italien hergestellt und das eidgenössische Heer von der Grenzbesetzung zurückgekehrt, so sah sich der Bundesrath schon wieder veranlaßt, die Thätigkeit des greisen Generals Düfour für eine sehr wichtige Mission in Anspruch zu nehmen. Es hatte sich nämlich zu Anfang des Jahres 1860 das Gerücht verbreitet, Viktor Emanuel werde für die von Napoleon III. erhaltene Hülfe Savoyen an Frankreich abtreten und es sei bereits vor Beginn des italienisch-österreichischen Krieges ein bezüglicher Vertrag abgeschlossen worden. In Folge dessen wurde die Schweiz im höchsten Grade besorgt, da durch diese Abtretung eines neutralen

Gebiets an die westliche Großmacht die Kantone Genf, Waadt und Wallis in bedenklicher Weise bloßgestellt würden; überdies durfte, gestützte auf alte und von den Mächten garantirte Verträge, dies neutralisirte Gebiet nie an ein anderes Land fallen als an die Schweiz. Um nun die entrüsteten Eidgenossen zu beruhigen, ließ der französische Kaiser sowohl durch seinen Minister Touvenel als durch die Gesandten den Bundesrath mündlich versichern, daß er, falls er wirklich Savoyen annexiren würde, der ihm stets theuren Schweiz dafür die Provinzen Chablais und Faucigny als eigenes Gebiet, als neue Kantone, zu überlassen gedenke. Darüber herrschte große Freude in der Schweiz und in diesen zwei savoyischen Provinzen, wo der größte Theil der Bevölkerung mit Begeisterung zur eidgenössischen Fahne geschworen hätte. Schlauer Weise aber wurden diese wiederholten Zusagen Napoleons nie schriftlich gegeben, obschon der Bundesrath dies ausdrücklich verlangte. Doch glaubte man, dem Worte eines Monarchen und schweizerischen Ehrenbürgers trauen zu dürfen und stutzte erst, als die Gouverneure von Annecy und Chambéry eine Proklamation an das gesammte Volk von Savoyen erließen, in der sie ihm die bevorstehende Abstimmung über das Schicksal seines Landes, nämlich ob es bei Sardinien bleiben oder an Frankreich übergehen wolle, ankündigten, der Schweiz aber darin mit keinem Worte erwähnten. Natürlicherweise protestirte der Bundesrath sofort in Paris und Turin gegen eine solche Abstimmung und erinnerte an das gegebene kaiserliche Versprechen. Zugleich erklärten 12,000 stimmfähige Bewohner Nordsavoyens in einer warmen Adresse an den Bundesrath und in einer festen Erklärung an die Höfe von Frankreich und Italien, sowie an die andern Garantiemächte der Wienerverträge, daß sie die Vereinigung ihres Landestheiles mit der Schweiz verlangen. Allein nun entpuppte sich die Falschheit der welschen Diplomatie mit einem Male; sie bestritt der Schweiz das

Protestationsrecht und suchte die Wortbrüchigkeit mit dem angeblichen Widerwillen der Mehrheit des savoyischen Volkes gegen eine Zerstückelung ihres Landes zu entschuldigen. Mittlerweile waren aber die sämmtlichen Provinzen Savoyens von Frankreich insgeheim durch alle Mittel bearbeitet worden, so daß Jedermann sah, daß die Schweizerischgesinnten, die zwar in Chablais und Faucigny die Mehrheit bildeten, jedenfalls weit überstimmt werden müßten, selbst wenn auch der Anschluß an die Schweiz zur Gesammtabstimmung käme. Da alle Vorstellungen und Protestationen von Seite des Bundesrathes fruchtlos blieben, so beschloß diese Behörde, den General Düfour als außerordentlichen Bevollmächtigten zu Napoleon III. zu senden, um die Rechte der Schweiz zu verfechten. Mit Freuden unterzog sich Düfour dieser schwierigen Mission und wurde, wie immer, am französischen Hofe in ehrerbietigster Weise aufgenommen. Er erzielte jedoch trotz aller Bemühungen weiter nichts als das bei der Machtstellung Frankreichs nichtssagende Zugeständniß, daß auch nach der Annexion die Neutralität der betreffenden Gegenden fortdauern und auch eine zollfreie Grenzzone geschaffen werden könne.

Die Mission Düfour's mußte also als gescheitert angesehen werden. Während nun der Bundesrath die Bundesversammlung einberief, machte man sich in der Westschweiz bereits mit dem Gedanken vertraut, die Rechte der Eidgenossenschaft in Savoyen mit Waffengewalt zu wahren, resp. sich der Gefährdung der Grenzen von Genf, Waadt und Wallis bewaffnet zu widersetzen, komme was da wolle; ja in Genf und Waadt war die Aufregung bereits so groß, daß der Bundesrath eiligst Truppen aufbot und unter dem Kommando des Obersten Ziegler dahin beorderte. In der Bundesversammlung, die nicht das Bild der Einigkeit bot, wie bei der Neuenburger-Affaire, hielten sich die Männer der That und die Männer des Friedens die Waage; sie beauftragten jedoch

gemeinsam die vollziehende Behörde, die Interessen und Rechte der Schweiz wie bisher kräftig zu wahren und den Status quo einstweilen zu erhalten, im Falle weiterer Truppenaufgebote oder anderer ernster Umstände aber die Bundesversammlung wieder einzuberufen.

Der Bundesrath erließ nun ein Rundschreiben an die Mächte, in welchem er den Zusammentritt einer Konferenz verlangte damit die Savoyerfrage auf legale Weise und unter Mitwirkung der Schweiz erledigt werde. Im englischen Parlamente trat alsbald eine mächtige Fraktion entschieden für die Rechte der Schweiz in die Schranken, auch in Deutschland stieß man auf eine günstige Stimmung, allein mittlerweile war die Abstimmung in Savoyen beschleunigt und durch bekannte dunkle Agitationen mit einer überwältigenden Mehrheit zu Gunsten des Anschlusses an Frankreich gedrechselt worden, worauf sofort französische Beamte und Militär in Masse in das annexirte Land einrückten.

Angesichts dieses Ereignisses zerschlug sich die Konferenz und die Schweiz mußte sich den Schaden gefallen lassen, den Hinterlist und Gewalt ihr angethan hatten.

Ermuthigt durch das Gelingen dieses Spiels riß nun der einst in der Schweiz geschützte Flüchtling auf dem französischen Throne die seit Jahr und Tag obschwebende Dappenthalfrage wieder hervor und zwar in einer Weise, die seinerseits wenig Sympathie für unser Vaterland bekundete. Als nämlich waadtländische Gensdarmen, der seit einem Mannesalter geübten Praxis gemäß, in jenem Thale einen Verbrecher verhafteten, protestirte Frankreich und behauptete die Neutralität des ganzen Dappenthales, bis die dortige Grenzfrage regulirt sei, nach welcher Auffassung das Thal natürlicherweise ein kaiserlich französisch privilegirter Schlupfwinkel für alle Verbrecher geworden wäre. Wirklich besetzten französische Gensdarmen und Soldaten das Thälchen und

vollführten den kaiserlichen Befehl getreulich, der dahin ging, „sich künftig jeder Amtshandlung der schweizerischen Polizei im Dappenthal, nöthigenfalls mit Gewalt, zu widersetzen.“ Die Schweiz protestirte vergebens. Wieder ward Düfour vom Bundesrathe mit der Hauptarbeit zur Beilegung dieses Zwistes betraut. Er war der geeignetste Mann dazu; denn ein eigenthümliches Zusammentreffen wollte es, daß schon die erste Arbeit, welche er für die Eidgenossenschaft gemacht hatte, die Rekognoszirung dieses streitigen Thales gewesen war und nun seine letzte größere sich auch wieder auf dasselbe bezog. Die Verständigung mit Frankreich kam nun dadurch zu Stande, daß das Thal schließlich zwischen beiden Parteien getheilt wurde. Düfour war zur Zeit der Ratifikation des bezüglichen Vertrages Mitglied des Ständerathes und Berichterstatter für die Kommission, welche die Gutheißung der Uebereinkunft befürwortete, wodurch im Jahre 1863 endlich die während eines halben Jahrhunderts anhängige Angelegenheit geordnet ward.

Als im Jahre 1860 das denkwürdige großartige Offiziersfest in Genf gehalten wurde, jene patriotische erhebende Feier, an der mehr als 1000 Offiziere aus allen Kantonen Theil nahmen, die herbeigeströmt waren, um den allbeliebten General nochmals zu sehen, ward dieser zum Präsidenten der Versammlung gewählt und genoß die Freude, abermals die innige Verehrung und Liebe durch diese Repräsentanten der ganzen schweizerischen Armee zu erfahren. Das waren Tage, an die der Gefeierte bis an sein Lebensende mit wahrer innerster Befriedigung zurückdachte.

Kurz darauf schien der Kanton Tessin durch die damals von Napoleon angeregte und in ganz Europa herrschende Annexionswuth bedroht; die Tessiner sollten um ihrer Sprache willen zum Königreich Italien kommen. Das wollten sie aber nicht, sondern erklärten sich in den Blättern energisch gegen jede Abtrennung ihres Gebiets von der Schweiz. Erfreut

über diesen patriotischen Sinn, überschritt eine Deputation eidgenössischer Offiziere unter Führung des Generals Düfour den St. Gotthard (1861) und trug die eidgenössische Fahne nach Lugano, — eine Manifestation, welche von der Tessiner Bevölkerung mit Begeisterung aufgenommen wurde. So wirkte der rüstige Greis, der Dreivierteljahrhunderte am Rücken hatte, noch fortwährend mit jugendlichem Feuer an der Einheit und Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft und an der Vereinigung der Herzen der Söhne Helvetia's, die durch Gebirge und Seen räumlich getrennt waren, zu dem schönen Volksbunde, der sich der erhabensten Ziele rühmt.

Als der General im Januar 1867 in sein achtzigstes Altersjahr eintrat, fand er in Bezug auf seine offizielle Stellung, „es sei jetzt Zeit, Andern Platz zu machen." Ein halbes Jahrhundert lang hatte er all' seine Arbeitskraft in ununterbrochener Thätigkeit und in den schwierigsten Missionen dem Vaterlande geopfert; er hatte seine Pflicht als Schweizerbürger so vollständig erfüllt, wie vor ihm noch Keiner; er fühlte, daß er jetzt der Ruhe bedürfe und richtete deshalb einen Brief folgenden Inhalts an den Bundesrath zu Handen der Bundesversammlung, um seinen Abschied aus dem schweizerischen Generalstabe zu erhalten:

„Hochgeehrter Herr Bundespräsident!

„Hochgeehrte Herren eidg. Räthe!

„Ehrfurchtsvoll trete ich vor Sie, um meinen Abschied zu erbitten. Ich stand lange an der Spitze des eidg. Generalstabes, — so lange, als ich mich noch zu etwelchen Diensten in dieser Stellung tüchtig und kräftig fühlte. Aber jetzt, nachdem ich in einem sehr vorgerückten Alter angekommen bin, fühle ich, daß meine Kräfte mich verlassen würden, wenn die Umstände mich nochmals zur Anspannung derselben nöthigten.

„Der Augenblick ist also gekommen, wo ich mich zurückziehen und Andern Platz machen muß.

„Es hat keinen Zweck, mich für die Gewährung meiner Bitte auf meine fünfzig Jahre Dienstzeit zu stützen, die Bundesversammlung kann sie einem alten Soldaten, der in sein achtzigstes Jahr eingetreten ist und schon fast die Hälfte desselben zurückgelegt hat, nicht verweigern.

„Selbstverständlich werde ich ungeachtet meines Rücktrittes, falls ich noch zu etwas nütze sein sollte, das Bischen Kraft, das mir übrig geblieben, dem Vaterlande stets zur Verfügung stellen, — dem Vaterlande, zu dem meine Liebe erst mit meinem letzten Athemzuge ersterben wird.

„Genehmigen Sie ꝛc.

„Contamines bei Genf, 6. Jan. 1867.

G. H. Düfour.“

Die Bundesversammlung gewährte die Bitte des edlen, bescheidenen Generals und beschloß, ihm in einem besondern Schreiben den Dank des Vaterlandes für seine vorzüglichen Dienste auszudrücken. In Folge dessen erhielt Düfour folgenden Brief:

Bern, den 6. Februar 1867.

„Herr General!

„Wir entnehmen aus dem Briefe vom 6. Jan. letzthin, mit welchem Sie uns beehrt haben, daß Sie mit Rücksicht auf Ihr vorgerücktes Alter sich veranlaßt fühlen, Ihre Entlassung aus dem Generalstab der Eidgenossenschaft zu geben, in dem Sie während eines halben Jahrhunderts mit eben so viel Auszeichnung als Erfolg die bedeutendsten Stellen eingenommen haben. Es hieße Ihnen für Ihre ehrenvollen Dienste nicht die gebührende Gerechtigkeit beweisen, wollten wir die Motive, womit Sie Ihre Bitte begründen, nicht vollkommen würdigen.

„Wir theilen Ihnen in Folge dessen hierdurch mit, daß wir die von Ihnen gestellte Bitte gewähren; wir thun es mit

Bedauern, doch mit all' den Ehren, die Ihre lange militärische Laufbahn erfordert, welche durch Ihre Thätigkeit und Ihre stets bereite Ergebenheit wie durch die treueste Anhänglichkeit an das Vaterland ausgezeichnet war.

„Es ist selbstverständlich, daß die in Art. 36 des eidgenössischen Gesetzes über die Militärorganisation erwähnten Privilegien Ihnen von Rechtswegen zugesichert sind.

„Im Augenblick, da wir von Ihnen Abschied nehmen, bleibt uns noch eine angenehme Pflicht zu erfüllen, Ihnen den Dank auszudrücken, der Ihnen für Ihre hervorragende militärische und bürgerliche Laufbahn zukommt.

„Sie haben sich um das Vaterland wohl verdient gemacht. In den Tagen des Friedens, wie in denen der Gefahr haben Ihre Mitbürger auf Sie gezählt, und Sie haben stets ihren Erwartungen entsprochen.

„Ihre Dienste sind in aller Herzen eingeschrieben; die Geschichte wird Sie mit dem Ausdruck derselben Anerkennung in den Annalen unserer Republik verzeichnen.

„Wir grüßen Sie, Herr General, mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß die Vorsehung nach einer wohl vollbrachten Laufbahn, nach einem so weisen und für Ihr Land so nützlichen Leben, nach so viel Hingebung und Treue Ihnen noch eine lange Reihe glücklicher Tage im Kreise Ihrer dankbaren Mitbürger gewähren möge.

„Genehmigen Sie ꝛc.

Der Präsident der Eidgenossenschaft:
Fornerod.
Der Kanzler der Eidgenossenschaft:
Schieß.

XVIII.

Ein Blick in General Düfour's Privatleben und seine humanitären Bestrebungen.

Werfen wir nun auch einen Blick in Düfour's Familienleben, nachdem wir die wichtigsten Seiten und Momente seiner öffentlichen Wirksamkeit kennen gelernt haben. Seine vorzüglichen Charakter-Eigenschaften, die schon in seiner Jugend zur Geltung kamen, sind bereits in den ersten Kapiteln dieses Buches dargestellt worden. Wir wollen deshalb keine Wiederholungen machen, sondern da fortsetzen, wo der Sohn als französischer Kapitän wieder in das Elternhaus zurückgekehrt ist und als schweizerischer Beamter in's öffentliche Leben eintritt.

Im Jahre 1817, nachdem er als dreißigjähriger Mann in eidgenössischen Dienst getreten war, verehelichte er sich mit Susanne Bonneton, welche während eines halben Jahrhunderts das Glück seines Herzens und Hauses bildete und deren sanftes und zugleich geistvolles Wesen stets Allen in Erinnerung bleiben wird, die sie in ihrem bescheidenen und stillen Heim gesehen. Sie zeigte sich in allen Dingen ihres

Mannes würdig und wenn irgendwo in einer Familie die Sentenz: „Sie waren ein Herz und eine Seele“ richtig angewendet ist, so war dies hier der Fall. «Ils étaient parfaitement d’accord pour les goûts et les idées», schreibt die Schwester des Generals Mme. Mabile, dem Verfasser dieses Buches u. A. und erzählt von ihrer Schwägerin weiter: „Sie war äußerst einfach in ihrer äußern Erscheinung, in Kleidung und Hauseinrichtung und streng in der Erfüllung ihrer Pflichten. Sie gestattete nie, daß Luxus irgendwelcher Art über die Schwelle ihres Hauses hereinkam, dagegen aber war sie sehr freigebig, wenn es sich um ein gutes Werk handelte.“

Zur Vervollständigung des Familienglückes fehlte ihnen allerdings ein Sohn; dafür aber machten ihnen ihre vier Töchter viele Freude und sie widmeten um so mehr Aufmerksamkeit auf die Ausbildung dieser lieblichen Wesen. Die älteste, die sich später mit dem tüchtigen Mitarbeiter Düfour’s an der schweizerischen Generalstabskarte, Oberst L’Hardy, verehlichte, entzückte ihren Vater durch ihr ausgesprochenes Talent für die Malerei. Er selbst war bekanntlich ein Kenner dieser Kunst und hatte es in derselben ohne fremde Mithülfe in jungen Jahren zu schönen Resultaten gebracht, wie wir bereits erwähnt haben; darum bereiteten ihm die künstlerischen Fortschritte seiner Tochter auch jeweilen eine unaussprechliche Freude.

Die Sommermonate brachte die junge Familie Düfour auf Montrôtier zu, wo die Eltern der Leitung der mit diesem Schloßgute verbundenen bedeutenden Landökonomie oblagen. Welch’ ein Familienfest, wenn der vielbeschäftigte Oberst jeweilen auch dahin kam, um die Ferienwochen zwischen den Kursen der Thuner Militärschule daselbst in der frischen, gesunden Landluft zuzubringen! Welche Stunden und Tage innigen Glückes wurden da im Schatten rauschender Eichen

und Kastanienbäume, über deren Riesenkronen Jahrhunderte vorübergezogen waren, im trauten Kreise der Seinen verlebt! Neugestärkt an Körper und Geist kehrte Düfour jedesmal wieder zur gewohnten strengen Arbeit, die seiner in Genf und in Thun wartete, zurück. Diese Sommerfrische wiederholte sich fast zwanzig Jahre lang regelmäßig, bis sein alter Vater starb (1837) und unser Oberst, der nicht Zeit zur Leitung der landwirthschaftlichen Arbeiten fand, sich veranlaßt sah, Montrôtier zu verkaufen. Dafür hatte er im Sinne, sich in unmittelbarer Nähe der Stadt Genf ein Landhaus zu bauen, welches Projekt er dann auch im Jahre 1845 ausführte, indem er in Contamines ein prachtvoll gelegenes Terrain kaufte und darauf nach selbstgefertigtem Plane ein allerliebstes, einfaches Haus errichtete, das er mit einem Bosquet umgab, wozu ihm bekanntlich die Stadt Genf nach der glücklichen Beendigung des Sonderbundskrieges aus Dankbarkeit ein weiteres Stück Land schenkte. In dieses idyllische Heim zog er sich nach Beendigung seiner Tagesarbeit zurück, um das stille Glück des Familienlebens zu genießen.

Als musterhafter Familienvater suchte er seine Zerstreuungen und Vergnügen im Hause, im Schooße der lieben Seinigen selbst, nie in fremden Zirkeln. Sehr oft lud er aber seine Freunde zu sich ein, wodurch immer sehr interessante Soireen entstanden, an denen die Unterhaltung über Kunst und Wissenschaft oder politische und Tages-Begebenheiten, sowie auch die Lektüre der Klassiker oder wichtiger Flugschriften die Hauptrolle spielten. Besondere Auslagen wurden indeß für solche häufig wiederkehrende Anlässe nie gemacht.

Düfour übte an diesen Soireen meistens das Amt eines Vorlesers selbst aus, wobei er in späteren Jahren stets in dem Lehnstuhle saß, den ihm St. Galler Damen nach dem Sonderbundsfeldzuge gestickt hatten; er las sehr schön; es war, als fühlte und erlebte er dabei Alles mit, was seine

Lieblingsschriftsteller sagten. Selbst wenn er allein in seinem Zimmer war, las er meistens laut und ausdrucksvoll, als ob er eine große Zuhörerschaft vor sich hätte.

Jeden Morgen stand er sehr früh auf, rasirte sich und reinigte eigenhändig seine Kleider mit soldatischer Exaktität. In all' seinen Sachen hatte er die pünktlichste Ordnung, ohne indeß darauf viel Zeit zu verwenden: es gab sich dies fast von selbst. Die gleiche Pünktlichkeit beobachtete er in der Erfüllung seiner Pflichten und Wünsche gegen Andere; so stellte er sich bei jedem Rendez-vous auf die Minute ein. Abends 10 Uhr, gleichviel ob er Gesellschaft hielt oder nicht, nahm er seine Uhr aus der Tasche, zog sie auf und erhob sich von seinem Sitze, wünschte den Anwesenden gute Nacht und zog sich in sein Schlafzimmer zurück, das mit der Einfachheit des Feldlagers ausgestattet war. Jeden Sonntag, den er daheim zubrachte, ging er zur selben Stunde in die Kirche von Eaux-Vives, wo er regelmäßig denselben Platz einnahm. So war seine Lebensweise unabänderlich festgestellt.

Als er sich von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen hatte, verbrachte er den größten Theil des Tages in seinem Studirzimmer, worin zwei- bis dreitausend Bände in militärischer Ordnung eine breite Wand schmückten. Gegenüber hingen merkwürdige Waffen in symetrischer Abwechslung mit einigen Bildern, Alles Erinnerungen aus vergangenen Tagen.

Ueber seine Lieblings-Autoren sagt sein junger Freund Sayous: „Statt mit zunehmenden Jahren sich mehr und mehr von der klassischen Literatur abzuwenden, für die er in der Schule wenig Geschmack gezeigt, faßte er für dieselbe eine wachsende Leidenschaft. Cicero's Schrift über das Alter war ihm ein Hochgenuß. Unter den französischen Dichtern waren Molière, Corneille und Racine seine Lieblings-Autoren, ihnen gesellte er die Tragödien von Jouy, Ducis, von Casimir Delavigne und die Komödien einiger unserer

Zeitgenossen bei. Die romantische Schule galt nichts in seinen Augen. Zuletzt hatte er noch am Altfranzösischen Geschmack gefunden, indem er mit Vorliebe das «Chanson de Roland» entzifferte."

Sein Salon war mit Gemälden geschmückt, die einestheils ihres künstlerischen Werthes, anderseits ihres Ursprungs wegen kostbar waren. Darunter befanden sich zwei seiner eigenen Porträts, das eine von Hornung, das andere von Ary Scheffer.

Es ist selbstverständlich, daß ein Mann wie Düfour, der seit mehr als einem halben Jahrhundert sozusagen ununterbrochen geistig sehr thätig gewesen war, in der Zurückgezogenheit, in welche er sich nun abschloß, nicht müßig sein konnte. Nicht nur beschäftigte er sich nach wie vor trotz seiner achtzig Jahre mit der Lösung wissenschaftlicher Probleme und mit dem Unterricht in der Astronomie, den er den Freundinnen seiner Töchter ertheilte; nicht nur folgte er mit Aufmerksamkeit den militärischen Ereignissen, an denen es in Europa und Amerika nicht fehlte, sondern er studirte auch die alten Schlachtfelder, worüber er für sich oder seine Freunde zahlreiche kleine Abhandlungen schrieb. Ferner machte er gründliche Untersuchungen über die Feldzüge Cäsar's und speziell über den Ort, wo Alesia gestanden hatte, den er nach Burgund verlegte.

Diese Zurückgezogenheit hinderte indessen nicht, daß er die glänzendsten Zeugnisse der Bewunderung von Souveränen erhielt und unter seinen zahlreichen Gästen Persönlichkeiten wie den Großherzog von Baden und den Kaiser von Brasilien empfing und selbst auch noch viele Besuche bei Freunden und hochgestellten Männern machte. Ein Bedürfniß waren ihm tägliche Spaziergänge. Herr Sayous erzählt, daß er mit dem 85jährigen Manne im Herbst 1872 noch eine anderthalbstündige Tour gemacht habe, ohne daß dieser sich nur einmal

setzen oder sich ausruhen wollte. Früher, besonders als er noch Besitzer von Montrôtier war, waren ihm 8—10stündige Fußtouren eine wahre Erholung von seinen geistigen Anstrengungen. So legte er den Weg von Genf nach diesem savoyischen Schlosse in der Regel zu Fuß zurück. Die Sektion Genevoise des S. A. C. hat also auch nach der touristischen Seite hin recht gethan, den greisen General zu ihrem permanenten Ehrenpräsidenten zu wählen. Hätte es schon vor einem halben Jahrhundert einen Schweizer Alpenclub gegeben, gewiß hätte sich Düfour in demselben durch kühne Gletscherfahrten und Hochgipfel-Ersteigungen in großartiger Weise hervorgethan. So konnte er sich nur im Geiste im trauten clubistischen Kreise durch die Erzählungen der montanistischen Abenteuer der kräftigen Jungmannschaft in die Herrlichkeiten und Schrecknisse unserer Gebirgswelt hinein versetzen, was er schon mit Rücksicht auf die Berichtigungen und Ergänzungen seiner berühmten Karte stets mit vielem Interesse that.

Mit großer Spannung verfolgte er den deutsch-französischen Krieg, da durch denselben die Schweiz leicht hätte in Mitleidenschaft gezogen werden können; ließen doch französische Generäle in ihren siegesgewissen Prahlereien deutlich durchblicken, daß man unter Umständen gar nicht gesonnen sei, die schweizerische Neutralität zu achten, sondern unter Ueberrumpelung und Beiseiteschiebung der eidgenössischen Grenzbesetzungstruppen an gelegenem Orte durch unser Ländchen nach Süddeutschland sich den Weg bahnen werde. Um diese geheime Absicht zum Vornherein zu rechtfertigen, wurde in hohen militärischen Kreisen Frankreichs geradezu offen in Zweifel gezogen, daß die Schweiz im Stande wäre, ihre Neutralität zu behaupten. Das machte unserm alten General das Blut wallen, Entrüstung und patriotisches Hochgefühl drückten ihm die Feder in die zitternde Hand und er schrieb jenen berühmten Brief an den General Leboeuf, in welchem

er ihm zu Handen der französischen Heeresleitung in markigen Zügen bewies, daß die Schweiz nicht nur fest entschlossen, sondern auch unwiderlegbar im Stande sei, ihre Grenzen zu behaupten, und wäre der feindliche Anprall noch so wuchtig.

Gewiß hat dieser Brief gewirkt; denn die Folge bewies, daß Frankreich dessen Inhalt beherzigte. Die Schweiz gab aber demselben durch die vortreffliche Haltung ihrer Truppen und die umfassendsten Vertheidigungs-Maßregeln unter der Oberleitung des tüchtigen Generals Herzog, des würdigen Nachfolgers Düfour's, auch den richtigen Nachdruck und erwarb sich bei dieser Gelegenheit auf's Neue die militärische Achtung von Seite der ganzen Welt, wozu sich durch die berühmte Internirung und Verpflegung der 80,000 Bourbakis auch noch die Hochachtung vor dem schweizerischen Wohlthätigkeitssinne gesellte.

Wie Düfour nach Beendigung des Sonderbundskrieges durch bedeutende persönliche Geldspenden und seinen großen Einfluß auf Privaten und die höchsten Behörden die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu heilen suchte, so war er auch stets mit offener Hand und organisatorischer Thätigkeit da, wenn größere Unglücksfälle eine allgemeine Mithülfe erforderten. So verdankten ihm im Jahre 1860 die Ueberschwemmten in Wallis und im folgenden Jahre die Abgebrannten von Glarus Vieles, indem er hiefür in Genf spezielle Hülfsgesellschaften organisirte, die er mit Kraft und Ausdauer leitete.

Eine wo möglich noch regere Thätigkeit entwickelte er zur Zeit des deutsch-französischen Krieges in Sammlung von Gaben zur Unterstützung der Opfer desselben. Trotz seiner 84 Jahre präsidirte er das genferische Hülfskomite mit der Kraft und Gewandtheit eines Mannes in seiner Vollkraft, galt es doch ein edles Werk! Wie groß aber auch die innere Freude und Zufriedenheit war, Tausenden von Verwundeten und

Kranken kühlenden Balsam auf die brennenden Wunden gelegt zu haben, so hatte er doch, wie es bei solchen Fällen ja leider immer geht, dabei mancherlei Verdruß und Kummer zu erfahren.

Vollständig jeder konfessionellen Engherzigkeit fremd, konnte er es nicht ertragen, daß man das Unterstützungskomite der Parteilichkeit anklagte, als arbeite es für die protestantische Propaganda. „Man frägt einen Verwundeten, dem man auf dem Schlachtfelde aufhebt, nicht, ob er Protestant oder Katholik sei", erwiederte der edle Greis, „denn wir haben nur einen Zweck, den, die Wirksamkeit des humanitären Vereins, den wir gegründet und dessen Mittelpunkt wir sind, so weit als immer möglich auszudehnen."

Eine der größten Freuden seines Lebens war das Zustandekommen der Genfer-Konvention, „des Rothen Kreuzes im Weißen Felde", die sich mit seinem Namen innig verknüpfte. In seinen Erinnerungen sagt er darüber u. A. Folgendes:

„Ende Oktober 1863 wurde unter meinem Präsidium ein internationaler Kongreß abgehalten, der sich die Aufgabe stellte, die Mittel zu finden, um auf dem Schlachtfelde verwundeten Kriegern beizustehen, abgesehen von der regelmäßigen Hülfe, welche sie in den Militär-Ambulancen finden können. Dieser Kongreß hat eine lebhafte Theilnahme erregt. Fast alle Nationen Europa's waren dabei durch hervorragende Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Kriegsheilpflege vertreten. Indessen wurde kein bindender Beschluß gefaßt, weil es eher eine einfache Konferenz als ein eigentlicher Kongreß war.

„Am 8. Aug. 1864 aber wurde ein wirklicher Kongreß in Genf eröffnet, wozu sämmtliche vom Bundesrath eingeladenen europäischen Staaten mit den nöthigen Vollmachten versehene Abgeordnete schickten, zum Zwecke, einen internationalen Vertrag über Neutralisation der Ambulancen, des Sanitätspersonals

und der Verwundeten abzuschließen. Auch diese Versammlung erwies mir die Ehre, mich zu ihrem Präsidenten zu ernennen. Dieser Vertrag wurde am 22. August 1864 unterzeichnet.“

Damit war der Welt eine Institution gegeben, welche zum Schönsten gehört, was die Civilisation je geschaffen, — eine Institution, welche in den jüngsten blutigen Riesenkämpfen der Völker um die Hegemonie Hunderttausenden von Verwundeten das Leben rettete, Hunderttausende von Familienvätern und Söhnen, die auf dem „Felde der Ehre“ gefallen waren, ihrer Familie und ihren Eltern wieder zurückgab. Düfour's Verdienste um das Zustandekommen dieses Werkes der Humanität bleiben unsterblich!

Daß Düfour schon in seinen Jugendjahren ein fast übereifriger Armbrustschütze und Mitglied der berühmten Genfer Bogenschützengesellschaft war, haben wir bereits erwähnt; daß er später bei der Gründung des eidgenössischen Schützenvereins nicht zurückblieb, versteht sich von selbst. Wer von unsern alten Schützenbrüdern erinnerte sich nicht mehr jenes begeisternden Moments, als er bei Anlaß des ersten eidgenössischen Ehr- und Freischießens in Genf, als Vizepräsident des festgebenden Vereins, bei Ankunft der Appenzellerschützen deren Fahne ergriffen und in feuriger Rede daran erinnerte, wie heute der Jahrestag der Freiheitsschlacht am Stooß sei, wo das kleine Hirtenvölklein der Appenzeller über das vereinigte Heer des st. gallischen Abtes und des österreichischen Herzogs, das deren junge Freiheit bedroht, einen glänzenden Sieg davongetragen und dadurch seine Selbstständigkeit begründet. Das Banner hoch über die Menge schwingend, wies er auf den Bär im Wappen hin, der damals die Feinde kühn-aufrecht empfangen und mit seinen gewaltigen Pranken erdrückt habe, heute aber die gleiche Tatze zum brüderlichen Handschlag und friedlichen Wettkampfe im Waffenspiel darbiete, und wie Genf mit freudigem Jubel derselben den

Gegengruß entbiete. Düfour war damals noch Oberst und Niemand hatte eine Ahnung von der großen Rolle, die ihm das Schicksal für spätere Tage zugedacht; aber die Appenzellerschützen hatten ihn durch diesen patriotischen Festgruß schon in ihr Herz geschlossen und alle Festtheilnehmer waren so entzückt über die Energie, den Feuereifer und das organisatorische Talent, das er in der Leitung dieses Nationalfestes an den Tag gelegt, daß sein Name deshalb in der Tagespresse mit speziellem Danke und besonderer Hochachtung genannt wurde. Auch später wohnte er diesen Festen, als sie noch den Stempel der nationalen Verbrüderung und Einigung trugen, stets bei oder schickte, wenn ihm persönliches Erscheinen unmöglich war, seinen Gruß an die Schützen ein, welcher jedesmal von der gesammten Menge mit Begeisterung erwiedert wurde.

Das Genfer Kadettenkorps fand in ihm einen wahren Vater. In seinen alten Tagen noch war es für ihn ein Hauptgenuß, den Waffenübungen der hoffnungsvollen Jugendschaar zuzusehen, welche denn auch ihm zu Ehren bei seinem Rücktritte von den öffentlichen Geschäften ein glänzendes Fest veranstaltete. In wie mancher Jünglingsseele mag da bei der letzten Revue, die der greise General hielt, der heiße Wunsch aufgestiegen sein: „O, möchte doch mein Eifer nie erlahmen, dies Ideal eines braven Soldaten, guten Bürgers, gewissenhaften Gelehrten, uneigennützigen und pflichttreuen Beamten und edlen Menschenfreundes auch nur einigermaßen zu erreichen!“

Im Allgemeinen verfloß das Leben Düfour's ruhig und ohne bemerkenswerthe Ereignisse, mit Ausnahme derjenigen, welche mit seinem Kriegsleben auf Korfu und den politischen Stürmen im Vaterland in Verbindung standen, welch' letztere ihm heftigen Kummer verursachten; war er doch ein Mann des Friedens. Nie hielt er zu einer extremen politischen

Partei; in strenger Rechtlichkeit anerkannte er das Gute und tadelte das Verwerfliche jeder derselben. Er hatte stets das Wohl des ganzen Landes im Auge und opferte seine eigene Meinung gerne dem allgemeinen Besten; daher genoß er die ungetheilte Liebe Aller: Sein erhabener Charakter und seine Geradheit sicherten ihm die Hochachtung der ganzen Nation, die ihm so oft auf's Herzlichste bezeugt wurde und die ihm für die trüben Stunden seines Lebens einen reichen Ersatz bot.

Eine hohe Ehre schien dem achtundachtzigjährigen General im Sommer 1875 noch zu Theil werden zu wollen. Der in Paris zusammenkommende geographische Welt-Kongreß ernannte ihn nämlich zum Ehrenpräsidenten. So gerne er da noch einmal nach der Weltstadt, wo er seine Bildung erhalten hatte, gereist wäre; so gerne er die großen Männer seiner Lieblingswissenschaft aus allen Ländern der Erde um ihn gesehen hätte — es konnte nicht sein; denn eine schwere Krankheit warf ihn gleich nach dem Empfange des hohen Titels auf's Lager, wohl in Folge seines Seelenschmerzes über den kurz vorher erfolgten Tod einer seiner Töchter. Von dieser Krankheit erholte er sich nicht wieder; seine Körperkräfte schwanden zusehends und am 14. Juli schied der Edle von dieser Erde und ging in sanftem Entschlummern ein in die sonnenlichten Räume der Walhalla.

XIX.

General Düfour's Todtenfeier.

Am 14. Juli 1875, Mittags, traf im Schooße des Bundesrathes in Bern eine telegraphische Depesche des Obersten L'Hardy in Genf ein, welche die eidgenössische Oberbehörde von dem Vormittags 10 Uhr erfolgten Hinschiede des Generals Düfour benachrichtigte. Nachmittags kam ein zweites Telegramm von Seite der Regierung von Genf an, welch' letztere Weisungen in Betreff der zu erweisenden Ehrenbezeugungen verlangte. [1])

Abends 5 Uhr versammelten sich daher die durch diese Trauerbotschaft tief gerührten Mitglieder des Bundesrathes zu einer außerordentlichen Sitzung, in welcher beschlossen wurde: „1) den eidgenössischen Obersten Herrn Siegfried nach Genf abzuordnen, um sich mit der Behörde in Betreff des Leichenbegängnisses in's Einvernehmen zu setzen und nöthigenfalls darüber zu berichten; 2) den Staatsrath von Genf telegraphisch von dieser Abordnung zu benachrichtigen und anzufragen, ob der Verstorbene oder seine Familie in Bezug auf

---

[1]) Vergl. Protokoll der 99. Sitzung des schweiz. Bundesrathes 1875.

das Leichenbegängniß Wünsche geäußert habe, auf wann dasselbe festgestellt sei und welche Anordnungen überhaupt getroffen seien; 3) als bundesräthliche Abordnung zur Leichenfeierlichkeit die Herren Vizepräsident Borel und Bundesrath Cérésole zu entsenden und den Vorsteher des Militär-Departements, Herrn Bundesrath Welti, der sich ebenfalls von Amtswegen hinbegeben wird, für den Fall der Anordnung militärischer Ehrenerweisungen zu ermächtigen, auch die Divisionäre und Waffenchefs dazu einzuladen."

Wie eine noch am nämlichen Abend im Bundespalaste in Bern angekommene Depesche von Seite der Staatskanzlei in Genf mittheilte, war der Staatsrath obiger Einladung nachgekommen und hatte für die Todtenfeier das Bataillon Nr. 20, eine Landwehr-Geniekompagnie und die genferischen Guiden aufgeboten, sowie sämmtliche andern Dienstpflichtigen des Kantons eingeladen, sich bei dem auf Freitag Nachmittags 4 Uhr angesetzten Leichenbegängniß einzufinden.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Trauerkunde durch die ganze Eidgenossenschaft, wo sie in allen Kreisen ein allgemeines Bedauern hervorrief. Sozusagen sämmtliche dreihundert Zeitungen der Schweiz brachten die Nachricht mit kürzern oder längern Betrachtungen, Nachrufen und Nekrologen, in welchen der Schmerz und die ungetheilte Dankbarkeit der Nation hervorleuchteten; denn selbst die ultramontanen Organe stimmten in das allgemeine Lob des großen Todten ein.

Von den zahlreichen bezüglichen Klageliedern, welche in diesen Trauertagen erschienen, können wir unsern Lesern nur die schöne Cantate des preisgekrönten Schweizer-Sängers, Pfarrer Heinrich Weber in Höngg, Kt. Zürich, vorführen. Sie lautet:

An einem Heldengrabe.

Eine Cantate.

Helvetia. Der schönsten Eiche grünsten Zweig
Leg' ich auf's Grab,
Im hohen Wald am Felsensteig
Pflückt' ich ihn ab.
Schmücke den Ort, du liebes Reis,
Künde dem Todten den Ehrenpreis!

Chor (fernher.) Sie haben weich gebettet
Den Heldengreisen traut und mild.
Er hat sein Land gerettet,
Als Hader schnaubte grimm und wild.
Hab' Dank, du treuer Degen,
Du bied'rer Alpensohn!
Auf dir ruht allerwegen
Der Treue Himmelslohn.

Helvetia. Süß klingt der Sang, mir facht er neuen Schmerz.
Ja, treu war er und stark!
Wie traut und lieb, und fester doch als Erz
Sein tiefstes Lebensmark!
O du mein Land, sie thun dir heute Noth
Die Söhne rein und wahr.
Von manchem Feinde seh' ich schwer bedroht
Der Freiheit Hochaltar.
Und er, er starb!
Der Besten Einer, starb!

Chor (leise). Auf dir ruht allerwegen
Der Treue Himmelslohn.

Die Freiheit. Was weint meine liebe Alpenmaid?
Nenne der Mutter dein bitteres Leid!

Helvetia. Er starb, der treu und weise stand
Ein Felsenhort dem Schweizerland,
Deß Herze rein der Freiheit schlug
Mit heil'ger Wahrheit mächt'gem Zug,
Der alles Hohe barg im großen Sinn —
Er sank dahin!

Freiheit. Ihn ziert es, wenn scheidend die Sonne sich bricht
In der Thränenperlen schimmerndem Licht.
Magst um den edeln Todten klagen,
Darfst an der Freiheit nimmer verzagen!
Fänd' ich denn Einen nur, der wahr
Und fest mein Banner hielte?
Wo bliebe der Söhn' und Enkel Schaar,
Wenn sie nicht feurig fühlte?
Und nicht auf morschem Staube bloß
Ruht Freiheit, hehr geborgen
Ist sie in Gott, aus Grabesschooß
Und Kampf strahlt auf ihr Morgen.

Helvetia. O Mutter, auf deinen starken Arm
Will ich mich freudig stützen.
Dann schweigt die Angst, dann weicht der Harm:
Du wirst mein Bergland schützen!

Beide. So lang es bleibet treu und rein
Der Freiheit geweihete Stätte,
Wird es ihr prangender Tempel sein
Vom Rhein zur Alpenkette,
Und grünen in Segen und funkeln im Licht,
Im Sturme wohl zittern, doch fallen nicht!

Chor. Es schläft in kühler Erden
Der bied're Heldengreis.
Ein Saatkorn muß er werden,
Der Freiheit Ehr' und Preis.

Was frommt der Schmerz, der bange?
Hinrollt der Zeiten Rad.
Stärkt euch an seinem Gange
Und wandelt seinen Pfad!

Beide. Schlaf' wohl in kühler Erden,
Du bied'rer Heldengreis!
Ein Saatkorn wirst du werden,
Der Freiheit Ehr' und Preis.
Wir klagen nicht mehr bange,
Hinrollt der Zeiten Rad.
Wir folgen deinem Gange
Und wandeln deinen Pfad!

H. Weber.

Eine größere Volksmenge war von den Straßen Genfs wohl noch nie getragen worden, als am Nachmittag des 18. Juli und nie zuvor hat sich durch dieselben ein so großartiger Leichenzug bewegt. Außer dem speziell aufgebotenen Truppenkontingent zirka tausend Mann stark, hatten sich noch viele Tausende in Uniform zur letzten Ehrenbegleitung des todten Generals eingestellt; auch die städtischen und kantonalen Behörden waren in corpore erschienen; sodann die verschiedenen Vereine, deren Mitglied der Verstorbene gewesen war, die Sängerchöre und Musikgesellschaften und unzähliges Volk, besonders aber auch die Vertreter verschiedener Kantonsregierungen und der eidgenössischen Oberbehörde, sowie mehrere fremde Gesandtschaften. Unter dem Klange der Trauermärsche bewegte sich der riesenhafte Zug dem mit Lorbeerkränzen und den militärischen Insignien des Generals reichgeschmückten Sarge nach durch die schwarzbeflaggten Straßen der Stadt hin zum Friedhofe. Dort angekommen, ergriff der Pfarrer von Eau-Vives, Herr Ferrier, im Namen der Religion das Wort, indem er sich vor die todte Hülle seines berühmten Pfarreigenossen hinstellte und also sprach:

„Das erste Wort, das an diesem offenen Grabe und in Gegenwart unseres ganzen Volkes in Trauer gesprochen werden soll, ist ein Wort des Glaubens und der Hoffnung. Der Körper kehrt zur Erde zurück, von wannen er gekommen ist; aber die Seele steigt empor zu Gott, der sie gegeben hat. — Christus hat den Tod besiegt, indem er durch sein Evangelium die Unsterblichkeit und das ewige Leben zur unumstößlichen Wahrheit gemacht hat. Wir wissen nun, daß, wenn unser Haus, das wir auf Erden bewohnen, in Staub zerfällt, wir ein anderes finden werden bei Gott — in jenen lichten Höhen, die zu bewohnen Niemand von uns verdient, die uns aber Christus durch seinen Opfertod erschlossen hat.

„Indem ich angesichts des Todes diese großen und tröstlichen Wahrheiten verkündige, gebe ich den Gedanken und der Ueberzeugung Ausdruck, die den wahren Christen, den wir heute beweinen, stets beseelten. — Er hat seine Kräfte dem irdischen Vaterlande gewidmet, aber gleich den alten Patriarchen suchte er ein besseres: das himmlische Vaterland. — Er war ein Mann der Wissenschaft, aber er fühlte, daß die Wissenschaft allein nicht genüge, um die Gottheit zu ergründen; er nährte seinen Glauben durch eine demüthige innere Erhebung und Erbauung am Worte Gottes. — Er war ein guter Mensch, aber je mehr er's war, um so mehr gute Werke forderte sein Gewissen von ihm und er sah, daß er seine Ruhe nur am Fuße des Kreuzes von Golgatha finden werde.

„Begnügen wir uns nicht, ihn zu beweinen. Trachten wir vielmehr, ihm in seinem Glauben und seinem Leben nachzufolgen und wiederholen wir für ihn, indem wir in unser Innerstes Einkehr halten, jenes schöne Wort, das wir über die Friedhofspforte geschrieben haben: „Selig sind Diejenigen, die im Herren sterben; sie ruhen von ihrer Arbeit aus und ihre guten Werke folgen ihnen nach“.

Als letztes Lebewohl der Truppen an ihren allverehrten Führer gaben nun die Soldaten auf dem Friedhofe ihre Salven über das offene Grab; ihnen antworteten diejenigen in der Avenue — dumpf dröhnte der Donner der Feuerschlünde über die unzählige Volksmenge hin — ein ergreifendes Adieu!

Sodann trat Bundesrath Cérésole vor, um im Namen des Bundesrathes zu sprechen. Wir geben die herrliche Rede im Wortlaute wieder, um ihr nichts in ihrem Werthe zu rauben:

«Messieurs,

«La Suisse entière est avec nous près de ce cercueil.

«Aux bords du Rhin et à ceux de la Reuss et de l'Aar, aux rives du lac Majeur comme à celles du Léman, au sommet des Alpes et dans les vallons du Jura, dans la maison du riche et dans le chalet du plus humble berger, un cri s'est élevé: La Patrie a perdu un des plus dignes et le plus aimé de ses fils, un homme illustre comme soldat, plus grand encore comme patriote. Dufour n'est plus!

«Quelle est, Messieurs, la source de l'affection sans bornes du peuple suisse pour l'homme dont les restes mortels sont devant nous?

«Ce qui l'a élevé le plus dans l'estime de ses concitoyens, ce ne sont pas les destinctions brillantes, qui ont signalé sa carrière et dont nul moins que lui ne tirait vanité. Ce n'est pas l'amitié d'un monarque alors tout puissant dont il ne se servit jamais que de la manière la plus patriotique et la plus désintéressée. Ce ne sont pas ces droits de cité, que de l'un et de l'autre côté des Alpes, les villes et les cantons suisses lui décernaient à l'envi.

Ce n'est pas cette oeuvre immense de la carte fédérale par laquelle il nous a appris à mieux connaître et à mieux défendre notre pays. Ce n'est pas même ce monument colossal de glaces et de rochers qui, au sommet le plus élevé du Mont-Rose et des Alpes suisses, perpétuera le nom de Dufour aussi longtemps que notre République existera.

«Non, non, Messieurs et chèrs Confédérés, il y a plus et mieux encore. L'homme qui repose ici a pendant plus de cinquante ans servi son pays, dans des situations souvent difficiles et dans les missions les plus délicates. Il a exercé cette charge suprème et redoutable, ces pouvoirs presque dictatoriaux qu'au jour du péril la Suisse confie à l'homme qu'elle met à la tête de son armée. C'est dans ces mains que la mort vient de glacer, dans ces mains que pouvait faire trembler quelquefois la vieillesse déjà venue, que la Suisse a remis trois fois le drapeau fédéral, et alors ces mains ne tramblaient plus!

«Je voudrais, Messieurs, esquisser ici le caractère en quelque sorte unique du rôle politique et militaire du Général Dufour: son patriotisme, sa simplicité et son désinteressement antiques; son amour du devoir dans les grandes comme dans les petites choses; sa droiture parfaite, sa loyauté sans tache, et jusqu'à cette bienveillance qui allait au coeur, et qui se manifestait surtout dans ses relations avec les humbles et avec les petits.

«Je suis trop faible pour cette tâche. Mais qu'il me soit permis de faire parler ici le général Dufour lui-même dans quelques-unes des circonstances les plus mémorables de sa vie.

«C'était en 1847. La fièvre des dissensions politiques et religieuses dévorait la Suisse; la guerre civile menaçait.. Pour la première fois le quartier-maître général Dufour fut appelé au commandement en chef de l'armée fédérale.

«Soit ci ce qu'il écrivait à la Diète le 22 octobre:

««Quelque pénible que soit le devoir qui m'est imposé, je n'en dois pas moins des remerciements à la Haute Diète fédérale pour la marque de confiance qu'elle a bien voulue me donner, dans les circonstances difficiles où se trouve la Suisse. Je tâcherai de m'en rendre digne.

««Mais je crois pouvoir déclarer au sein de cette assemblée que, tout en faisant ce que le devoir exige, s'il faut en venir aux extrémités, je ne m'écarterai jamais des bornes de la modération et de l'humanité; que je ne perdrai point de vue que c'est entre des Confédérés qu'a lieu le débat; que je resterai étranger aux excitations politiques; que, me renfermant dans le cercle de mes attributions militaires, je m'efforcerai de maintenir l'ordre et la discipline dans les troupes fédérales, de faire respecter les propriétés publiques et particulières, de protéger le culte catholique dans la personne de ses ministres, dans ses temples et ses établissements réligieux; en un mot, de tout faire pour adoucir les maux irréparables d'une guerre. Puisse alors mon dévouement être utile à la commune patrie! Mais que bien plutôt la divine Providence écarte les calamités dont elle est menacée!»»

«Ce voeu ne fut pas réalisé. La guerre civile éclata et peu de jours après les troupes fédérales se concentraient sur le canton de Fribourg. Voici

comment le général en chef leur prescrivait leur devoir :

««Soldats»», leur disait-il dans un ordre général de novembre 1847, »»il faut sortir de cette lutte, non seulement victorieux, mais encore sans reproches ; il faut qu'on puisse dire de vous : ils ont vaillament combattu quand il le faillait, mais ils se sont montrés partout humains et généreux.»»

«Fribourg tomba, et Dufour porta sur le centre de la Suisse l'effort des 100,000 hommes qu'il commandait.

««Vous allez entrer dans le canton de Lucerne»», leur dit-il dans une seconde proclamation. ««En passant les frontières, oubliez vos rancunes pour ne vous tenir qu'à l'accomplissement des devoirs que la Patrie nous impose. Marchez à l'ennemi, combattez vaillamment, défendez vos drapeaux jusqu'à la dernière goutte de votre sang. Mais aussitôt que la victoire se déclare pour vous, plus de ressentiments ; conduisez-vous en guerriers généreux ; épargnez les vaincus ; rien ne relève davantage le véritable courage.»»

Lucerne à son tour se rendit, le Sonderbund avait vécu, et après cette campagne si courte et si décisive la popularité de Dufour fut immense. Non-seulement le vainqueur, mais encore le vaincu, celui du moins chez lequel l'esprit de parti n'avait pas étouffé toute justice, rendit hommage à la prudence, au patriotisme et à l'humanité du commandant en chef. La Diète, par un vote solennel, lui exprima la reconnaissance de la patrie en lui décernant une arme d'honneur et une récompense nationale. L'on vit alors, spectacle peut-être unique,

le général d'une armée victorieuse prélever sur cette récompense une part destinée à soulager les maux causés par la guerre, et sur cette part encore en destiner une au vaincu. Voici ce que Dufour écrivit à la Diète fédérale le 12 janvier 1848:

««La haute Diète a voulu récompenser l'armée fédéral dans la personne de son chef, elle l' a fait de la manière la plus complète, la plus généreuse; je manque de termes pour lui rendre les sentiments de profonde gratitude dont je suis pénétré. Je voudrais avoir le sentiment intime de mériter, en ce qui me concerne, une si grande, une si honorable récompense: mais je ne puis répondre que de mon dévouement sans bornes à la patrie, de ma vénération pour ses premiers magistrats et de mon vif désir d'accomplir, en toute occasion, mes devoirs de soldat et de citoyen.

««Désirant, dans une circonstance si mémorable pour moi, contribuer au soulagement des misères que la guerre a faites, je prie la haute Diète d'accepter la somme ci-jointe pour être employée à cet effet. Je ne mets aucune condition à ma faible offrande, mais j'émets le voeu que, dans la répartition des secours en général, on ne perde pas de vue que les blessés des deux armées sont également suisses.««

«Vous rappellerai-je, Messieurs, les événements de 1849, quand, pour la seconde fois, Dufour fut investi du commandement suprême; ceux de 1856, quand la Suisse entière se leva pour Neuchâtel? Qui, parmi vous, ne se souvient de l'élan qui alors s'empara de la Suisse à la voix de son général en cheveux blancs?

«En 1867 il entrait dans sa quatre-vingtième année. Il avait, pendant cinquante ans, rendu à son pays les services les plus éminents et les plus dévoués. Le 6 janvier 1867, il écrivit au Conseil fédéral cette lettre qui restera comme un modèle de noble simplicité et de patriotisme:

««Je viens respectueusement vous demander ma libération. J'ai été longtemps à la tête de l'état major fédéral; j'y suis resté tant que je me suis senti capable de rendre quelque service. Mais, arrivé à un âge déjà bien avancé, je sens que mes forces me trahiraient si j'étais appelé par les circonstances à en faire l'épreuve.

««Le moment est donc venu de me retirer et de faire place à d'autres.

««Il est inutile de m'appuyer sur cinquante années de service pour obtenir les fins de ma demande. Le Conseil fédéral ne la refusera pas à un vieux soldat qui est entré dans sa quatre-vingtième année et en a déjà parcouru près de la moitié.

««Il va sans dire que si, malgré cela, je puis encore être bon à quelque chose, le peu de forces qui me reste sera toujours au service de la patrie: mon amour pour elle ne s'éteindra qu'avec ma vie.»»

Il a tenu parole. Jusqu'à, son dernier souffle son coeur a battu pour son pays. Et quand, en 1870, une guerre terrible éclata sur nos frontières, il écrivit au Président de la Confédération une lettre, datée du 30 juillet, dont je suis heureux de citer ici les principaux passages:

««Bien retiré depuis plus de trois ans des affaires et affaibli par les années, je n'en suis pas avec moins d'intérêt les graves événements qui se

déroulent en ce moment. Aussi ai-je appris, dans ma retraite, avec un grande satisfaction, les mesures promptes et énergiques proposées par le Conseil fédéral et acceptées par les Chambres avec une louable unanimité.

««Je les ai d'autant mieux appréciées qu'elles ont pleinement confirme les assertions que je venais de développer dans une lettre au Ministre de la guerre français.

««Cette lettre était motivée par une opinion erronée émise dans la Chambre, sur la possibilité, de la part de la Suisse, de défendre et de maintenir sa neutralité. J'ai donc traite à fond la question, si importante pour nous, de la défense à tout prix de notre neutralité. J'espère que mes arguments n'auront pas été sans valeur et qu'ils contribueront, en quelque mesure, à nous assurer du côté de la France des dispositions bienveillantes et le respect de nos frontières.

««Ma lettre se termine par ses mots qui en
«résument le contenu: «Les choses étant telles,
«je garantis non seulement la **volonté**, mais la
«**possibilité** pour la Suisse, de défendre en toute
«circonstance et contre qui que ce soit, cette
«neutralité qui ne serait qu'un vain mot si elle
«n'était assurée que par les traités.

««Qui aurait cru alors que nous serios appelés à mettre ces principes en application, à donner la preuve que nos moyens de défense ne sont pas purement imaginaires? Espérons que ce ne sera pas en vain et qui la Suisse sortira de cette épreuve intacte et respectée.»» —

«Tel fut, décrit par ses actes et ses paroles, l'homme que nous allons ensevelir. Et maintenant, Messieurs, quitterons-nous le bord de cette tombe sacrée sans emporter dans le plus profond de nos coeurs les virils résolutions qu'inspire un si grand exemple?

«Citoyens, soldats, magistrats, quand la patrie nous demandera un sacrifice, nous évoquerons le souvenir du général Dufour. Son nom restera béni. Si, dans cette tombe où nous venons de le déposer, il entendait encore la voix de cette patrie qu'il a tant aimée, cette voix immense descendue de nos glaciers et de nos fleuves murmurerait en passant sur les cyprés de sa tombe, des paroles de vénération, de reconnaissance et d'amour! Et si un jour, jour de malheur, nos institutions, notre indépendance, notre patrie même devaient périr, c'est en s'inspirant de la mémoire et des actes d'hommes comme le général Dufour, que la Suisse briserait les fers de la servitude et saurait reconquérir sa liberté.» — — —

In freier Uebersetzung:

„Geehrte Herren!

„Die ganze Schweiz steht mit uns vor diesem Sarge.

„An den Ufern des Rheines wie an denjenigen der Reuß und der Aare, an den Gestaden des Langensees wie am Lemansstrande, am Fuße der Alpengipfel wie in den Jurathälern hat sich im Hause des Reichen wie in der Hütte des ärmlichsten Hirten der Klageruf erhoben: Das Vaterland hat einen der würdigsten und geliebtesten seiner Söhne verloren, einen Mann, berühmt und gefeiert als Soldat und größer noch als Patriot; Düfour ist nicht mehr!

„Wo, meine Herren, haben wir die Quelle der unbegrenzten Zuneigung des Schweizervolkes zu dem Manne zu suchen, dessen todte Hülle vor uns liegt?

„Nicht die glänzenden Auszeichnungen, welche seine Laufbahn markirt haben und auf die Keiner weniger eitel war als er, haben ihn am meisten in der Achtung seiner Mitbürger erhoben; es ist eben so wenig die Freundschaft eines allmächtigen Monarchen, von der er übrigens nie anders als in selbstlosester und patriotischer Weise Gebrauch machte; es sind auch nicht die Ehren-Bürgerrechte, welche ihm schweizerische Städte und Kantone diesseits und jenseits der Alpen um die Wette anboten; es ist ferner nicht das Riesenwerk der topographischen Karte der Schweiz, durch welche er uns unser Vaterland besser kennen und wirksamer vertheidigen gelehrt hat; es ist selbst nicht das Kolossalmonument von Fels und ewigem Eise, welches auf dem höchsten Gipfel des Monte-Rosa und der Schweizeralpen den Namen Düfour so lange tragen wird als unsere Republik besteht — — —

„Nein, nein, meine Herren und lieben Eidgenossen! es ist etwas Höheres, Besseres: Der Mann, der hier ruht, hat seinem Vaterlande mehr als fünfzig Jahre lang gedient und zwar oft in den schwierigsten Situationen und häkeligsten Missionen; er hat jene hohe und schreckliche Stellung bekleidet mit der fast diktatorischen Macht, welche die Schweiz in ihren Tagen der Gefahr dem Manne in die Hand legt, der an der Spitze der Armee steht. In diese Hände, vom Tode eben erstarrt, in diese Hände, welche vom schon hereingebrochenen Alter zitterten, hat die Schweiz dreimal das eidgenössische Banner gegeben; dann aber zitterten diese Hände nicht mehr!

„Meine Herren, gerne wollte ich hier den Charakter der zum Theil einzig dastehenden politischen und militärischen Rolle des Generals Düfour skizziren: seinen Patriotismus, seine antike Einfachheit und Selbstlosigkeit, seine Pflichttreue in

kleinen wie in großen Dingen, seine vollkommene Rechtlichkeit, seinen makellosen Biedersinn und sein Wohlwollen, das zum Herzen ging und besonders in seinen Beziehungen zu seinen schlichten und niedern Mitbürgern zum Ausdrucke kam, — — aber ich fühle mich zu schwach für die Lösung dieser Aufgabe.

„Es sei mir indessen erlaubt, hier den General Düfour selbst in einigen der bemerkenswerthesten Momenten seines Lebens reden zu lassen.

Es war im Jahre 1847; das Fieber der religiösen und politischen Mißhelligkeiten erschütterte die Schweiz; der Bürgerkrieg drohte auszubrechen. Zum ersten Male wurde der Generalquartiermeister Düfour als Höchstkommandirender der eidgenössischen Armee gewählt. Darauf schrieb er am 22. Okt. an die hohe Tagsatzung:

„„So peinlich die Pflicht auch ist, welche mir auferlegt wird, so fühle ich mich doch der hohen Tagsatzung gegenüber zu Dank verpflichtet für das Zeichen des Zutrauens, mit dem sie mich in den schwierigen Verhältnissen, in denen sich die Schweiz gegenwärtig befindet, betraut. Ich werde trachten, mich desselben würdig zu zeigen. Aber ich glaube im Schooße dieser Versammlung die Erklärung abgeben zu können, daß, falls es zum Aeußersten kommen sollte, ich bei der Erfüllung meiner Pflicht mich nie von den Grenzen der Mäßigung und Humanität entfernen, daß ich nie aus den Augen verlieren werde, daß es Eidgenossen sind, zwischen denen der Streit stattfindet; daß ich allen politischen Erregungen ferne bleiben, daß ich, indem ich mich in den Kreis meiner militärischen Obliegenheiten eingrenze, mich bestreben werde, die Ordnung und Disziplin unter den eidgenössischen Truppen aufrecht zu erhalten, das öffentliche und Privat-Eigenthum zu respektiren, den katholischen Kultus in der Person der Priester, in den Kirchen und Klöstern zu beschützen, mit einem Worte, daß ich Alles thun werde, um die bei einem Kriege unabwendbaren

Uebel zu mildern. Möchte also meine Aufopferung dem gemeinsamen Vaterlande nützlich sein! Aber möchte die göttliche Vorsehung weit eher die Kalamitäten von demselben ferne halten, mit denen es bedroht ist!““

„Dieser letzte Wunsch wurde nicht realisirt. Der Bürgerkrieg brach aus und wenige Tage nachher konzentrirten sich die eidgenössischen Truppen um den Kanton Freiburg, wobei ihnen der Obergeneral ihre Pflicht folgendermaßen auseinandersetzte:

„„Soldaten!““ sagte er ihnen in einem Generalbefehl vom November 1847; „„ihr müßt nicht nur siegreich aus diesem Kampf hervorgehen, sondern auch vorwurfsfrei; man muß von euch sagen können: sie haben tapfer gekämpft, wo es nöthig war, aber sie haben sich überall menschlich und großmüthig gezeigt!““

„Freiburg fiel und Düfour warf den Schwerpunkt seiner hunderttausend Mann starken Armee nach dem Centrum der Schweiz.

„„Ihr werdet in den Kanton Luzern einmarschiren,““ sagte er ihnen in einer zweiten Proklamation; „„wie ihr die Grenze überschreitet, so vergesset all' euern Groll, um euch einzig nur an die Pflichten zu halten, welche das Vaterland euch auferlegt. Zieht dem Feinde kühn entgegen; schlagt euch tapfer und steht zu eurer Fahne bis zum letzten Blutstropfen! Doch sobald der Sieg euer ist, so lasset alle feindlichen Gedanken fallen; unterdrückt jedes Rachegefühl; schonet der Ueberwundenen; dies ist die schönste Zier des wahren Muthes!““

„Auch Luzern ergab sich; der Sonderbund ging in Trümmer, und nach diesem kurzen entscheidenden Feldzuge war die Popularität Düfour's unermeßlich. Nicht nur der Sieger, sondern auch der Besiegte, wenigstens derjenige, in dem der Parteihaß nicht jedes Gerechtigkeitsgefühl erstickt hatte, zollte der Klugheit, dem Patriotismus und der Menschlichkeit des

Obergenerals die vollste Anerkennung und die Tagsatzung drückte ihm durch einstimmigen Beschluß den Dank des Vaterlandes aus, indem sie ihm einen Ehrensäbel und eine Nationalbelohnung zuerkannte. Dann sah man — wohl das einzige Beispiel in der Geschichte —, wie der General der siegreichen Armee von dieser Belohnung zum Voraus einen Theil dazu bestimmte, die durch den Krieg verursachten Uebel zu lindern und von diesem Theile einen sogar speziell den Besiegten zuwandte, indem er unter'm 12. Januar 1848 Folgendes an die hohe Tagsatzung schrieb:

„„Die hohe Tagsatzung wollte in der Person des Obergenerals die eidgenössische Armee belohnen und hat dies in wahrhaft generöser Weise gethan. Ich finde keine Worte, um ihr die Gefühle meiner tiefsten Dankbarkeit auszudrücken, von denen mein Herz durchdrungen ist. So weit es mich betrifft, wünschte ich das innige Gefühl zu haben, diese große, ehrenhafte Belohnung zu verdienen, aber ich kann mit nichts antworten als mit meiner unbegrenzten Aufopferung für das Vaterland, mit meiner Hochachtung vor seinen ersten Magistraten und meinem lebhaften Wunsche, bei jeder Gelegenheit meine Pflichten als Soldat und Bürger zu erfüllen. — Von dem Wunsche beseelt, in einem für mich so erinnerungswürdigen Momente auch etwas zur Linderung des Unglücks beizutragen, das der Krieg mit sich geführt hat, bitte ich die hohe Tagsatzung, die hier beigeschlossene Summe zu diesem Zwecke anzunehmen. Ich verbinde mit dieser meiner schwachen Beisteuer keinerlei Bedingungen; ich drücke dabei nur den Wunsch aus, daß man bei der allgemeinen Gabenvertheilung nicht aus dem Auge verliere, daß die Verwundeten beider Parteien in gleicher Weise Eidgenossen sind!““ —

„Meine Herren, muß ich Ihnen die Ereignisse von 1849 in Erinnerung bringen, als Düfour zum zweiten Male mit dem hohen Kommando betraut wurde, oder diejenigen von

1856, als die ganze Schweiz wie Ein Mann für Neuchâtel einstand? Wer unter Euch erinnerte sich nicht des Elans, der die Eidgenossen bei dem Rufe des greisen Generals beseelte?!

„Im Jahre 1867 trat er in sein achtzigstes Jahr. Ein halbes Jahrhundert lang hatte er der Eidgenossenschaft die höchsten, aufopferungsvollsten Dienste geleistet. Am 6. Januar 1867 sodann schrieb er an den Bundesrath folgenden Brief, der immer ein Muster edler Einfachheit und patriotischer Gesinnung bleiben wird:

„„Ehrfurchtsvoll trete ich vor Sie, um meinen Abschied zu verlangen. Ich stand lange an der Spitze des eidgenössischen Generalstabes, ich blieb so lange, als ich mich befähigt fühlte, etwelchen Dienst zu leisten. Jetzt aber in einem sehr vorgerückten Alter angekommen, fühle ich, daß mich meine Kräften verlassen würden, wenn ich durch die Verhältnisse dazu berufen würde, sie auf die Probe zu stellen.

„„Der Moment ist daher für mich gekommen, Andern Platz zu machen.

„„Es hat wohl keinen Zweck, mich auf meine fünfzigjährige Dienstzeit zu berufen, um meinen Abschied zu erhalten; der Bundesrath wird diese Bitte einem alten Soldaten, der in sein achtzigstes Jahr eingetreten ist und schon fast die Hälfte desselben am Rücken hat, nicht verweigern.

„„Selbstverständlich werde ich dessen ungeachtet, falls ich noch zu etwas nütze bin, das Bischen Kraft, das mir geblieben, stetsfort dem Vaterlande zur Verfügung halten; denn meine Liebe zu diesem wird erst mit meinem Leben erlöschen.““

„Er hielt Wort. Bis zu seinem letzten Athemzuge schlug sein Herz warm für sein Land. Und als im Jahre 1870 ein furchtbarer Krieg an unsern Grenzen ausbrach, schrieb er an den Präsidenten der Eidgenossenschaft einen Brief, datirt

vom 30. Juli. Ich fühle mich glücklich, Ihnen, meine Herren, hier die wichtigsten Stellen desselben mittheilen zu können:

„„Obschon seit mehr als drei Jahren von den öffentlichen Geschäften zurückgetreten und geschwächt durch das Alter, verfolge ich doch die schweren Ereignisse, die sich in diesem Moment entrollen, mit nicht weniger Interesse. In meiner Zurückgezogenheit habe ich denn auch mit großer Befriedigung erfahren, welch' rasche und energische Maßregeln zur Vertheidigung der Neutralität der Bundesrath vorgeschlagen und die beiden Kammern mit lobenswerther Einstimmigkeit angenommen haben.

„„Ich habe sie um so höher geschätzt, als sie die Behauptung, die ich soeben in einem Briefe an den französischen Kriegsminister aufgestellt und begründet habe, zur Wahrheit machen.

„„Dieser Brief war motivirt durch eine irrige Meinung, die in der Kammer gefallen, als wäre die Schweiz nicht im Stande, ihre Neutralität zu vertheidigen und zu behaupten. Ich habe sodann diese für uns so wichtige Frage der Vertheidigung unserer Neutralität um jeden Preis darin gründlich behandelt. Ich hoffe, daß meine Argumente nicht ohne Werth sein und daß sie dazu beitragen werden, uns von Seite Frankreichs wohlwollende Dispositionen und Achtung von unseren Grenzen zu verschaffen.

„„Mein Brief schließt mit folgenden resümirenden Worten: So stehen die Dinge; ich garantire daher nicht nur für den Willen, sondern auch für die Möglichkeit und Kraft der Schweiz, unser allen Verhältnissen und gegen wen es immer sei, diese Neutralität zu vertheidigen, die ja bei der bloßen Versicherung durch die Verträge nur ein leeres Wort wäre.

„„Wer hätte gedacht, daß wir so schnell unsere Prinzipien in Anwendung bringen und durch die That zeigen

müßten, daß unsere Vertheidigungsmittel nicht bloße Einbildungen sind? — Hoffen wir, daß dies nicht umsonst sei und daß die Schweiz ganz und ehrenvoll aus dieser Prüfung hervorgehe!"“

„So charakterisirte sich durch seine eigenen Worte und Thaten der Mann, dessen Hülle wir dem Schooß der Erde übergeben werden. Und jetzt, meine Herren, könnten wir den Rand dieses heiligen Grabes verlassen, ohne im Innersten unseres Herzens die männlichen Entschlüsse fortzutragen, die ein so erhabenes Beispiel uns einflößt?

„Bürger, Soldaten, Magistrate, wenn das Vaterland ein Opfer von uns fordert, so laßt uns das Andenken an den General Düfour wachrufen. Sein Name bleibe gesegnet! Wenn er in diesem Grabe noch die Stimme des Vaterlandes hörte, das er so sehr geliebt hat, so würde diese mächtige Stimme, von den ewigen Firnen niedersteigend und von den Gebirgsströmen herüberrauschend, bei ihrem Fluge durch die Cypressen dieser seiner letzten Ruhestätte nur Worte der Verehrung, Dankbarkeit und Liebe ausdrücken! Und wenn eines Tages, o Tag des Unheils! unsere Institutionen, unsere Unabhängigkeit, unser Vaterland selbst zu Grunde gehen sollten, so würde die Schweiz, begeistert durch das Andenken an Männer wie den General Düfour, die Ketten der Dienstbarkeit auf's Neue brechen und ihre Freiheit wieder zu erkämpfen wissen!“ — — —

Nach diesen erhebenden Worten trat Staatsrath Vautier Namens der Regierung des Kanton Genf vor das offene Grab und hielt eine Rede, die sich ungefähr über die nämlichen Charakterseiten und Momente in der Laufbahn Düfour's verbreitete, aber mit Vorliebe seiner Rolle im Jahre 1847 gedachte, alsdann noch einige Reflexionen über die von dem Verstorbenen speziell dem Kanton Genf geleisteten Dienste beifügte und seinen Vortrag damit schloß, daß er das Lebewohl

der von dem gemeinsamen Gedanken der Dankbarkeit und Trauer ergriffenen Mitbürger an den Verblichenen richtete.

Schießlich zeichnete Herr Vaucher-Crémieux in bewegten Worten den erhabenen und liebenswürdigen Charakter des Freundes, den er verloren, dieses großen Mannes, der immer ein Wohlthäter war; er sprach auch von seiner Einfachheit, die sich ganz und nirgends schöner äußere als in seiner Grabschrift, welche er kurz vor seinem Tode noch selbst aufgesetzt:

G. H. DUFOUR

HELVET. DUX

1787—1875.

Erst nach diesem letzten Zeugnisse, das seinem Andenken gewidmet ward, zog sich die unabsehbare Volksmasse zurück von dem stillen Erdenwinkel, der von nun an jedem Schweizerbürger heilig ist und wo die todte Hülle dessen ruht, den die Schweiz immerdar zu den berühmtesten, besonders aber zu den treuesten ihrer Söhne zählen wird.

XX.

Zu General Düfour's Andenken.

Kaum wölbte sich der Erdhügel über dem Grabe Düfour's und bezeichnete obiges Epitaph die jedem Schweizer heilige Stätte, als im Schooße des genferischen Offiziersvereins der von ehemaligen Waffengenossen des großen Todten ausgehende Gedanke der Errichtung eines würdigen Düfour-Denkmals auf einem der schönsten Plätze Genfs erörtert und alsobald für dessen Realisirung eine Nationalsubcription in's Werk gesetzt wurde. Ein aus Offizieren aller Kantone bestehendes Komite erließ einen Aufruf an das gesammte Volk unseres Vaterlandes, in welchem es die großen Verdienste des Generals in kurzen Zügen hervorhob und auf die moralische Pflicht des Volksdankes hinwies. Während in den einen Kantonen blos unter den Offizieren Sammlungen stattfanden, wurde die Sache in andern zur allgemeinen Volksangelegenheit gemacht. So kam denn in kurzer Zeit eine ganz beträchtliche Summe zusammen, an die sogar ganz ultramontane Ländchen in anerkennenswerther Weise beisteuerten. Eine Preis-Ausschreibung für die besten Entwürfe zu dem projektirten Denkmal hatte zur Folge, daß

über dreißig Künstler, darunter Sterne erster Größe, um die Ehre der Ausführung dieses Werkes konkurrirten. Die beiden ersten Preise für den besten Entwurf eines Standbildes und einer Reiterstatue fielen dem jungen Schweizerkünstler Bildhauer Lanz zu. Zur Stunde, da wir dieses letzte Kapitel unseres „Buches vom General Düfour" schreiben, hat das Komite aber noch keinen Beschluß gefaßt, ob das eine oder andere Projekt (Reiterstatue oder Standbild) ausgeführt werden soll, da es in Folge der noch nicht geschlossenen Subscription noch keinen sicheren Anhaltspunkt über die hiefür zur Verfügung stehenden Geldmittel besitzt und auch in der Wahl des Platzes, wo das Denkmal aufgestellt werden soll, noch keinen Entscheid getroffen hat. Das ist indessen sicher, daß der vielverdiente und allbeliebte General ein würdiges Denkmal erhält, ein Denkmal, das auch diejenigen ehrt, die es errichtet haben, ein Denkmal, das das Sprichwort vom Undank der Republik Lügen straft.

Und wenn es uns durch die gewissenhafte Bearbeitung dieses bescheidenen „Buches vom General Dufour" gelungen ist, wie wir in der Vorrede gehofft, jeder patriotischen Schweizerfamilie ein Bild von dem Leben und Wirken des Gefeierten zu entrollen und dadurch den Kommentar zum berühmten Düfour-Denkmal in Genf zu bieten; wenn es uns gelungen ist, das Andenken dieses besten Schweizers in Tausenden von Familien unseres liebwerthen Vaterlandes so zu befestigen, daß eine zahlreiche Kerntruppe unserer jungen Schweizer den heiligen Entschluß faßt, dem Vaterlande in großen und kleinen Dingen so treu zu dienen wie Düfour, dann sind wir für unsere Arbeit mehr als belohnt!

Zum Schlusse lassen wir noch einige poetische Gedanken verschiedener Schweizerdichter folgen, welche im Verein mit den bereits in frühern Kapiteln unseres Buches in den Text eingereihten Gedichten einen schönen, sinnigen Lorbeerkranz

um das Bild des Generals Düfour bilden und lebhaft Zeugniß davon ablegen, wie tief das Andenken an den gefeierten «pater patriae» in unserem Volke wurzelt.

An General Düfour.

Dir schlugen Aller Herzen
Im ganzen Vaterland,
Um keinen Zweiten schlinget
Sich so der Liebe Band;
Was Du uns bist gewesen
In uns're großen Noth,
Das dankt Dir jeder Schweizer,
Dich ehrend noch im Tod!

Das Heimatland zerklüftet
War bis zum tiefsten Grund;
Das Werk der Jesuiten
War jener Sonderbund,
Der uns're Freiheit fesseln
Gewollt mit Schlangenlist,
Der Bruderherzen trennte
Durch blut'gen Bürgerzwist.

Als so es Nacht geworden
Im lieben Vaterland,
Hast Du den Feind bezwungen
Mit starker Heldenhand;
In's Schwarze hast gezielet
Mit festem Blick und Muth,
Und auch den Zweck getroffen
Hast Du als Schütze gut.

Den fremden Feind geworfen
Hast Du hinaus zum Land;
Den irrgeführten Brüdern
Bot'st Du die Bruderhand:
So hast mit blanker Waffe
Den Einen Du bekriegt,
Die Andern mit der Liebe
Und Schweizertreu' besiegt.

Das fühlten auch die Enkel
Des Tell und Winkelried,
Und sangen Dir im Herzen
Bald auch Dein Siegeslied:
Ihr Dank für Deine Schonung
Im ernsten Waffentanz, —
Die Liebe der Besiegten —
Das war Dein Lorbeerkranz.

In solchem Schmucke prangten
Der Helden noch nicht viel,
Noch selten schwang ein Herrscher
Sich auf zu solchem Ziel, —
Wenn er nach außen siegte,
Ward inn'rer Zwist oft neu,
Du bliebest stets der Uns're
Und wir Dir immer treu.

Dir hatte voll Vertrauen
Die Heimat schwer bedrängt,
Die einz'ge Ehrenstelle,
Die höchste Macht, geschenkt;
Und diese Macht gegeben
Hast Du dem Vaterland,
Als Du Dein Amt vollendet,
Zurück mit reiner Hand.

Groß bist Du da gewesen,
Mit Würd' und Sieg geehrt,
Vom ganzen Bundesheere
Als Führer hochverehrt,
Doch größer, als Du wolltest
Nur uns vom Feind befrei'n'
Und dann in uns'rer Mitte
Ein freier Mann zu sein.

Als solcher hast vollendet
Mit Kraft und Wissenschaft
Du auch ein Werk des Friedens
Mit großer Geisteskraft;
Ein Werk, das uns're Heimath —
Die Berge, Land und Seen —
Auf's Deutlichste gezeichnet
Im Bilde laßt uns seh'n.

Ein Werk ist's, das uns freuet
Und Dir gereicht zum Ruhm,
Hat doch kein Volk der Erde
Ein solches Eigenthum!
D'rum hast Du, als die Völker
Im Wettstreit kämpften heiß,
Im Frieden Dir erworben
Auf's Neu' den Ehrenpreis!

So warst Du uns're Ehre
Im Frieden wie im Krieg,
Und feiertest zum Ruhme
Des Vaterlands den Sieg;
Dir dankte, wer es konnte
Mit warmen Händedruck,
Und aller Schweizer Liebe
Krönt Dich als schönster Schmuck,

Und gingst nach letztem Kampfe
Du nun zum Friedensport,
So lebst in unsern Herzen
Du unvergessen fort;
Der Name Düfour lebet,
So lang die Schweiz besteht,
So lang durch ihre Berge
Ein Hauch der Freiheit weht.

Martin Klotz.

Unserm alten General Düfour.

Dein Feldherrnbildniß grüßt seit meiner Kinderzeit
Von mancher Stubenwand herab in ernster Milde.
Wie schlug mein Knabenherz entgegen Deinem Bilde,
Wie hing's an unserm General mit Innigkeit!

Die Väter priesen Dich, die Mütter dankten Dir;
Die Jungmannschaft saß siegesfroh am Heimatherde;
Beruhigt lag gestillt des Vaterlandes Erde
Von Bruderzorn und Streit und falscher, fremder Gier.

Wir sonnten uns am Segensstrahl der neuen Zeit;
Am reichen Friedensport erstarkte uns're Jugend;
Begraben lag der Haß; es blühte Bürgertugend
Und Treu' für's Vaterland in neuer Herrlichkeit.

So wuchsen wir heran in frohem Jugendglück
Und lernten lieben Alle, die uns führten, hegten,
Und ehren, die des Geistes Nothdurft pflegten,
Und lernten steh'n zum Vaterland in jedem Stück.

An Dir, mein General, hängt noch mit Stolz mein Herz.
Du hast errungen Dir die höchsten Kriegerehren,
Du Held! gewannst auch jenen Siegeskranz, den hehren,
Geliebt zu sein im Vaterlande allerwärts!

Mein General! nicht Deine sich're Feldherrnkunst,
Nicht kriegerisches Machtgebot mit Blut und Eisen,
Nicht Schlachtenhoheit nur sind's, die wir — knechtisch — preisen;
Nein, Deine Bürgertugend fand des Schweizers Gunst!

Ja, was Du bist als Mensch und Christ und Bürgersmann,
Das ist's, was bleibend Dir gewann die Schweizerherzen!
Mit Brudersinn zu lindern Wunden, Noth und Schmerzen
Ist ganzes Heldenthum, das nie erbleichen kann.

Du bist ein solcher Held, mein alter General!
Das ächte Heldenvorbild allen Schweizersöhnen.
„Heil Dir, Du Heldengreis!" so soll mein Hochruf tönen!
Und meinen Buben mahnend winkt Dein Bild einmal.

Samuel Pletscher.

MONUMENTUM PERENIUS ÆRE.

Kennst Du den Thron, der höchste ist's von allen,
Zu dem hinauf Europa's Völker schau'n?
Umringt von eisbepanzerten Vasallen
Steht majestätisch er im Morgengrau'n.

Und läßt er sanft den Nebelschleier fallen,
Will nur dem Muthigsten er sich vertrau'n.
Willst pilgernd Du zu jenem Throne wallen,
Mußt selber Dir dahin die Stufen hau'n.

Und immer kühner ragt der Freiheit Stütze
Dort an dem Monterosa himmelwärts,
Und fragst Du nach dem hohen Wolkensitze,

Deß Namen lebt in jedem Schweizerherz?
So nenn' ich freudig Dir die Düfourspitze,
Ein Denkmal hoch und dauernder als Erz.

D. D.

Düfour-Spitze.

Längst hat um Deine Heldenstirn gewunden
Den unvergänglich grünen Lorbeerkranz
Das Schweizerland, dem Du Dich weihtest ganz.
An Deinem Namen bleibt sein Wohl gebunden.

Wo hell der Gletscher strahlt im Sonnenglanz,
Wo Gottes Macht vom Herzen wird empfunden
Und wir von Angst und Sorgen rasch gesunden,
Dort leuchtet uns Dein Ruhm im Wolkentanz.

Und wenn des Abends Dämm'rung sinkt hernieder,
Wenn all' die Gipfel schon in Nacht getaucht,
Dann strahlt in zartem Roth Dein Name wieder.

Das ist der Dank, den das Gebirge haucht,
Der höchste Altar, wo ein Opfer raucht,
Das schönste, reinste aller Schweizerlieder.

Spöndly.

General Düfour.

Schon deckt das Grab die Hülle
Des besten Schweizers zu.
Nun feierliche Stille,
Nun ringsum Grabesruh'!

Die Thränen sind geflossen,
Der Liebe Schluß-Tribut.
Das Grab, es bleibt geschlossen
Worin der Edle ruht.

Doch etwas ist geblieben!
D'ran nagt kein Zeitenzahn,
Sein Glauben, Hoffen, Lieben
Als bied'rer Schweizermann.

Er glaubte, daß nur Eintracht
Die Schweizer mache stark,
Daß aber blinde Zwietracht
Zernag' das eig'ne Mark.

Er hoffte, daß die Wahrheit
Sich endlich breche Bahn,
Uud daß in gold'ner Klarheit
Die Freiheit möge nah'n.

Er liebte nur das eine,
Das schöne Vaterland!
Und weihte ihm alleine
Sein Herz und seine Hand.

D'rum hängt im Schweizerlande
Sein Bild an jeder Wand.
So lebt im Vaterlande
Er über'm Grabesrand.

Wohl dem, der sich im Leben
Unsterblich schon gemacht,
Er glänzt auch noch im Sterben
Als Stern in lichter Pracht. G. Schlumpf.

GENEREL DUFOUR.

Sü ma chanzun e port' onur
A nos Wilhelm Heinrich Dufour
Al patriot lodabel;
Al scort e prudaint generel
Amih del pövel prinzipel
E pozza della patria!

Da Basilea fin Müstair
Dal Bodan al Léman pelvair
Cha sieu nom hoz strassuna.
La patria plaundscha il decess
Del hom, chi saimper indefess
Servezzans grands rendaiva.

Wörtliche Uebersetzung des Tramèr'schen ladinischen Gedichtes, von Simon Caratsch:

Auf, du mein Lied, und bringe Ehr'
Unserm Wilhelm Heinrich Düfour,
Dem löblichen Patrioten.
Dem geschickten, vorsichtigen General,
Dem besondern Freund des Volkes,
Der Stütze des Vaterlandes!

Von Basel bis zum Münsterthal,
Vom Bodan bis zum Leman, wahrlich
Erschalle heut' sein Name!
Das Vaterland beklagt den Hinschied
Des Mannes, der immer unverdrossen
Sehr große Dienste leistete.

D'la liberted ün protectur
E da nos drets ün defensur
Sco sh'ün darer tel chatta;
El eira hom zuond prob e s-chet
E staiva dalla vart del dret
In ogni circonstanza.

Sieus tituls nu'l rendaivan vaun
L'eir 'hom bandus da cour umaun
In pêsch e nella guerra.
El eira perque zuond stimo
Ed in particoler amo
Da sieus compagns dad armas.

Co ch'el nel ann quarauntaset
Con si' armed' allontanet
Il prievel ch'imnatschaiva

Uebersetzung:

Ein Beschützer der Freiheit,
Ein Vertheidiger des Rechts,
Wie man nur selten einen solchen findet,
War er ein Mann, bieder und schlicht,
Stand immer auf Seite des Rechts
Bei jeder Angelegenheit.

Seine Titel machten ihn nicht eitel;
Er war ein Mann von sanftem, humanem Herzen
Im Frieden und im Kriege;
Deßwegen war er hochgeachtet
Und besonders geliebt
Von seinen Waffengefährten.

Wie er im Jahre siebenundvierzig
Mit seiner Armee entfernte
Die Gefahr, welche drohte,

E mnet la pêsch traunter ils frers,
Discords per ils contschaints affers,
Ans resta in memoria.

Co ch'el nel ann tschinquauntaset
Gnand ün nouv inimih dandet
Tschintet darcho sa speda;
E co'l prüm clam darcho 's mettet
Sco patriot da cour perfet,
In testa dell' armeda!

Ma eir in pêsch ho'l opero
Bger per la patria, sco ch'ün so,
Sco hom d'sincer caracter;
Ilo scrit sieu nom sün tuots ils munts
Da tuots ils vainchaduos chantuns
Três sa famusa charta.

Ueberſetzung:

Und Frieden unter die Brüder brachte,
Entzweit wegen der bekannten Angelegenheit,
Das bleibt uns in Erinnerung.

Wie er im Jahr ſiebenundfünfzig,
Da ein neuer Feind plötzlich erſchien,
Wieder ſein Schwert umgürtete
Und auf den erſten Ruf ſich wieder ſtellte,
Als Patriot, — großherzig,
An die Spitze ſeiner Armee.

Aber auch im Frieden hat er gewirkt
Viel für das Vaterland, wie man weiß
Als Mann aufrichtigen Charakters,
Hat ſeinen Namen geſchrieben auf alle Berge
Der zweiundzwanzig Kantone
Durch ſeine berühmte Karte.

Nel public sco eir nel privat,
S'ho el musso tres pled e fat
Bun bap d'famigl' e patria,
Per que ans ais gnieus in imaint
D'al tschanter sü quaist monumaint
In sia algordentscha!

Pfarrer Tramèr in Scanfs
(Engadin).

Uebersetzung:

Im öffentlichen wie im Privatleben
Erwies er sich durch Wort und That
Als Familienvater und Vater des Vaterlandes;
Deßwegen ist es uns in den Sinn gekommen,
Ihm dieses Monument aufzurichten
Zu seinem Gedächtniß!

Zur Erinnerung an den vor dreißig Jahren besiegten Sonderbund.

Motto: Denkst du daran, mein tapf'rer Lagienka —

An unser Herz, ihr wackern Kampfgefährten!
Euch feiert hoch des Veteranen Lied,
Daß heut' die alte Gard' mit grauen Bärten
Zum Festappell sich stellt in Reih' und Glied!
Wie manche Gruft hat seither sich geschlossen,
Wohl über manchem tapferen Kumpan?
Ein neu Geschlecht ist jener Zeit entsprossen,
Als wär's ein Traum. O Freunde, denkt ihr d'ran?

Denkt ihr daran, wie zwölf zwei halbe Stimmen
Gerettet einst des Vaterlandes Ehr'?
Wie Saint-Gervais dem Bürgerkrieg, dem grimmen,
Entgegendonnerte: „Wacht in's Gewehr!

Wie auch Sankt Gallus trotzte den Geschicken,
Den letzen Mann gestellt zum Stichentscheid:
„Auf, Kanoniere, eilt zu euren Stücken
Und zeigt, daß ihr der Alten würdig seid!“

Denkt ihr daran, wie in den fernsten Thälern
Zur Sammlung schlug begeistert der Tambour?
Das war kein speech, gesprochen vor den Wählern,
Das war der Heeresbann von General Düfour!
Das war ein Feldzug selbstbewußter Männer,
Er fragte nicht: Bist schwarz du oder weiß?
Sei jeden Glaubens, nur nicht Roms Bekenner,
Der blindlings pülvert auf des Papsts Geheiß.

Denkt ihr daran, als wir vor Freiburg lagen,
Die Nacht hindurch im Schlamm bis an die Knie?
Denkt ihr daran, wie öd' und leer der Magen,
Wie Schuh' und Stiefel dort um Rache schrie?
Wir denken d'ran, wir werden nicht vergessen
Dich, Fleischbrüh', ach, so salz- und pfefferlos,
Und dich, o Schnaps, der du so pflichtvergessen
Die Rund' gemacht vom Oberst zum Profos.

Denkt ihr daran, als wir auf Hellbühls Auen
Uns rüsteten zum blut'gen Bürgerstreit?
Da sprengt ein Reiter her im Morgengrauen:
„Auf, zu den Waffen! Seiet schlagbereit!
„Die Emme gilt es fröhlich zu durchwaten
„Beim Feldgeschrei: Hie Eidgenossenschaft!
„Und jenseits steh'n des Sonderbunds Soldaten,
„Die greift ihr an mit Heldenmuth und Kraft.“

Und Vorwärts stürmten Ketten und Kolonnen
Auf Kirchhof Littau's steilen Hügel an,

Und wie der Nebel vor dem Glanz der Sonnen
Zerschmolz der Feinde Macht vor ihrem Nah'n —
Es siegt das Kreuz, es schweigen die Geschütze,
Für lang geschlossen ist ihr ehr'ner Mund,
Helvetia ruft von ihrem Alpensitze:
«Afflavit Deus — dissipati sunt!»

Gott blies, und fort nach allen Winden
So glaubten wir die schwarze Schaar zerstreut —
Doch jetzt wo endlich wir uns wiederfinden
Nach dreißig Jahren, steht die Schaar erneut,
Und enge schließet sie bereits die Glieder!
Wohlan, wenn's einstens sie zu schlagen freut,
Dann, Jungens, schlaget sie noch einmal nieder!
Und diese Hoffnung feiern wir, die Alten heut'.

Bern, 24. Nov. 1877. H. v. B. M.

Ende.

Inhalts-Verzeichniss.

Seite.

Einleitung 3

I.

Düfour's Kinderjahre.

Die Genfer Emigranten. — Kolonie in Konstanz. — Düfour's Eltern. — Seine Taufe. Chaponnière's Lied. — Rückkehr nach Genf. — Das Rousseaufest. — Früheste Jugenderinnerungen 7

II.

Düfour's Knabenjahree.

Düfour im Collège. — Kriegerische Spiele. — Liebhabereien 20

III.

Düfour's Studentenjahre.

Chirurgische Studien. — Der junge Zeichnungslehrer. Eintritt in das Polytechnikum zu Paris. Ernste Studien daselbst. — Praktische Studien in der Kriegsschule zu Metz 27

IV.

Kapitän Düfour als Vertheidiger von Korfu.

Korfu. — Düfour's Reise dahin. — Die Vertheidigungswerke. — Düfour als Plan- und Kartenzeichner. Seine allseitige militärische Ausbildung. — Sein Abenteuer zur See. — Rettung und Genesung. — Uebergabe der Festung 39

V. Seite.

Düfour's Rückkehr nach Frankreich.

Landung in Marseille. — Abenteuer in Aix. — Heimkehr auf Urlaub 56

VI.

Düfour befestigt Lyon.

Aufgebot nach Grenoble. — Seine Befestigungsarbeiten vor Lyon. — Seine Dekoration mit dem Kreuze der Ehrenlegion 59

VII.

Auf ewig dein, o Vaterland!

Düfour's Rückkehr nach Genf. — Offerte aus Frankreich und Ablehnung derselben. — Sein Entschluß, nur der Schweiz zu dienen 65

VIII.

Düfour verschönert die Stadt Genf.

Das alte Genf. — Düfour's Umgestaltungsideen. — Seine Brücken- und Quaisbauten. — Seine Anlage von Spaziergängen 69

IX.

Düfour's pädagogische und literarische Wirksamkeit.

Düfour als Professor der Mathematik in Genf. — Seine literarischen Werke 78

X.

Die Düfourkarte.

Allgemeines. — Die schweizer. Kartographie früherer Jahrhunderte. — Heinrich Keller. — Die ersten Triangulationen. — Die neue Triangulation der Schweiz und die Anfertigung der großen topographischen Karte unter Oberstquartiermeister Düfour. — Charakteristik der Düfourkarte. — Ein Blick auf die neuere Kartographie der Schweiz . . . 84

Seite.

XI.

Düfour organisirt das schweiz. Wehrwesen.

Allgemeines über das frühere Wehrwesen. — Düfour gründet die eidgen. Militärschule in Thun. — Sein Streben nach militärischer Einheit in der Schweiz. — Seine Organisation des Wehrwesens. — Die Grenzbefestigungs-Arbeiten. — Ernste Prüfung der Neutralitätsbehauptung. — L. Napoleon als Schüler Düfour's. — In der Militärschule. — Resultate . 122

XII.

Düfour sucht den „Savoyerzug" zu unterdrücken.

Die polnischen Flüchtlinge in der Schweiz. — Deren verunglückter Abendteurerzug nach Savoyen. — Diplomatisches 142

XIII.

Düfour pacifizirt Basel.

Revolution in Baselland. — Lostrennung der Landschaft von der Stadt. — Widersetzlichkeit der Stadt und Landfriedensbruch. — Eidgenössische Pacifikation unter Oberst Düfour 148

XIV.

Düfour und der „Louis-Napoleon-Handel".

Reichenau und Arenenberg. — Louis Napoleon als Schweizer. — Die Folgen des Straßburger Attentats. — Louis Philipp und die Schweiz. — Die begeisterte Erhebung der Schweiz für ihre Rechte gegenüber Frankreichs Zumuthungen. — Düfour's Adresse an die Regierung des Kantons Thurgau. — Friedlicher Ausgang. — Düfour's Freundschaftsverhältniß zu Napoleon 162

XV. Seite.

Düfour und die politischen Wirren in Genf.

Die Gesellschaft vom 3. März. — Die Revolution von 1841. — Düfour's politischer Umschwung und seine Vermittlungsrolle 193

XVI.

General Düfour besiegt den Sonderbund.

a) Die politischen und kirchlichen Parteikämpfe in der Schweiz von 1830—1847. — Ursprung, Entwicklung und Tendenz des Sonderbundes . . . 199

b) Die bewaffnete Auflösung des Sonderbundes oder der Sonderbundskrieg:

1) Die Wehrkräfte. — Allgemeine Vorbereitungen . 298

2) Die Operationen gegen Freiburg . . . 340

3) Der Krieg gegen die Waldstätten . . . 365

4) Die Dispositionen gegen Wallis . . . 417

5) Die Abrüstung 424

c) Die politische Neugestaltung der Schweiz . . 447

XVII.

Düfour's weitere militärische und politische Wirksamkeit.

a) Düfour wird zum zweiten Male als General gewählt (Besetzung der Rheingrenze beim badischen Aufstande) 464

b) Düfour geht als außerordentlicher Gesandter nach Paris und wird zum dritten Male als General gewählt (Neuenburger Affaire) 467

c) Düfour wird zum vierten Male als General gewählt (Besetzung der Südgrenze im italienisch-österreichischen Kriege 512

d) Düfour's Sendung nach Paris in der Savoyerfrage. Die Lösung der Dappenthalfrage 516

e) Düfour's Rücktritt von den öffentlichen Geschäften . 519

Seite.

XVIII.

Ein Blick in General Düfour's Privatleben und seine humanitären Bestrebungen.

Seine Familienverhältnisse. — Seine Lebensweise. — Am eidg. Schützenfeste. — Seine Präsidentschaft der internationalen Konferenz vom „Rothen Kreuze im Weißen Felde“. — Letzte Ehre 522

XIX.

General Düfour's Todtenfeier.

Vorbereitungen. — Der Leichenzug. — Rede des Pfarrers von Eaux-Vives. -- Rede des Bundesraths Céresole. — Weitere Nachrufe auf dem Grabe. — Epitaph 533

XX.

Zum Andenken an den General Düfour.

Vom projektirten Düfour-Denkmal. — Unser „Buch vom General Düfour“. — Poetischer Lorbeerkranz auf das Grab Düfour's, gewunden von schweizerischen Dichtern 555